MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80274-4

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

TITLE:

SATURA VIADRINA

PLACE:

BRESLAU

DATE:

1896

Master Negative #

91-80274-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

877.04
Sa84

kenntnistheorie.--H. Schmidt, Zur kunstgeschichtlichen bedeutung des homerischen schildes.--L. Cohn, Diassorinos und Turnebus. Ein beitrag zur textgeschichte der Philonischen schriften.--F. Skutsch, Iambenkürzung und synizese.--P. Hoppe, Beiträge zur erklärung des Properz.--Berichtigung.

877.04
Sa84

Satura Viadrina; festschrift zum fünfundzwanzigjährigen bestehen des Philologischen vereins zu Breslau. Breslau, Schottlaender, 1896.
3 p. l., 159 p. l l., map. 24½ cm.

Contents.--G. Wissowa, Septimontium und Subura. Ein beitrag zur römischen stadtgeschichte.--J. Partsch, Die Berbern bei Corippus.--K. Münscher, Der sechste Isokratische brief.--F. Wilhelm, Zu Tibullus.--W. Kroll, Scenische illusion im fünften jahrhundert.--H. Lübke, Ueber die rhodischen Liebeslieder in ihren beziehungen zur neugriechischen volksdichtu ng.--G. Türk, Aristipps er-

30285

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9.27.91 INITIALS V.W.D.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: SATURA VIADRINA

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

__✓__ Illegible and/or damaged page(s): PAGES 8-10

_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

_____ Bound out of sequence: _____

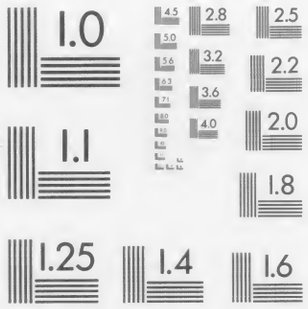
_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: Fordham

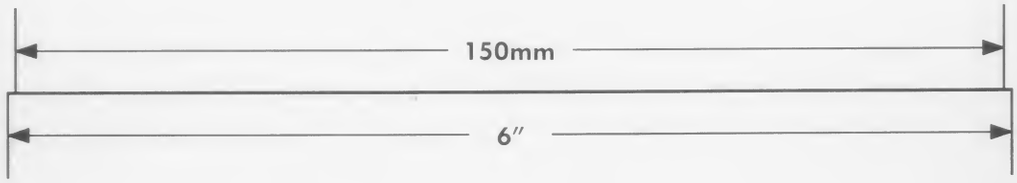
_____

_____ Other: _____

FILMED IN WHOLE
OR PART FROM A
COPY BORROWED
FROM FORDHAM
UNIVERSITY

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





PHOTOGRAPHIC SCIENCES CORPORATION
770 BASKET ROAD
P.O. BOX 338
WEBSTER, NEW YORK 14580
(716) 265-1600

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

The
Nathaniel Currier Fund
for the
increase of the Library
Established 1908

SATURA VIADRINA

SATURA VIADRINA

FESTSCHRIFT

ZUM

FÜNFUNDZWANZIGJÄHRIGEN BESTEHEN

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BRESLAU

BRESLAU
SCHLESISCHE BUCHDRUCKEREI, KUNST- UND VERLAGS-ANSTALT
v. S. SCHOTTLAENDER
1896

Berl 29 Sept '13.

11-8585

877.04
Sa 84

Inhaltsverzeichnis.

Seite:

G. Wissowa, Septimontium und Subura. Ein Beitrag zur römischen Stadtgeschichte 1
J. Partsch, Die Berbern bei Corippus 20
K. Münscher, Der sechste Isokratische Brief 39
F. Wilhelm, Zu Tibullus (I 4) 48
W. Kroll, Scenische Illusion im fünften Jahrhundert 59
H. Lübke, Ueber die rhodischen Liebeslieder in ihren Beziehungen zur neugriechischen Volksdichtung 69
G. Türk, Aristipps Erkenntnistheorie 89
H. Schmidt, Zur kunstgeschichtlichen Bedeutung des homerischen Schildes 95
L. Cohn, Diassorinos und Turnebus. Ein Beitrag zur Textgeschichte der Philonischen Schriften 110
F. Skutsch, Iambenkürzung und Synizese 122
P. Hoppe, Beiträge zur Erklärung des Properz 145
Berichtigung 161

Septimontium und Subura.

Ein Beitrag zur römischen Stadtgeschichte.

Von

GEORG WISSOWA,

Halle a. S.

Ein Fest der sieben Berge, *Septimontium*, wurde zu Rom noch in der Kaiserzeit alljährlich gefeiert und erfreute sich einer grossen Popularität, indem es als fröhliches Volksfest weite Kreise der Bevölkerung berührte. Die Schulen waren geschlossen, und die Schullehrer erhielten ein Extradouceur [1]), auf Festschmäuse deutet die Thatsache, dass Domitian den Tag des *septimontiale sacrum* für eine grosse Volksbewirtung wählt [2]); insbesondere hat die ländliche Bevölkerung diesen Festtag hochgehalten, denn der Landmann regelt nach ihm die Ordnung seiner Feldarbeiten [3]), und der aus der ersten Kaiserzeit stammende Bauernkalender [4]) von Guidizzolo bei Mantua (CIL I² p. 253), der in dem ganzen Halbjahr von Juli bis December nur sieben Feste verzeichnet, führt das *Septimontium* unter diesen an; auch der einzige überlieferte Festbrauch, das Verbot ὀχήμασι ζευκτοῖς μὴ χρῆσθαι (Plut. Qu. Rom. 69) weist auf ländliche Verhältnisse hin, denn er bezieht sich doch wohl auf die Zugtiere des Landmanns, die an diesem Tage feiern sollen wie an den Consualia (Dion. Hal. I 33. Plut. Qu. Rom. 48)

[1]) Tert. de idol. 10: *etiam strenuae captandae et septimontium, et brumae et carae cognationis honoraria exigenda omnia.*

[2]) Suet. Dom. 4: *septimontiali sacro quidem senatui equitique panariis, plebei sportellis cum obsonio distributis initium vescendi primus fecit.*

[3]) *Septimontialis satio* Colum. II 10, 8; vgl. Pallad. XIII 1: *faba circa septimontium seri potest.*

[4]) Diesen Charakter der fasti Guidizzolenses, die nur im Zusammenhange mit den sog. Menologia rustica richtig gewürdigt werden können, hat F. Barnabei Notiz. d. scavi 1892, 9. 11 richtig betont.

und anderen ländlichen Festen. Dass das Septimontium das Ende des Heidentums überlebte, beweist der Umstand, dass es nicht nur im Kalender des Furius Dionysius Philocalus vom Jahre 354 (als *Septimontia*), sondern auch in dem des Polemius Silvius von 449, in dem ja die heidnischen Feste zum grössten Teile bereits getilgt sind, verzeichnet wird; auch die Erwähnung des Festes bei Johannes Lydus (de mens. frg. Caseol. p. 118 Bekk., s. unten S. 4) beweist seine lange Erhaltung.

Der Tag des Septimontium, *III. idus Decembres* = 11. December, steht durch das übereinstimmende Zeugnis der fasti Guidizzolenses und des Philocalus fest; bei Polemius Silvius ist es versehentlich zum 12. December notiert; daraus, dass Varro (de l. l. VI 24) den *dies Septimontium* erst nach den Larentalia erwähnt, hat man früher mit Unrecht geschlossen [1]), derselbe dürfe erst nach dem 23. December angesetzt werden, während Varro vielmehr am Ende der Jahresfeste den Namen Septimontium, den er in den Kalendarien nicht verzeichnet fand, nachträgt [2]).

Ebensowenig wie das dem Varro vorliegende Fastenexemplar geben die uns erhaltenen inschriftlichen Ausfertigungen des offiziellen Kalenders, von denen für den 11. December vier (Maff., Praen., Amit., Ant.) erhalten sind, den Namen *Septimontium,* sondern sie verzeichnen an diesem Tage ein *Agonium* [3]). Allerdings hat Mommsen (CIL I[1] p. 408; zurückhaltender I[2] p. 336) gemeint, dieser Name sei nur eine andere Bezeichnung des Septimontium, und hat die in den fasti Amiternini statt **AGON** überlieferten Buchstaben **AG·IN** aufgelöst zu *Ag(onia) In(ui)*, so dass danach dem Inuus das Septimontiumfest gegolten hätte; aber diese Hypothese ist — abgesehen davon, dass das Septimontium seiner ganzen Bestimmung nach sicher nicht einem einzelnen Gotte gelten konnte — unhaltbar, einmal weil *Inuus* nicht Eigenname, sondern Beiname (ἐπίκλησις) eines Gottes ist, wie *Lucetius Gradivus Mulciber*, und daher in der offiziellen Festbezeichnung keine Stelle hat, zweitens aber, weil es eine ganz unerhörte Abweichung von der festen Form der Kalenderaufzeichnung wäre, wenn hier in den mit grossen Buchstaben verzeichneten Partieen, zwischen dem Nundinalbuchstaben (**A**) und der Note des Tagescharakters (**NP**) ausser dem

[1]) O. Müller zu Festus Qu. XV 15, 7.

[2]) So richtig Mommsen CIL I[2] p. 336.

[3]) Über diese richtige Form des Festnamens vgl. meine Abhandlung De feriis anni Roman. vetust. p. XII und Real-Encykl. I 869 f.

Festnamen auch der des Gottes verzeichnet stände [1]). Ich kann daher nach wie vor [2]) **AG·IN** nur für einen Steinmetzfehler anstatt **AGON** halten: es fielen auf den 11. December zufällig zwei verschiedene *feriae* zusammen, ein Agonium — welchem Gotte es galt, bleibe hier dahingestellt [3]) — und das Septimontium, ebenso wie am 17. März nicht minder zufällig das *agonium Martiale* (Masur. Sabin. bei Macr. I 4, 15) und die *Liberalia;* aber während an diesem Tage der ausserdem noch dreimal (9. Januar, 21. Mai, 11. December) im Kalender vorkommende und daher zu Datierungszwecken minder geeignete Name *Agonium* in den Hemerologien zu Gunsten der allein zur Datierung verwendeten (Cic. epist. XII 25, 1; ad. Att. XIV 10, 1. Bell. Hisp. 31 Bezeichnung *Liberalia* aufgegeben (fast. Maff. Farn.) oder dieser wenigstens nachgestellt ist (fast. Caer. Vat.), hat man für den 11. December das gleiche Verfahren nicht eingeschlagen und nicht einschlagen können, da die Erwähnung des Septimontium überhaupt nicht in den Staatskalender gehörte. Denn wenn Ateius Capito [4]) bei Fest. p. 245 M. = 316 Thewr. zwei Gattungen von *publica sacra* scheidet, einmal diejenigen *quae publico sumptu pro populo fiunt,* andererseits *quae pro montibus pagis curiis sacellis,* so haben in den Staatskalender nur die *feriae publicae* der ersten Art Aufnahme gefunden, nicht aber diejenigen, die zwar auch von der ganzen Gemeinde, aber nicht als Gesamtheit, sondern nach ihren Gliederungen begangen wurden [5]): das Septimontium aber gehört in die letztere Kategorie, denn es ist, wie Niemand bezweifelt, eben das Fest, welches Ateius Capito mit *sacra pro montibus* meint, und wenn Varro a. a. O. es bezeichnet als *feriae non populi, sed montanorum modo,* so thut er das, um das Fehlen des Namens im Festkalender zu begründen.

Das Volk der Kaiserzeit, welches ein Fest der sieben Berge feierte,

[1]) Vgl. im Gegensatze dazu die fasti Venusini (CIL I[2] p. 221) zum 21. Mai, wo zwischen Nundinalbuchstaben (**E**) und Tagescharakter (**N**) der Festname **AG·** = *Ag(onium)* verzeichnet ist, alles in grossen Buchstaben, dann hinter dem Tagescharakter mit kleinen Buchstaben *Vediovi.*

[2]) S. De feriis anni Rom. a. a. O.

[3]) Immerhin mag auf die wenig beachtete Angabe des Lydus a. a. O. hingewiesen werden, die dadurch an Bedeutung gewinnt, dass dieser Autor ausdrücklich Ἀγωνάλια und Σεπτιμούνδιος ἑορτή als zwei verschiedene, nur zufällig auf denselben Tag fallende Feste scheidet: ἐπετέλουν δὲ καὶ ἑορτὴν λεγομέν[ην Ἀ]γωνάλια δαφνηφόρῳ καὶ γενάρχῃ Ἡλίῳ ὥσπερ Ἀθήνησιν ἡ [ἐπὶ τ]οῖς δαφνηφορίοις τελετή.

[4]) Vgl. R. Reitzenstein Verrianische Forschungen S. 46 ff.

[5]) Anders jetzt Mommsen CIL I[2] p. 298.

konnte dabei unmöglich an etwas Anderes denken, als an die sieben Berge, welche der servianische Mauerring umfasste (die Stellen bei Jordan Topogr. II 208 f.), und in der That galt ihm das Fest als eine Erinnerungsfeier an die Vollendung des Synoikismos durch Aufnahme des siebenten Hügels. Plut. Qu. Rom. 69: τὸ δὲ σεπτιμούντιον ἄγουσιν ἐπὶ τῷ ἕβδομον λόφον τῇ πόλει προκατανεμηθῆναι καὶ τὴν Ῥώμην ἑπτάλοφον γενέσθαι. Lyd. de mens. a. a. O.[1]): ἐν ταύτῃ καὶ ἡ λεγομένη παρ' [αὐτῶν Σεπτι]μούνδιος ἑορτὴ ἐπετελεῖτο, τουτέστιν ἡ περίοδος τῆς πό-λ[εως, ὅτι ἐπὶ ζ λ]όφους τὰ τείχη τῆς Ῥώμης ἐκτέταται. ὀνόμα[τα δὲ] τούτ[των· Πα]λάτιον Σκύλιον Ταρπήιον Ἀβεντῖνον Τιβο[ύρτιον Πρα]ιν[έσ]τιον Βιμινάλιον. [παρὰ] δὲ τοῖς ἀρχαίοις ἑτέρως οὕτως· Ἀβεν[τ]ῖνος Κέλιος [Ἐσ-κ]ύλιος Καπιτολῖνος Βελινήνσιος Κυ[ρινά]λιος Παλα[τῖνος]. Aber auch Varro hat diese Meinung geteilt, denn er meint, der Tag Septimontium habe seinen Namen *ab his septem montibus, in quis sita urbs est* (de l. l. VI 24), und dass er darunter die geläufigen „sieben Hügel" versteht[2]), zeigt die ausführliche Erörterung über die „Siebenhügelstadt" ebenda V 41 ff. Dass er aber irrte, wissen wir aus einem bei Festus in doppelter Fassung erhaltenen Fragmente des Antistius Labeo[3]), aus welchem hervorgeht, dass sich das Fest von Haus aus auf sieben ganz andere Höhen bezog, die zusammen ein viel engeres Gebiet umfassen als die Siebenhügelstadt des servianischen Mauerringes. Fest. p. 348b 24 Müll. = 524, 24 Thewr.: *Septimontio, ut ait Antistius Labeo, hisce montibus feriae: Palatio, cui sacrificium quod fit, Palatuar dicitur; Veliae (villae* cod.*), cui item sacrificium; Fagutali (faguali* cod.*), Suburae, Cermalo, Oppio, Caelio monti, Cispio (cis pto* cod.*) monti;* danach zu ergänzen die verstümmelte Glosse p. 340a 7 Müll. = 506, 7 Thewr.: *[Septimontium dies ap]pellatur mense [Decembri III idus, qui dicitur in] fastis Agonalia, [quod ea die septem m]ontibus fiunt sa[crificia: Palatio,*

[1]) Dass ich die Stelle im authentischen Text geben kann, verdanke ich der Freundlichkeit von R. Wünsch, der das fragmentum Caseolinum (cod. Paris. suppl. gr. 257) neu verglichen und zur Ausfüllung der Lücken die Lydus-Excerpte des cod. Paris. gr. 1630 (Boissonade Anecd. graeca I 424) herangezogen hat; die letzteren sichern den Wortlaut der Ergänzungen vollständig, so dass sich damit alle früheren Versuche (Jordan a. a. O. II 210) erledigen.

[2]) Dieselben meint wahrscheinlich auch der Schol. Veron. zu Verg. Georg. II 535 (*septemque una sibi muro circumdedit arces*): *septem montes, unde etiam dies sacer septimontii constitutus est.*

[3]) Wahrscheinlich aus dem Werke *de fastis*; s. meine Dissertation De Macrobii Saturn. fontibus p. 28 und vgl. W. Kahl Philologus Suppl. V 728.

Velia, F]agutali, Subura, [Cermalo, Caelio[1]*), Oppio], Cispio;* vgl. Paul. p. 341 M. = 507 Thewr.: *Septimontium appellabant diem festum, quod in septem locis faciebant sacrificium: Palatio, Velia, Fagutali, Subura, Cermalo, Caelio*[2]*), Oppio et Cispio.* Das ist unverkennbar eine ausgezeichnete Überlieferung, die neuerdings durch einen inschriftlichen Fund in glänzender Weise bestätigt und erläutert worden ist: in der Nähe der Titusthermen (*„al convento dei Cappuccini, alle Sette Sale"*) kam 1887 folgende, dem Schriftcharakter nach etwa der ciceronischen Zeit angehörende[3]) Inschrift zu Tage: *mag(istrei) et flamin(es) montan(orum) montis Oppi de pequnia mont(anorum) montis Oppi sacellum claudend(um) et coaequand(um) et arbores serundas coeraverunt*[4]), aus der wir erfahren, dass noch am Ausgange der Republik die von Antistius Labeo erwähnten sieben *montes* als selbständige sacrale Organisationen mit eigenen *magistri* und *flamines*[5]) und eigener Kasse bestanden und für die Instandhaltung des *sacellum* oder der *sacella* ihres Bezirkes sorgten; denn ebenso wie die *montani montis Oppi* haben gewiss auch die *montani Palatini, montani Cermalenses, montani Velienses* u. s. w. bestanden. Sie beweist aber ferner auch, dass, was noch Jordan (Topogr. I 1, 199. 274 Anm. 44) in Abrede stellte, die in mehreren derselben Zeit angehörigen Zeugnissen erwähnten *montani* nichts Anderes sind, als die Angehörigen dieser sieben Berggemeinden. Abgesehen von der öfter erwähnten Varrostelle (de l. l. VI 24), wo die *montani* als Teil der Gesamtheit des *populus* gegenüber gestellt werden, geschieht ihrer stets Erwähnung zusammen mit den *pagani*[6]), und zwar in der Weise, dass man sieht, wie beide zu ein-

[1]) Dass dieser Name dastand, zeigt der Umfang der Lücke und das Excerpt des Paulus.

[2]) Dies Wort steht in allen guten Handschriften; vgl. E. Thewrewk von Ponor Verhandl. d. Wiener Philologen-Versamml. 1893 S. 253.

[3]) G. Gatti Bull. archeol. comun. XV 1887 S. 156 ff.; vgl. Hülsen Röm. Mitteil. IV 1889 S. 278 Anm. 2.

[4]) Diese Worte sind grausam missverstanden von O. Gilbert Gesch. und Topogr. d. Stadt Rom III 351 Anm. 4.

[5]) Über den Plural s. Mommsen Staatsr. III 1 S. VIII Anm.; ein Versehen ist es, wenn Mommsen meint, das erwähnte *sacellum* werde das *sacellum Iovis Fagutalis* (Varro de l. l. V 152) sein, denn dieses gehörte doch nicht zum Oppius, sondern zum Fagutal, also einer anderen Gemeinde von *montani*.

[6]) Über *montani* und *pagani* vgl. Mommsen Röm. Tribus S. 15 ff. 211 ff., Röm. Gesch. I⁵ 108; CIL I¹ p. 205; Staatsr. III 114 ff. Detlefsen Bull. d. Instit; 1861 S. 48 ff. Jordan Topogr. I 1, 277 ff. De Rossi Piante icnografiche e prospettiche di Roma p. 14 ff.

ander im Verhältnisse der gegenseitigen Ausschliessung stehen, zusammengenommen aber eine höhere Einheit ergeben; die *lex rivalicia* des Ser. Sulpicius (Fest. p. 340 a 15) verordnete: *[mon]tani paganive si[fis aquam dividunto]*, bei Qu. Cicero de pet. cons. 30 werden neben den *collegia* und *vicinitates* die *montes pagi*[1]), bei Cicero de domo 74 neben den *collegia* die *pagani* und *montani*[2]) genannt, und zwar an der letzten Stelle mit dem Zusatze *quoniam plebei quoque urbanae maiores nostri conventicula et quasi concilia quaedam esse voluerunt:* d. h. *montani et pagani* bezeichnete an sich die gesamte hauptstädtische Bevölkerung, der Name beschränkte sich aber zu Ciceros Zeit in praxi auf die *plebs urbana*, ähnlich, wie später der der *XXXV tribus* auf die *plebs frumentaria*. Es hat bis auf Augustus eine die ganze Stadt umfassende sacrale Einteilung nicht gegeben[3]); nur die Altstadt, über deren Umfang sogleich gehandelt werden soll, besass ihre Einteilung in die sieben Berggemeinden, deren Grenzen und Umfang durch Erweiterungen des Stadtgebietes nicht berührt werden; was ausserhalb dieser Siebenbergestadt lag, gehörte — gleichviel ob vom Pomerium umfasst oder ausgeschlossen[4]) — zu den *pagi*, die ebenso einmal im Jahre ihr gemeinsames Fest, die Paganalia, feiern, wie die *montes* ihr Septimontium. Von diesen beiden Festen, die von jedem *mons* und jedem *pagus* als einer geschlossenen Gemeinde begangen werden und bei welchem das Opfer nicht irgend einer der

[1]) *Habeto rationem urbis totius, collegiorum, montium* (so emendiert Mommsen Staatsr. III 114 Anm. 5 für *collegiorum omnium*) *pagorum, vicinitatum.*

[2]) *Nullum est in hac urbe collegium, nulli pagani aut montani . . ., qui non amplissime non modo de salute mea, sed etiam de dignitate decreverunt.*

[3]) Die vier Regionen hatten keine sacralen Centra; dass die Annahme einer sacralen Einteilung der Vierregionenstadt nach den 27 (oder 24) *sacraria Argeorum* irrig ist und auf falscher Interpretation der Worte des Varro de l. l. V 45 beruht, habe ich in meiner Real-Encykl. II 694 f. nachgewiesen.

[4]) Die bezeugten städtischen *pagi* — über den *pagus Sucusanus* s. unten S. 19 — nämlich der *pagus Aventinensis* (CIL XIV 2105), *pagus Ianiculensis* (CIL VI 2219 f.) und *pagus montanus* (CIL VI 3823), liegen allerdings ausserhalb des Pomerium. Aber zu der Annahme Mommsens (Staatsr. III 115), dass für den Bezirk der Quirinalstadt eine dem Septimontium analoge Sondereinteilung verschollen sei, also einstmals eine Dreiteilung in *montani, collini* und *pagani* vorgelegen habe, sehe ich keine rechte Veranlassung. Dass die in der Argeerurkunde aufgeführten Sonderhöhen (*colles*) des Quirinal (Quirinalis, Salutaris, Mucialis, Latiaris: vgl. Wissowa Hermes XXVI 1891 S. 142 ff. Hülsen Rhein. Mus. XLIX 1894 S. 413 f.) in der Gesamtstadt eine der der sieben *montes* analoge Rolle gespielt hätten, ist weder bezeugt noch wahrscheinlich.

Staatsgottheiten, sondern dem *mons* oder *pagus* selbst, d. h. dem nicht näher definierten *numen* dieser Örtlichkeit gegolten zu haben scheint[1]), sind zu scheiden andere, wo die Zugehörigen eines *mons* oder eines *pagus* sich wieder in Gruppen teilen, je nach den innerhalb des Sprengels gelegenen Heiligtümern, sodass alle Kapellen einer Berggemeinde am gleichen Tage, aber jede für sich ihr Fest feiern. Anders wenigstens kann ich die von Ateius Capito a. a. O. neben den *sacra pro montibus* erwähnten *sacra pro sacellis* nicht verstehen, bei denen doch, nachdem die *sacraria Argeorum* nicht mehr in Betracht kommen (Real-Encykl. II 694 f.), nur an die *sacella* der *montes* gedacht werden kann[2]). Allerdings wissen wir von dieser Feier sonst nichts, aber wir kennen dafür etwas besser das entsprechende Fest der *pagi*. Dieselbe Bedeutung, welche die *sacella* innerhalb der *montes* besitzen, haben innerhalb der *pagi* die *compita*; denn die bessere Überlieferung lässt es noch durchaus klar erkennen, dass ursprünglich *compitum* zum *pagus* gehört[3]), und eine Weihinschrift wie CIL IX 1618 *M. Nasellius . . . Sabinus et Nasellius Vitalis . . paganis communib(us) pagi Lucul(. . .) porticum cum apparatorio et compitum a solo pecun(ia) sua fecerunt* bietet die direkte Parallele zu der Inschrift der *montani montis Oppi*. Die *compita* aber haben ihr Fest in den Compitalia, welche als *sacra pro compitis* den *sacra pro sacellis* der *montes* entsprechen. Dann hat sich der Unterschied zwischen *sacella montanorum* und *compita paganorum* verwischt, und ebenso wie Ateius Capito, da er die *compita* nicht erwähnt, bei den *sacra pro sacellis* gewiss an *montes* und *pagi* denkt, so sind im letzten Jahrhundert der Republik auch die *sacella* der Altstadt den *compita* gleichgesetzt worden, und die

[1]) Das besagt der Wortlaut des Labeonischen Zeugnisses: *Palatio, cui sacrificium quod fit Palatuar dicitur, Veliae, cui item sacrificium,* und damit findet die eigentümliche Fassung der Tertullianstelle ad nat. II 15: *etiam locorum urbis vel loca deos arbitramini, Ianum patrem . . . et montium septem Septemontium* wenigstens zum Teil ihre Erklärung. Eine Analogie bietet das in den Hemerologien (Arval., Paul.) zum 1. Oktober notierte Opfer *Tigillo sororio*, welches nach Mommsens zutreffender Bemerkung (CIL I² p. 330) nicht anders denn als dem Tigillum sororium dargebracht aufgefasst werden kann.

[2]) Auch einer Beziehung der noch nicht völlig aufgeklärten Stelle Cic. de leg. agr. II 35 (vgl. Mommsen Staatsr. III 124 Anm. 1) auf die *sacella* der *montes* steht nichts entgegen, und ebenso kann Liv. IV 30, 10 sehr wohl auf sie gehen.

[3]) Verg. Georg. II 382 (= Hor. epist. I 1, 49) *pagos et compita circum*, und dazu Philargyrius: *compita ubi pagani agrestes bucina convocati certa solent inire consilia*; mehr bei Roscher Mythol. Lexik. II 1873.

Compitalienfeier hat für *montes* und *pagi* in gleicher Weise gegolten; die an diese Feier anknüpfenden, über die ganze Stadt verbreiteten *collegia compitalicia* unter ihren Vorstehern, den *magistri vicorum* (s. Roschers Lexikon II 1874 f.), fallen als Verbindungen der *plebs urbana* der Sache nach mit den *montani et pagani* zusammen, wenn auch daneben die offizielle Organisation der *montes* und *pagi* unter ihren *magistri* bis auf Augustus noch besteht. Dieser erst hebt bei seiner Neuorganisation des Stadtkörpers den Unterschied von *montani* und *pagani* ganz auf und teilt das ganze Gebiet der *urbs XIV regionum* gleichmässig in *vici*, deren jeder ein *compitum* zum sacralen Mittelpunkte erhält. Damit waren die Grundlagen, auf denen das Septimontium-Fest beruhte, verschwunden, und wenn es auch als populäre Festfeier noch Jahrhunderte lang fortbestand, so musste seine ursprüngliche Bedeutung doch bald völlig in Vergessenheit geraten.

Wenn das Fest, welches nur die Bewohner der „sieben Berge" begingen, unter den *feriae publicae* seinen Platz gefunden hat, so folgt daraus, dass zur Zeit seiner Gründung es einen Gegensatz zwischen *montani* und *populus*, wie ihn Varro betont, noch nicht gab, sondern dass die Stadt damals nicht mehr als jene sieben Berge umfasste; und dass jener Zeitpunkt nicht eine bedeutungslose, schnell überwundene Etappe in der Entwickelungsgeschichte des römischen Stadtbildes darstellte, beweist die Standhaftigkeit, mit der sich wenigstens als sacrale Organisation die Gemeinde der sieben Berge noch Jahrhunderte lang von den neu hinzugekommenen Mitbürgern abgeschlossen erhielt: Septimontium ist nicht nur Bezeichnung des Festes, sondern Stadtname Roms in einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung. Das hat schon Niebuhr (Röm. Gesch. I 430) richtig erkannt, und die neueren Topographen, O. Richter (Handb. III 753) energischer als Jordan (Topograph. I 1, 199), haben seine Beobachtung für die Stadtgeschichte fruchtbar zu machen gesucht. Zwischen das *antiquum oppidum Palatinum* (Varro de l. l. VI 34), dessen Umfang durch den alljährlich sich wiederholenden Luperkerumlauf im Gedächtniss erhalten wurde, und die Vierregionenstadt, deren Pomerium während der gesamten Dauer des Freistaates das geltende geblieben ist, schiebt sich als Zwischenstufe das Septimontium ein. Aber freilich, Terminalcippen, wie sie zur Bezeichnung des palatinischen Pomerium um der Lupercalienfeier willen sorgfältig erhalten wurden, standen zur Zeit unserer Gewährsmänner nicht mehr um die Weichbildgrenze der Siebenbergestadt, die Kunde von ihr war verschollen, man kennt zwar noch den Namen

Septimontium als älteren Stadtnamen[1]), aber selbst Varro bezieht ihn fälschlich auf die bekannten sieben Hügel der servianischen Stadt[2]).

Um so unschätzbarer ist für uns das durch einen aussergewöhnlich günstigen Zufall erhaltene Zeugnis des Antistius Labeo (oben S. 4 f.), auf dem allein unsere Kenntnis der Septimontium-Stadt beruht. Von den Höhen, die unser Gewährsmann aufzählt, sind die meisten mit Bestimmtheit zu localisieren: über Palatium und Cermalus als die beiden Erhebungen des palatinischen Hügels, sowie über die Velia, die von der Nordostseite des Palatin als schmale Erhebung nach dem Esquilin hinüberläuft und die Forumsebene sozusagen überbrückt, besteht kein ernstlicher Zweifel; aber auch das kann als ausgemacht gelten, dass die Namen Fagutal, Oppius mons, Cispius mons die drei Anhöhen des Esquilin bezeichnen, u. zw. Fagutal die dem Forum zunächst gelegene Höhe von S. Pietro in Vincoli[3]), Oppius die unmittelbar östlich daran

---

[1]) Bei Fest. p. 321a 18 M. = 468, 18 Thewr. heisst so die Niederlassung der Sikuler auf römischem Boden, die von den reatinischen Sabinern erobert wird: *Sacrani appellati sunt Reate orti, qui ex Septimontio Ligures Siculosque exegerunt.* Eine dunkle Reminiscenz liegt auch den Worten des Serv. Aen. VI 783 zu Grunde: *alii dicunt breves septem colliculos a Romulo inclusos, qui tamen aliis nominibus appellabantur; alii volunt hos ipsos, qui nunc sunt, a Romulo inclusos, id est Palatinum Quirinalem Aventinum Caelium Viminalem Esquilinum Ianicularem; alii vero volunt hos quidem fuisse, aliis tamen nominibus appellatos*; die hier an erster Stelle angeführte Meinung kann nur auf das Septimontium des Labeo gehen.

[2]) Varro de l. l. V 41: *ubi nunc est Roma, Septimontium, nominatum ab ot montibus, quos postea urbs muris comprehendit* (es folgen die sieben servianischen Hügel). Mommsens Erklärung (Staatsr. III 113 Anm. 5), Varro wolle sagen, das Septimontium sei benannt von ebenso vielen — aber anderen — Bergen, wie man im servianischen Rom zählte, ist sprachlich unmöglich und würde zum Mindesten die Aenderung von *quos* in *quot* verlangen. Aber hätte Varro den wahren Umfang des Septimontium gekannt, so würde er nicht VI 24 das Fest *ab his septem montibus, in quis sita urbs est*, d. h. den sieben Hügeln der servianischen Stadt, hergeleitet haben.

[3]) Fagutal und Carinae scheinen mir nicht räumlich sich ausschliessende Begriffe, sondern zu verschiedenen Zeiten übliche Namen derselben Örtlichkeit; die Hemerologien kennen weder das Fagutal noch die Berge Oppius und Cispius, sondern nur *Carinae* und *Esquiliae*: wie die auf dem Cispius gelegene *aedes Iunonis Lucinae* (Argeerurkunde bei Varro de l. l. V 50) im Kalender (z. 1. März) *Esquiliis* angesetzt wird, so würde wahrscheinlich die *aedes Telluris in Carinis* der Hemerologien (z. 13. December), wenn sie in einer älteren Urkunde vorkäme, dort als *in Fagutali* gelegen bezeichnet sein. Wie O. Richter (Handb. III 753) und A. Schneider (Röm. Mitt. X 1895 S. 166) dazu kommen, in dem Fagutal die zwischen Oppius und Cispius liegende Thalmulde zu sehen, und was diese Thalmulde unter den *montes* soll, ist mir unerfindlich.

sich anschliessende Erhebung (dort, bei den Sette Sale, ist die Inschrift der *montani montis Oppi* gefunden), Cispius endlich die nördlich vom Oppius liegende Anhöhe von San Prassede[1]). Die Stadterweiterung ist in der Weise vor sich gegangen, dass, als der palatinische Berg für die wachsende Stadt zu eng wurde, man auf der Velia die Forumsniederung überschritt und die auf den Höhen des gegenüberliegenden Berges gelegene Vorstadt — denn das heisst *Esquiliae* trotz Jordans (Topogr. I 1, 183 f.) Widerspruch doch — in's Weichbild hineinzog. Ist bis dahin alles klar, so beginnen nun die Schwierigkeiten um so ärger. Einmal weist die Liste des Antistius Labeo ausser den genannten sechs *montes* noch zwei andere Namen auf, *Subura* und *Caelius*, also im ganzen acht, im offenkundigen Widerspruche mit dem Namen *Septimontium* und der ausdrücklichen Angabe *in septem locis faciebant sacrificium*[2]). Hier muss also ein Versehen oder eine Textverderbnis, die aber bei der Uebereinstimmung beider Festusstellen bezw. der Epitome nicht bei Festus, sondern schon bei Verrius Flaccus oder gar in dem von ihm benutzten Exemplare des Antistius Labeo liegen müsste, vorliegen. Zweitens konnte die uns bekannte Subura der historischen Zeit nun und nimmermehr als „Berg" bezeichnet werden. Wenn etwas in der römischen Topographie sicher steht, so ist es die Thatsache, dass der Name Subura an der Niederung zwischen den Spitzen des Quirinal, Viminal, Cispius und Esquilin (genauer Carinae oder Fagutal) haftet, wo noch heute der Strassenname *Suburra*[3]) und in einem Winkel des Thales nach dem Quirinal hin die Kirche *S^a Agata in Subura* den Namen bewahrt haben; die gleichnamige antike Strasse begann am Argiletum (Martial. II 17) und gewann in ihrem weiteren Laufe als *clivus Suburanus* mit kräftiger Steigung durch den Einschnitt zwischen Cispius und Oppius die Höhe des esquilinischen Plateaus (Mart. V 22, 5; vgl. X 19, 5). Wenn man angenommen hat, der Name habe ursprünglich am Hügelabhange des

[1]) Das beste Kartenbild bei Kiepert-Hülsen Formae urbis Romae antiquae tab. I; im wesentlichen zutreffende Erörterungen bei Becker Topogr. S. 534 ff.

[2]) Dieser Widerspruch schliesst auch die von Mommsen (Verhandl. d. Wiener Philol. Versamml. 1893 S. 253) vorgeschlagene Lösung aus, dass das Fest nur a potiori benannt und in der That ein Fest der sieben Berge und der Subura gewesen sei.

[3]) Eine *Piazza della Suburra* verzeichnet Lanciani Forma urbis Romae Taf. 23 an der Kreuzung der Via Cavour mit der Via Giovanni Lanza (ehemals Via dello Statuto).

Esquilin gehaftet und sei erst allmählich in die Niederung heruntergeglitten, so kann man mit einer so willkürlichen Konstruktion jedes Thal in einen Berg verwandeln, abgesehen davon, dass es eine mehr als sonderbare Einteilung wäre, neben den drei Erhebungen des Esquilin den Abhang als vierten *mons* zu rechnen. Ausserdem bezeugen Junius Gracchanus und Varro (de l. l. V 48), dass die Subura gelegen habe *sub muro terreo Carinarum*, eine Beschreibung, die vollkommen auf die heutige Piazza della Suburra im Verhältnisse zu der gerade darüberliegenden Erhebung von S. Pietro in Vincoli passt. Wenn diese Erdmauer, gleichviel ob eine blosse Abschroffung des Bergabhanges oder eine am oberen Bergrande herumlaufende Aufschüttung[1]), ein Teil der Befestigung des Septimontium war, wie allgemein angenommen wird und sehr wahrscheinlich ist, so ist damit direkt bezeugt, dass die Subura ausserhalb dieser Befestigung lag[2]); es ist überhaupt eine vollkommene Unmöglichkeit, dass eine Befestigungslinie, welche die Esquilinhöhen einschloss, den Viminal und Quirinal aber ausschloss, die Subura mit umfasst haben könnte, und man kann sich von dieser Unmöglichkeit durch einen Blick auf die Karten von Richter (Handb. III zu S. 764) oder Arth. Schneider (Das alte Rom Plan 2, vgl. auch Röm. Mitt. X 1895 S. 167 ff.) leicht überzeugen, die beide ganz willkürlich und falsch den *murus terreus Carinarum* quer durch die Ebene zwischen Cispius und Palatin laufen lassen, so dass er mit den Carinae überhaupt nichts mehr zu thun hat. Mit allen Kunststücken lässt sich die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, dass ein Thal kein Berg ist und die Niederung, die in der späteren Zeit den Namen Subura führte, unmöglich einer der sieben Berge des Septimontium gewesen sein kann.

Da die Liste des Antistius Labeo statt sieben Berge deren acht aufweist und einer derselben nachweislich kein Berg ist, so scheint es selbstverständlich das Nächstliegende, beide Schwierigkeiten mit einem Schlage zu beseitigen und die Subura aus der Liste zu streichen. Das ist der Weg, den Niebuhr eingeschlagen hat. Mit Recht aber ist man ihm nicht gefolgt. Denn einmal verrät sich schon im Wortlaut des Textes die Erwähnung des Caelius — um mich vorsichtig auszudrücken — als nicht vollkommen ordnungsgemäss: in der voll-

[1]) Jordan Topogr. I 1 S. 196 Anm. 74.

[2]) Die Vermutung, die Subura sei ein befestigtes Vorwerk gewesen (so z. B. Mommsen Röm. Gesch. I 49), findet weder in der Überlieferung noch in der Örtlichkeit eine Stütze.

ständigeren Fassung der Liste (Fest. p. 348) ist er zwischen Oppius und Cispius eingeschoben (*Oppio, Caelio monti, Cispio monti*) u. zw. störend, indem er die zweifellos ursprüngliche Fassung *Oppio monti, Cispio monti* unterbricht (denn ersichtlich sollen hier alle die Form von Eigennamen tragenden Berge selbständig, die adjectivischen Bildungen *Oppius* und *Cispius* mit Zufügung von *mons* aufgeführt werden); in der zweiten Fassung der Liste (Paul. p. 341) ist der Caelius der einzige Berg, der seinen Platz gewechselt hat, indem er hier vor Oppius und Cispius steht. Ferner ist Caelius der einzige Name, welcher gleichlautend in der Liste der Berge des Septimontium wie in der der sieben servianischen Hügel vorkäme (denn *Palatium* und *mons Palatinus* sind verschieden), so dass dadurch der Verdacht einer Einschmuggelung nahe gelegt wird. Weiterhin aber spricht gegen die Streichung der Subura, dass absolut kein Grund erfindlich ist, warum jemand diesen Namen hätte interpolieren sollen, der so fern wie nur irgend möglich lag. Entscheidend endlich ist der Umstand, dass auch nach Entfernung der Subura aus der Liste der sieben Berge des Septimontium diese doch keineswegs aufhört eine rätselhafte Erscheinung in der ältesten Stadtgeschichte Roms zu sein [1]), und dass es geboten erscheint, für alle Schwierigkeiten, die dieser Name uns bereitet, eine Lösung zu suchen. Denn die Stellung der Subura in der Stadt der vier Regionen, der nächsten Etappe auf dem Entwicklungsgange der Stadt, ist nicht minder unverständlich, wie die im Septimontium. Kennen wir auch die Grenzlinien der vier Stadtquartiere nicht im einzelnen, so giebt uns doch die Argeerurkunde ausreichende Auskunft über die Verteilung der einzelnen Höhen Roms auf die Regionen: wenn wir von der hier zuerst in die Stadt hineingezogenen Regio Collina mit dem Viminal und den vier Sonderhöhen des Quirinal, über die wir jetzt so ziemlich im klaren sind, absehen, so steht fest, dass zur Regio Palatina Palatium, Cermalus und Velia,

1) Ein Beweis für die völlige Ratlosigkeit, mit der man der Subura gegenübersteht, ist die Rolle, welche diese Localität in der von übel beratener Gelehrsamkeit strotzenden Programm-Abhandlung von A. Zinzow Das älteste Rom oder das Septimontium (Erster Theil, Pyritz 1867; mir ist die Arbeit erst nach Abschluss meines Manuscriptes durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Gymnasialdirectors Dr. Wehrmann in Pyritz zugänglich geworden, ohne dass ich Anlass gehabt hätte, an meinen Ausführungen etwas zu ändern) S. 14 und 30 spielt: der Name bezeichnet da zur gleichen Zeit a) den Caelius, b) das Thal des Colosseum, c) das Thal zwischen den Spitzen des Quirinals und Esquilins.

zur Esquilina die drei Esquilinhöhen des Septimontium gehörten [1]). Die Regio Suburana aber liegt südlich von der Palatina und Esquilina, das erste Heiligtum liegt auf dem *mons Caelius*, das vierte heisst *Ceroliense* [2]), das sechste liegt *in Subura*. Es ist hier nicht der Ort, auf den Text des Varro, der hier so stark verdorben ist wie an keiner anderen Stelle der ganzen Urkunde, einzugehen, aber soviel ist sicher, dass unter *Cerolia* oder *Ceronia* die Niederung zwischen Caelius und Carinae am Anfangspunkte der Sacra via, also die Gegend des Colosseum, zu verstehen ist. Wie soll es nun die Prozession fertig gebracht haben, vom Caelius durch das Colosseumsthal nach der Subura, d. h. der Niederung zwischen Quirinal und Esquilin, zu kommen, ohne entweder über die Velia, d. h. durch die Regio Palatina, oder über die Carinae, d. h. durch die Regio Esquilina, zu ziehen? Und dass ein solches Durchqueren anderer Regionen, bevor alle Kapellen der einen Region besucht sind, bei der ganzen Anlage der Prozessionsordnung und der Verteilung der *sacraria* über die vier Regionen unstatthaft ist, wird zugegeben werden. Und wie soll die Grenze der Regio Suburana gelaufen sein, um die Niederung der (späteren) Subura mit dem Caelius zu verbinden? Die Antwort, welche die Pläne bei Richter, Kiepert-Hülsen, A. Schneider geben, zeigt wiederum ein ganz unmögliches Bild: die Regio Suburana soll sich als schmaler Streifen zwischen Palatina und Esquilina durchgezwängt und dann sich erweiternd als Zipfel die Subura aufgenommen haben: aber dass zwischen der Velia und dem westlichen Esquilinvorsprung für einen solchen Verbindungsstreifen Platz geblieben wäre, ist eine ganz willkürliche und mit den Thatsachen nicht im Einklang stehende Annahme [3]), und

1) Bezeugt ist allerdings nur, dass auf dem Oppius mons das 1., 3., 4., auf dem Cespius mons das 5. und 6. *sacrarium* lagen (Varro de l. l. V 50); das zweite muss anders bezeichnet gewesen sein, da Varro es sonst mit als Beleg aufgeführt haben würde, und zwar kann die Lokalität nicht den Namen *mons* gehabt haben, da Varro sagt *Esquiliae duo montes habiti*. Sehr wohl kann die Urkunde gehabt haben *Fagutale* (scil. *sacrarium*) *secundiceps*, so dass die Prozession, vom Caelius herkommend, erst die Südseite des Oppius betrat, dann westlich nach der Höhe von S. Pietro in Vincoli sich wandte und von da am Nordrande des Oppius weiter nach dem Cispius und Viminal zog.

2) *Cerolienses* die Überlieferung; vgl. Mommsen Staatsr. III 124 Anm. 1.

3) Die älteren Topographen haben diese Schwierigkeit keineswegs verkannt. Ganz richtig sagt z. B. Nardini Roma antica (1771) I 234 über die Regio Suburana: *„la Palatina, e l'Esquilina colle radici di quei due monti fra di loro vicinissimi, dov' è il Tempio della Pace, e il Giardino de' Pii, confinando, e toccandosi*

wer sich die einfachen Grundsätze der römischen Limitation gegenwärtig hält, wird einen so krausen Grenzverlauf, der dem mancher thüringischen Staaten wenig nachstehen würde, für ebenso undenkbar erklären wie den Gedanken — auf den glücklicher Weise meines Wissens niemand verfallen ist — die Subura könnte als Enklave vom Stamme der Region getrennt zwischen Palatina, Esquilina und Collina gelegen haben. Notwendig müssen die Grenzen der Regio Suburana gegen die Palatina und Esquilina etwa im Zuge der heutigen Via di S. Gregorio und Via Labicana verlaufen sein; beide Linien treffen sich ungefähr an dem Punkte, wo Velia und Esquilinvorsprung sich berühren, hier müssen alle vier Regionen zusammengestossen sein. Die Subura, die wir kennen, kann nur entweder zum esquilinischen oder zum collinischen Quartier (s. unten S. 16 f. Anm. 1) gehört haben; das südlich von Palatina und Esquilina gelegene, vor allem den Caelius umfassende Stadtquartier kann seinen Namen unmöglich von ihr haben. So führen die Prüfung der Nachrichten sowohl über das Septimontium wie über die Vierregionenstadt zu dem gleichen Ergebnis: die Subura, welche in diesen älteren Stadtformen eine wichtige Rolle spielt, kann nicht dieselbe gewesen sein wie die der historischen Zeit: diese ist ein Thal, jene ein Berg, diese liegt zwischen Esquilin und Quirinal, für jene weisen alle Spuren auf die Gegend des Caelius hin [1]). Ja, eine allerdings verdunkelte Ueberlieferung über diese caelische Subura ist noch erhalten in der bei Festus vorliegenden Fassung des Labeo-Fragmentes: dass die Erwähnung des Caelius in der Reihe der sieben Berge des Septimontium unrichtig ist, habe ich oben gezeigt; aber an eine blosse Interpolation ist noch weniger zu denken, denn wer in die sieben Berge dieser Stelle einen achten absichtlich und bewusst einschwärzte, würde doch dafür einen der anderen zum Teil halb verschollenen Namen getilgt haben, damit die Zahl stimmte: so wird denn der Caelius in der That im Texte der

toglievanle affatto il varco; sicchè se non avera ella adito sotterraneo, non potè mai dal Celio passare a' Pantani, e quindi alla Suburra moderna.“ Nur ist die Consequenz, welche er zieht, so falsch wie möglich: er verlegt (S. 243) die Subura des Martial und Juvenal *„tra SS. Pietro e Marcellino ed il Coliseo“* und meint, der Name *Suburra* sei erst etwa in der Zeit Robert Guiscards nach der Niederung zwischen Esquilin und Quirinal verschleppt worden (S. 246).

1) Vor dem Gedanken, hier etwa die CIL VI 9526 *(in Sebura [m]aiore ad Nimfa[s]*, vgl. Gatti Bull. archeol. comun. XV 1887, 335) und in den Schol. (Acro und Cruq.) zu Hor. serm. I 6, 113 erwähnte *Subura maior* hereinzuziehen, muss schon der späte Ursprung dieser Zeugnisse warnen.

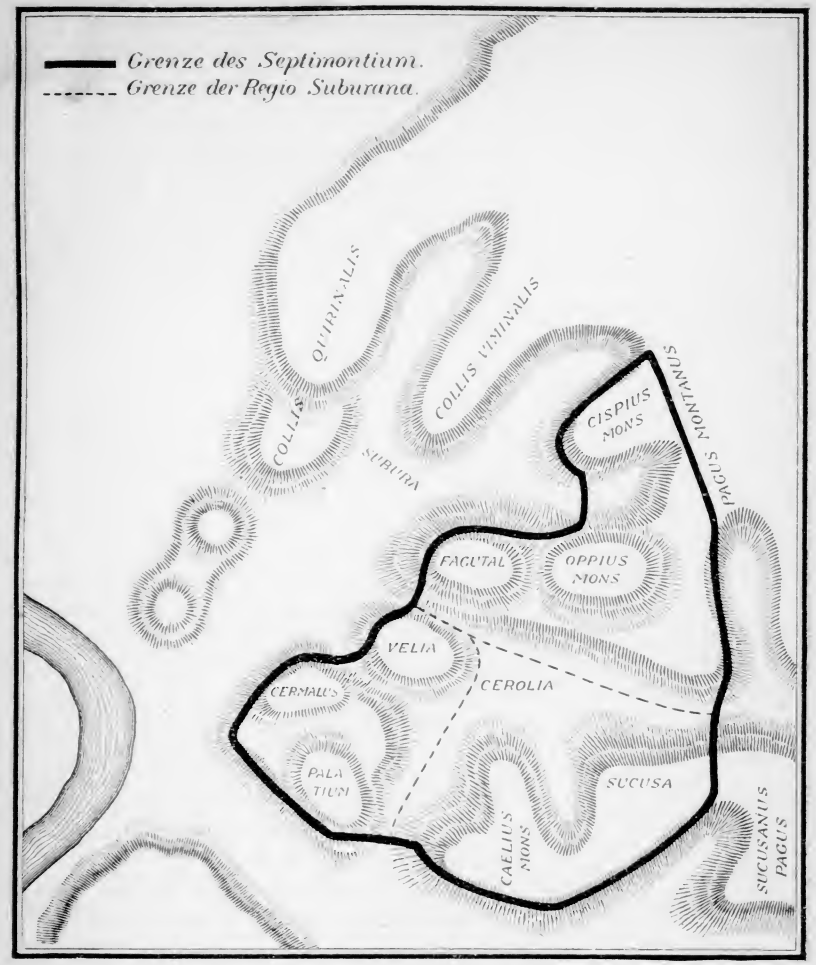
Stelle des Antistius Labeo gestanden haben, nur nicht als einer der sieben *montes* des Septimontium, sondern in einer Erklärung zu dem Namen *Subura*, von welchem Labeo noch wusste, dass er hier in andrer als der zu seiner Zeit geläufigen Lokalisierung gebraucht war und eine zum Caeliusbezirk gehörige Anhöhe bezeichnete [1]): da die Annahme, Festus habe dieselbe Glosse des Verrius zweimal excerpiert, bedenklich ist [2]), wird das Missverständnis dem Verrius Flaccus selbst zur Last zu legen sein. An welchem Teile des Caelius der Name Subura haftete, ist kaum sicher zu entscheiden; doch macht es der Gang der Argeerprozession, die vom Caelius über die Niederung der Ceronia zur Subura und von da zum Oppius gelangt, wahrscheinlich, dass die Subura auf der Höhe von SS. Quattro Coronati zu suchen ist. Unsere Vorstellung von der Begrenzung bzw. Befestigung des Septimontium ändert sich dadurch in sofern, als die nördliche Begrenzung vom Palatin an der Nordseite der Velia entlang zu den Carinae, dann an deren Nordrande weiter lief (*terreus murus*), um östlich von San Pietro in Vincoli auf den nördlichen Rand des Cispius überzuspringen; im Süden aber ging sie nicht am Südrande des Oppius entlang, sondern trat von der Südostecke dieses Berges aus nach dem Caelius über, den sie in der Gegend von SS. Quattro Coronati erreicht haben muss: einen wie grossen Teil des Berges sie einschloss und wo sie wieder den Anschluss an die Palatinbefestigung erlangte, entzieht sich unserer Kenntnis; auf die Möglichkeit, dass die unterhalb von San Gregorio gefundenen Mauerreste [3]) zur Befestigung des Septimontium gehört haben könnten, soll hier nur fragweise hingewiesen werden.

Es dürfte einleuchten, dass auf diese Weise nicht nur das Stadtbild (s. die umstehende Skizze), sondern die ganze Stadtgeschichte erheblich verständlicher wird. Dass bis zum Synoikismos der Vierregionenstadt auf dem Quirinal und Viminal eine von der palatinischen getrennte, geschlossene Sonderniederlassung bestand, darf man als eine der sichersten Thatsachen der römischen Urgeschichte betrachten; die Doppelheit der Collegien von Salii Palatini und Collini genügt zum

1) Auf dem richtigen Wege war Huschke, wenn er (Iurisprud. anteiust.[3] p. 111 not. 5) *Suburae in Caelio* zu lesen vorschlug; nur hat er nicht die Schreiber, sondern den Autor corrigiert, wie die Wiederkehr des gleichen Versehens an beiden Stellen zeigt.

2) Über die Doppelglossen bei Festus vgl. Reitzenstein a. a. O. S. 74 ff.

3) R. Lanciani Ann. d. Instit. 1871 S. 47.



Beweise. Solange dies aber der Fall war, konnte die spätere Subura unmöglich von einer der beiden Niederlassungen in ihre Grenzen gezogen werden und mussten namentlich die Bergrömer, nachdem sie die Esquilinhöhen besetzt, Platz für weitere Ausdehnung nach Süden zu suchen; dass das Forum mit seinen Kulten (Vesta, Janus) nicht älter sein kann, als die Vierregionenstadt [1]), ist eine Thatsache, welche

1) Darum kann auch der Kampf der *Suburanenses* und *Sacravienses* um den Kopf des Oktober-Rosses (Fest. p. 178b 24 M. = 194,24 Thewr. Plut. Qu. Rom. 97) für unsere Untersuchung nichts ergeben: denn Sacra via und Regia gehören erst der Vierregionenstadt an, und die bei diesem Festbrauch genannte Subura ist gewiss nicht der Berg, sondern die Niederung. Wahrscheinlich hat die Caerimonie in dem Gegensatz von Palatin- und Hügelrömern ihre Grundlage, und die Subura hat ebenso zur Regio Collina gehört wie die Sacra via zur Palatina.

uns davor warnt, das absolute Alter der relativ ältesten uns bekannten römischen Religionsordnung zu überschätzen. Der Götterkreis der *di indigetes,* den das römische Sakralrecht als Inbegriff alteinheimischer Religion streng gegen alle neuen Eindringlinge abgeschlossen erhielt [1]), gehört der Vierregionenstadt an; von den Götterordnungen des Septimontium und der Palatinstadt wissen wir nicht viel mehr als nichts.

Wie es kommen konnte, dass der Name *Subura* in den Nachrichten über die älteste Entwicklung der Stadt Rom eine ganz andere Örtlichkeit bezeichnet als in historischer Zeit, das ist eine Frage, deren Beantwortung schwer ist, sobald man sich nicht mit der Aufstellung blosser Möglichkeiten begnügen will: von der Überlieferung ist nichts zu erwarten, da in der Litteratur der Unterschied der beiden *Suburae* bis auf das eine entstellte Zeugnis des Antistius Labeo verschollen ist; die Etymologie des Wortes ist hoffnungslos dunkel, und wir können nicht einmal entscheiden, ob wir einen wirklichen Eigennamen vor uns haben oder ein Appellativum (wie z. B. *Fagutal*), welches an sich sehr wohl auf mehrere Örtlichkeiten Anwendung gefunden haben könnte. Aber auf einen Weg zur Lösung des Rätsels soll doch hingewiesen werden. Die Deutung des Wortes *Subura* hat den alten Gelehrten nicht weniger Kopfzerbrechen verursacht, als den modernen Sprachforschern: ausgehend davon, dass die historische Subura eine Niederung war, bevorzugte man vielfach die Herleitung von Compositionen mit *sub-,* indem man *Suburanus* als *sub(m)uranus* oder *subur(b)anus* erklärte. [2]) Aber die hervorragendsten Gelehrten, Varro und Verrius [3]), leiten übereinstimmend die *Suburana tribus* oder *regio* von einem *pagus Succusanus* ab, der seinen Namen davon

1) Vgl. meine Abhandlung De dis Romanorum indigetibus et novensidibus, Marburg 1892.

2) Varro de l. l. V 48: *Subura quod sub muro terreo Carinarum . . . Suburam Iunius scribit ab eo, quod fuerit sub antiqua urbe.* Eine andere Ableitung *a suburendo, quod in ea regione Romae aliquando subustionibus paludeta siccata sunt,* beim Schol. Cruq. zu Hor. epod. 5, 58.

3) Varro a. a. O. Fest. p. 309 a 5 M. = 444, 5 Thewr.; die stark verstümmelte Glosse *Suburanam (tribum)* p. 302 a 15 M. = 432, 15 Thewr. bleibt hier besser aus dem Spiele.

gehabt habe, *quod succurrit Carinis* (Varro) oder *a stativo praesidio, quod solitum sit succurrere Esquilis infestantibu seam partem urbis Gabinis* (Fest.); dafür dass der Name der Region ursprünglich *Suc(c)usa* gelautet habe, konnten sie (vgl. auch Quintil. I 7, 29) einen vollwichtigen Beweis erbringen aus der Thatsache, dass der Name der Tribus zwar in den Texten ausgeschrieben stets *Suburana*, in der officiellen Abkürzung aber nie anders als *SVC* also *Suc(c)usana* lautet [1]). Also hiess in der That der Berg des Septimontium, welcher nachher in der Vierregionenstadt der Region und der Tribus den Namen gab, nicht *Subura* sondern *Suc(c)usa*. Dass beide Namen identisch seien, behaupten zwar die Alten, und die allgemeine Anerkennung, die diese Identificierung fand, hat zur Folge gehabt, dass die lebende Sprache der historischen Zeit die Tribus im Widerspruch mit der Lautform der Abkürzung *Suburana* nannte: dass aber die Identification berechtigt gewesen sei, ist damit noch keineswegs gesagt, bietet doch auch das moderne Leben noch in Masse Beispiele dafür, wie gerade bei Strassennamen und Ortsbezeichnungen Volksetymologieen und willkürliche Angleichungen selbst auf die officielle und amtliche Nomenclatur verwirrend eingewirkt haben. Nun sieht sich die heutige Sprachwissenschaft nicht nur ausser Stande, auf Grund der bekannten Lautgesetze einen etymologischen Zusammenhang von *Suc(c)usa* und *Subura* nachzuweisen [2]), sondern stellt sogar die Möglichkeit eines solchen in Abrede. Dann liegt also die Sache so, dass sprachlich *Subura* und *Suc(c)usa* ebenso unvereinbar sind, wie örtlich die zwischen Esquilin und Quirinal gelegene Niederung mit dem Berge des Septimontium und dem Quartiere der Vierregionenstadt. Giebt es dem gegenüber einen anderen Ausweg, als anzuerkennen, dass beides verschiedene

[1]) Vgl. Kubitschek De Roman. tribuum origine p. 48 f. Die einzige Ausnahme bildet CIL VI 2993, wo einmal ausgeschrieben *Subura* (so, nicht *Suburana*) und einmal *Sub.* als Bezeichnung der Tribus gebraucht ist.

[2]) Gegenüber der zuversichtlichen Behauptung Jordans (Topogr. I 1, 185): „nichts kann sicherer sein, als dass die jüngere Form *Sub-ūra* aus der uralten *Suc-ūsa* . . . durch Lautwandelung entstanden ist," betont Mommsen Staatsr. III 163 Anm. 4, dass dieser Lautwechsel in unserm Latein ohne jede Analogie dasteht; die sonstigen „mit den uns bekannten Lautgesetzen nicht harmonierenden Formen" in den Tribusbezeichnungen, die Mommsen a. a. O. S. 173 Anm. 6 anführt (*Clustumina, Oufentina, Voturia*), bieten nicht entfernt so unlösbare Schwierigkeiten wie *Sucusa-Subura*; vgl. z. B. über *Voturia* Solmsen Stud. z. latein. Lautgesch. S. 22 f. 28.

Dinge waren, die in verhältnismässig früher Zeit [1]) auf Grund falscher Etymologie in der Weise zusammengeworfen wurden, dass, während der Name der Einzelhöhe ebenso verschwand wie viele ähnliche (*Fagutal, Cispius, collis Mucialis* u. s. w.), der der bekannten und frequenten Stadtgegend in die Tribusbezeichnung eindrang, ohne allerdings die in der Form der Sigle liegende Erinnerung an das thatsächliche Verhältniss ganz verwischen zu können? Der Name *Suc(c)usa* ging ganz verloren, an den *pagus Suc(c)usanus*, der sich zur *Suc(c)usa* verhalten haben wird, wie der *pagus montanus* zu den *montes* Oppius und Cispius [2]), erhielt sich noch eine stark verblasste Erinnerung; aber die Überlieferung, die hier eine ständige Wachttruppe gegen Angriffe der Gabiner stationiert sein liess, wusste wohl noch, dass die Sucusa und der zugehörige Gau auf dem Caelius lagen: denn ein *stativum praesidium* im Thale der späteren Subura würde kaum in der Lage gewesen sein, einen Gabinerhandstreich zu melden oder abzuschlagen.

[1]) Vor der Abfassung der Argeerurkunde, wie sie dem Varro vorlag (d. h. vor der 2. Hälfte des 3. Jhdts. v. Chr., vgl. Real-Encykl. II 697); denn hier war das 6. Heiligtum der ersten Region als *Suburanum*, nicht mehr als *Suc(c)usanum sacrarium* bezeichnet.

[2]) Zu einer Scheidung von *Suc(c)usa* und *pagus Suc(c)usanus* nötigt der Gegensatz von *montes* und *pagi*; die Lage des *pagus montanus* im Rücken von Oppius und Cispius ist durch den Fundort der Inschrift CIL VI 3823 gesichert.

Die Berbern

in der Dichtung des Corippus.

Von

JOSEPH PARTSCH,

Breslau.

Die Litteratur des Altertums umschliesst bei allem Reichtum an ethnographischen Schilderungen nur wenige Werke, in denen Männer von den Grenzen der griechischen und römischen Kulturwelt auf Grund unmittelbarer, aus langjährigem Verkehr erwachsener Anschauung ein treues, bis in die einzelnen Züge treffendes Bild von Naturvölkern entwerfen, die viele Jahrhunderte lang mit der Civilisation der Mittelmeerufer in Berührung standen und dennoch ihre Eigenart ziemlich unverändert bewahrten bis über die Zeit des Unterganges des römischen Weltreichs hinaus. Deshalb mag es erlaubt sein, aus dem letzten römischen Heldengedicht, das Justinians Siege in Afrika feiert, den Kern seines wertvollsten Inhalts gesondert herauszuheben: die Nachrichten über die Eingeborenen im weiten Umkreise der Syrten. Vielleicht wirft ihre Zusammenstellung auch nach den früheren Studien (Hermes IX 292—304. Mon. Germ. antiquiss. III. 2. S. VIII—XV) noch einigen Gewinn ab für das Verständnis und für den Text des merkwürdigen Werkes.

Drei Gesamtnamen für die Berberstämme Nordafrikas verwendet der Dichter der Johannis. Den einen entnimmt er dem gewöhnlichen lateinischen Sprachgebrauch, das Wort *Mauri* oder *Maurusii*, welches keineswegs auf das spätgriechische μαῦρος (schwarz), sondern wahrscheinlich auf ein semitisches Wort *Mauharim* (die Westlichen) zurückzuführen ist. Einen zweiten von ursprünglich viel engerer Bedeutung, *Massyli*, lieferte ihm die Dichtersprache seiner Vorbilder: Vergil, Lucan, Silius, Claudian. Den dritten, *Mazax*, konnte er von den Eingeborenen selbst vernehmen. Es ist der Name, mit dem die Berbern sich selbst benannt haben, seit der frühen Zeit, da die Hieroglyphen ägyptischer Inschriften von Kämpfen mit den *Maschwascha* erzählen, bis in die Gegenwart, da die auffallend wenig auseinandergegangenen Sprachen vom *Tamaschek* der Auelimmiden bis zum *Tamazigt* des Rîf die Einheit einer über weiten Raum verstreuten Völkerfamilie verbürgen. Und wie heute der Name bald für die Zusammenfassung der gesamten Berbern in Anwendung kommt, bald für einzelne Stämme, für die Imoschagh der Wüstenberge oder die Masig Marokkos, so begegnen wir den Μάζικες im Altertum bald als einzelnem Völkchen in engen Sitzen (Ptol. IV 2, 19 Amm. XXIX, 5, 17. 21. 25. 26. 51 C. I. L. VIII 2786), bald wieder als Sammelnamen weit verzweigter Stämme. Im letzteren Sinne steht *Mazax* an sechs Stellen der Johannis. Ein davon hergeleitetes Adjectiv *(Mazacianis)* führt eine Vermutung Petschenigs in den Vers III 408 ein; schwerlich mit Recht. Die Heilung der Ueberlieferung

Cusina mastracianos secum viribus ingens

würde sicher dem Verse die unentbehrliche Caesur geben und vielleicht zugleich die bisher nicht genau bekannte Heimat des genannten Häuptlings entschleiern. Der Name Berbern ist bei Corippus nicht nachweisbar; *barbarus* und *barbaricus* hat für ihn überall die allgemein übliche Bedeutung, nicht den Wert einer besonderen Bezeichnung der Eingeborenen Nordafrikas. Im Gegensatz zu den christlichen Provinzialen (*Afri*) werden diese als *gentes* oder *gentiles* zusammengefasst.

Ueber die einzelnen Stämme und ihre Sitze belehrt die dichterische Heerschau im 2. Buche (28—161), deren Erklärung noch keineswegs als erschöpft gelten kann. Die geographische Anordnung dieses „Katalogs" sondert deutlich drei Gruppen maurischer Völker; erst werden (28—84) die Horden Byzaciums bis an die Grenze der beiden Syrten aufgezählt, dann (85—138) die Stämme der Grossen Syrte und des Hochlands von Barka, zum Schluss (140—161) die Mauren Numidiens und seines Wüstenrandes. Damit ist für jeden Volksnamen ein fester Rahmen gesichert, den keine Deutung überspringen darf. Nur darüber ist ein Zweifel möglich, ob der ersten Gruppe auch einige auf Zeugitaniens Boden heimische Stämme angeschlossen sind. Bisher neigten sich alle Erklärer dieser Meinung zu; mir ist jetzt das Gegenteil wahrscheinlicher. Die Kämpfe des 6. Jahrhunderts sind nur eine einzelne Episode in der Reihe der Kriege, welche die friedliche

Entwickelung des römischen Afrika wiederholt unterbrachen und sich fortspannen bis in die Periode der Araberherrschaft. Cagnat, dessen grosses Werk über das afrikanische Heer der Römerzeit nun am vollständigsten die diesem Heere gestellten Aufgaben überblickt, unterscheidet ganz treffend die lange, wiederholt sich verschiebende Linie der Grenzverteidigung von der Ueberwachung der einzelnen mitten im Kulturgebiet der Provinzen liegenden Inseln freier, gelegentlich wieder zu räuberischen Ausfällen sich erhebender Maurenstämme. Aber von diesen meist an unwegsame Gebirge sich heftenden Inseln maurischen Volkstums, die zum Teil alle Fremdherrschaften bis zur Gegenwart überdauerten, lag keine in Zeugitanien. Am wenigsten war die hügelige Halbinsel des Cap Bon zwischen den beiden Golfen, deren Rand punische Siedlungen und später römische Städte in dichter Reihe umgürteten, geeignet, vereinzelten Berberstämmen ein unabhängiges Dasein bis in die Byzantinerzeit zu sichern. Und gerade um dieses allseitig gut zugängliche, meerumfangene Gebiet handelt es sich bei der Ansetzung der Mauren (II 56. 57),

qui Gurubi montana colunt vallesque malignas,
Mercurios colles et densis Ifera silvis.

In der engen Nachbarschaft der *colonia Curubis* (j. Gurba) und des Vorgebirges Mercurs (C. Bon) liegt etwas Verführerisches für die Deutung dieser Verse. Aber ein Blick auf die Seeküsten dieses Landstrichs, auf die dichte Streu seiner Bischofssitze lenkt die Untersuchung doch sehr entschieden weg von ihm in eine ganz andere Richtung. Julius Honorius (Riese p. 54) nennt am Südrand seiner Welttafel in einer offenbar nach Westen fortschreitenden Aufzählung der Stämme *Marmaridae, Nasamones, Garamantes, Theriodes* (Λιβύη θηριώδης Her. IV 191), *Curbissenses* (*Gurbisenses*), *Beitani, Begguenses, Feratenses.* Die hier erwähnten *Curbissenses* — wie Sal. Reinach (Tissot I p. 679) vorschlägt — in die Umgebung von Curubis zu versetzen ist nicht wohl möglich; ihre Aufzählung zwischen dem tierreichen Landstrich um die Schotts und der *regio Beguensis* (C. I. L. VIII 270) im westlichen Byzacium verweist sie in den Süden oder Westen dieser Landschaft. Nun kennt derselbe Schriftsteller ein Gebirge *Gurbessa* oder *Gurbissa* (Riese p. 46, bei Aethicus ebenda p. 88 *Coruessa*), wieder nahe dem Südrand seiner Weltkarte. Das dürften die Berge sein, von denen die *Curbissenses* den Namen hatten und auf welche des Corippus Wendung deutet *qui Gurubi montana colunt.* Sie wiederzufinden in dem ausgedehnten Bergland Byzaciums könnte nur durch zufällige Erhaltung des Namens ermöglicht werden.

Schwindet derartig die Hauptstütze der Uebertragung der hier erwähnten Mauren nach Zeugitanien — der oft wiederkehrende Name Mercurs fällt für diese Frage viel weniger in's Gewicht —, so steht nichts mehr entgegen, die ganze erste Gruppe der Maurenstämme Byzacium zuzuweisen. Es sind οἱ ἐν Βυζακίῳ Μαυρούσιοι, die auch Prokop als einheitlichen Völkerkreis zusammenzufassen pflegt. Den Kern ihrer Streitmacht, die unter Antalas' Führung sich vereint, bildet dessen Stamm, die *Frexes*[1]) und die mit ihnen meist in enger Verbindung genannten *Naffur.* Beide Völker sind nicht spurlos verschwunden. Die *Frexes* (Steph. Byz. Φρήξ) leben als *Fraschisch* noch heut im Südwesten der Regentschaft Tunis; die *Nafusa,* welche am Ende des 9. Jahrhunderts zwischen der tripolitanischen Grenze und Kairuan schweiften, haben dem Djebel Nefusa ihren Namen hinterlassen. Viel schwieriger ist es für die anderen Völker dieser Gruppe anderweitige Nachweisungen aufzuspüren. Die *Silvacae, Silcadenit, Silvaizan, Silzactae* fallen durch den gemeinsamen Namensanfang auf, der an des Geographus Ravennas *Getuli Selitha* erinnert. Aber ob sie für Zweige des grossen Volkes der *Seli* zu halten sind, welches die Peutingersche Tafel noch östlicher, an der grossen Syrte kennt, oder ob in der Vorsilbe nur ein charakteristisches Element maurischer Volksnamenbildung vorliegt, das werden nur gründliche Kenner der Berbersprachen beurteilen können. Den *Macares* und *Caunes* des Corippus stehen wohl antike Namensvettern in Mauretanien gegenüber, aber über die byzacenischen Stämme dieses Namens ist sonst nichts bekannt[2]).

Nicht besser steht es mit den Angaben über die Berge und das Wassernetz ihrer Gebiete. Die Bergnamen *Macubius* und *Agalumnus* werden nach Tissots Vorgang auf Sieglins Atlas antiquus jetzt den höchsten Gipfeln dieser Landschaft beigeschrieben; aber beweisbar ist das natürlich nicht. Eher wäre es möglich, den *Vadara*-Fluss zu finden, dessen Erwähnung (65—68) in der treffend verbesserten Fassung bei Petschenig nun lautet:

---

[1]) H. Barth, Wanderungen durch das pun. und kyren. Küstenland. Berlin, 1849, 240. 284. Guérin, Voyage arch. dans la régence de Tunis. Paris 1862, I, 307. Ch. Féraud, Notes sur Tébessa Rev. Afr. XVIII. 1874, 453.

[2]) al Jaqubi übers. von de Goeje. Leyden 1860, 56.

[3]) Eine faunistische Notiz über das Gebiet der Μάκαρες Haupt, Opusc. philol. III. 300.

et quis flumineis fontes interserit undis,
Silzactae Caunesque leves, qua montis ab alto
dirigit incurvis amnem per gramina ripis
Vadara, quem planos currentem fundit in agros.

An den Bagradas darf man dabei nicht denken, nur an einen der Flüsse, die von Byzaciums Bergland sich niederschlängeln durch weite Halfasteppen, um schliesslich ihre Gewässer in flachen Seebecken weit auszuspannen. Unbekannt ist auch die Lage des ärmlichen *Sascar,* dessen Nennung durch eine einfache Umwandlung des handschriftlichen *que* in *quae* (Mazz. *que ipsa*; Petsch. *atque*) so zu fassen sein dürfte: *(venere gentes,)*

quas, quae miserrima, culmis
dumosae nutrit perstringens hordea terrae
Sascar.

In den äussersten Südosten Byzaciums führen die unmittelbar daran anschliessenden Worte

et accitus longis convenit ab oris
Astrices, Anacutasur, Celianus, Imaclas,
Zersilis artatis aluit quos horrida campis.

Von dem durch Namen gefüllten Verse (75) stehen Anfang und Ende zweifellos fest. *Imaclas* tritt als Nebenform ebenso unanfechtbar neben *Mecales* (III 410), wie *Ilaguas* neben *Laguantan,* und bezeichnet denselben Stamm, den Herodot *Machlyes,* Ptolemäus *Machryes* nennt. Mit diesem im innersten Winkel der Kleinen Syrte, zwischen ihr und dem grossen Schott wohnenden Stamme waren nahe benachbart die *Astrices,* wohl des Ptolemaeus Ἀστάκουρες, ein Volk, das später durch verräterischen Anschluss die Niederlage der Byzantiner bei Gallica unweit von Marta südlich von Tacape (Gabes) herbeiführt (VI 391 bis 464). Bei dieser Gelegenheit werden mit den Astrices eng verknüpft, anscheinend geradezu identifiziert die *Urceliani* (VI 390), durch deren Nachweis ich die *Urcilliani* des Vegetius (III 23) gegen voreilige Aenderungsversuche schützen konnte. Man kann kaum zweifeln, dass derselbe Name auch in der vorliegenden Stelle wiederzuerkennen ist, wenn auch die Handschrift ihn zerreisst. Man wird dem verdächtigen Namensungeheuer *Anacutasur* die letzte Silbe nehmen müssen, um sie mit dem folgenden Namen zu vereinen. Was in dem

Rest steckt, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich ein entstelltes Adjektiv, etwa

Astrices astutus et Urcelianus Imaclas.

Die Silbe *Ur-* als Anfang von Stammesnamen ist gerade bei den Berbern dieser Gegend noch heut mehrfach nachweisbar (*Urgamma, Orfella*).

Die volle Sicherheit über die Gegend, in der wir die genannten Stämme zu suchen haben, gestattet auch eine Deutung des Stadtnamens, der mit ihnen in Verbindung gebracht wird. *Zersilis* dürfte das heutige Zerzis oder Zarzis sein, das die Alten sonst unter der Form *Gergis* (Proc. de aed. VI 4 Γίργις) erwähnen. Dass die vertauschten Buchstaben verwandten Lautwert gehabt haben können, ist nicht unwahrscheinlich; es wäre sicher, wenn die Gleichsetzung von *Gurza* und *Gurgises* mehr wäre als eine Vermutung. Dann wird auch verständlich, warum das Gebiet von Zersilis „beengt", „eingeschnürt" genannt wird; es lag auf der östlichen der beiden Halbinseln, welche das Festland der Insel Djerba *(Meninx)* entgegenstreckt.

Die Schlussverse des Abschnittes über die Mauren Byzaciums gelten dem Schauplatz der Misserfolge einer Expedition, welche der Held des Gedichtes, Johannes, zur Verfolgung der Gegner bis in die Wüste hinein unternimmt. Zwei der in diesem Zusammenhange genannten Orte, *Gallica* und *Marta,* bezeichnen die Küstenlandschaft, in welcher das erschöpfte Heer von den an seine Fersen sich heftenden Mauren geschlagen wird, der dritte *Tillibaris,* fern vom Meer, mag die Richtung des vorangegangenen Vorstosses andeuten. Seine „unseligen Gefilde" werden als Wanderziel und Nährstatt von Stämmen bezeichnet, die in den *Talantea arva* heimisch seien. Welches Gebiet damit gemeint ist, bleibt eine offene Frage. Die Einwendungen S. Reinachs gegen meine Vermutung *Talalateis . . ab arvis* sind nicht abzuweisen; auch mit dem räumlich näher, lautlich ferner liegenden *Tabalateis* wäre nichts gewonnen. Vielleicht bringt der Fortschritt der Forschung an Ort und Stelle eine Lösung.

Auffallend ist, wenn man die topographischen Angaben des Dichters im Kartenbilde zu vereinigen sucht, deren Häufung um den Rand der Kleinen Syrte. Hierher fallen noch eine ganze Reihe von Orten, die in der Johannis eine Rolle spielen. Aber nur für einen, *Iunci,* bot die antike Litteratur so reichliche und mannigfaltige Anhalts-

punkte, dass mir der überzeugende Nachweis der Lage (Kasr Unga) möglich war (Mon. Germ. antiquiss. III, 2 p. XXXIII—XXXV). Für den Hafen *Lariscus* oder *Laristus* (VIII 46), *Latara* (VIII 229), die *Campi Catonis* (VIII 166) ist die Ortslage auf Grund rein litterarischer Studien nicht bestimmbar. Im Ganzen fällt es auf, wie genau der Dichter gerade in dieser Gegend Bescheid weiss. Dafür giebt wohl auch eine in ein Gleichnis eingeflochtene Naturbeobachtung einen bemerkenswerten Beweis, die Schilderung der Heuschreckenschwärme, die gegen Frühlings Ende an der Küste Nordafrikas auftreten und vom Südwind, der sie heranführt, oft in die See hinausgejagt werden (II 196):

sic si lucusta sub astris
Austro flante cadit Libycos diffusa per agros
vere sub extremo, vel cum Notus aethere ab alto
in mare praecipitem magnoque a turbine raptam
ire iubet: dubiis horrescunt corda pavore
agricolis.

Es lohnt, damit die Worte eines vortrefflichen Beobachters zu vergleichen, der schrieb, ehe die Johannis ans Tageslicht gezogen war, Thomas Shaw (Travels or observations relating to Barbary 1757 187. 188): „Their first appearance was towards the latter end of March, the wind having been for some times from the south. In the middle of April their numbers were so vastly increased, that they flew in the air like a succession of clouds. As the direction of the marches and flights was always to the northward, they perished in the sea.“ Wie vollständig hebt die Dichterstelle alle Einzelheiten der Erscheinung hervor! Nur eines ist sonderbar, das leere *sub astris* und andererseits das Fehlen einer Ortsbestimmung, welche bei der Angabe einer bestimmten Windrichtung doch vorausgesetzt wird. Sollte am Schluss von v. 196 vielleicht ursprünglich *Sabatris* gestanden haben, die vom Stadiasmus maris magni 99. 100 und von Ptolemaeus bezeugte Nebenform des Stadtnamens *Sabrata* (Münzen: *Sabrat*)? Für solch eine östlich gerichtete Uferstrecke würde die Nennung des Südwindes vortrefflich passen. Denn, dass der Dichter recht achtsam die Himmels- und Windrichtungen auseinanderhält, bedarf keines besonderen Beweises. Wer das Gegenteil schliessen wollte aus der Stelle II 104, wo der Blasebalg Vulkans arbeitet

flammasque ciens Eurosque sonantes,

würde sich auf trügerischen Boden begeben. Es ist wohl auch ohne Verweis auf Vergil (Georg. IV 471) klar, dass es heissen muss

aurasque sonantes.

Dieser Seitenblick hat uns aus Byzacium, das an dem Salzsee von Bibân endet, schon hinübergeführt nach der Tripolitana in die Nachbarschaft der Grossen Syrte. Der sie umfangende Völkerkreis, welchen Corippus in dem zweiten, klar sich heraushebenden Absatz seiner Heerschau (II 85—138) überblickt, bildet ein besonderes Ganze, das nicht nur die vom Dichter gewählten Gesamtnamen *Marmaridae* (v. 138), *Syrtici*, *Nasamones*, sondern auch die Unterordnung unter einen Heerführer (erst *Ierna*, nach seinem Tode *Carcasan*), die Besonderheit der Kampfesart und der Gottesverehrung zusammenhalten. Der kräftigste Stamm dieser Gruppe wird von Corippus *Laguantan* oder *Ilaguas* genannt, von Procop (b. Vand. II 21. 22. 28. de aedif. VI 4) Λευάθαι oder Λευκάθαι — eine Nebenform, an welche der Ortsname *Leucada* bei Corippus III 294 nur zufällig anklingt —; es sind die *Luata* oder *Lewata* der Araber[1]). Dieser Stamm sass im Osten von Tripolis (VI 224) anscheinend bis empor zum Plateau von Barka, nahm also denselben Raum ein, aus welchem die mit ihm innig verbundenen *Austur* (die *Austoriani* Ammians XXVI 4. 5. XXVIII 6, 2. 13, die Αὐσουριανοί des Synesius epist. 57, 78. 104. catastasis p. 193. 224. 245. 300. 303 ed. Petav., die Αὐσοριανοί des Prisc. Panita in Müllers Frgm. hist. Graec. IV p. 98) seit Jahrhunderten bald über Tripolis, bald über das Kulturland von Kyrene räuberisch hereingebrochen waren. Auch der Stamm der *Ifurac(es)*, dessen Häuptling *Carcasan* nach dem Fall Jernas die Führung dieser Syrtenvölker übernimmt, fällt in dieses selbe Gebiet; vielleicht an den Gebirgsrand des Innern; denn im Gegensatz zu den Reiterschwärmen der beiden anderen Völker stellen die *Ifurac* tüchtiges Fussvolk. Eine nähere Abgrenzung ist nicht möglich. Von den einzelnen Örtlichkeiten, die hervorgehoben werden in diesem Bereich, sind *Gadabis* (Proc. de. aedif. VI 4), *Digdiga* (It. Ant. p. 65 W. Tab. Peut.) und das am letzten Platz genannte *Barce* fern im Osten aus anderen Quellen bekannt. Noch etwas unsicher ist der Name der *Muctuniana* oder *Mutuniana manus* (II 116, 210) vom heissen Wüstenrande über Tripolis. Dagegen ist es wohl möglich für

1) Al Jaqubi übers. von de Goeje 28. 58. Maçoudi. Les prairies d'or trad. par Barbier de Meynard et Pavet de Courteille 1864 III 241. el Bekri trad. par de Slane, Journ. Asiat. (5) XII 423—456. Ibn Khaldoun trad par de Slane I 171. 232. IV 576

das Fischervölkchen der grossen Küsten-Lagunen die rechte Form des Textes wiederzufinden. Von ihm heisst es (120)

tunc Velanideis verrunt qui stagna phaselis,
conveniunt populi, qui currunt arte per aequor
infixos tremulis iactantes piscibus hamos.

Hier haben wir Herausgeber in einem verdorbenen Worte einen Eigennamen gesucht. Der müsste, wie Petschenig ganz richtig betont, dann Subject des Satzes werden, könnte nicht als Adjectiv den leichten Nachen angehängt werden. Ward diesen Fahrzeugen eine nähere Bezeichnung zu Teil, so konnte sie nur einer Eigentümlichkeit, etwa der Bauart dieser Kähne gelten. Gern erführe man darüber etwas, denn die völlige Holzarmut des Ufers der Grossen Syrte musste hier auf ungewöhnliche Notbehelfe führen. Es stand kaum ein anderer Stoff zur Verfügung, als das Schilf der Strandseen. Im Altertum verstand man daraus leichte Schifflein herzustellen. Eine ganze Litteratur über die Papyrus-Nachen Ägyptens überblickt Wilkinson III, 184—189; begnügen wir uns mit des Plinius (III 206) Zeugnis *in Nilo (fiunt naves) ex papyro et scirpo et harundine.* So mochte auch der Dichter von den Fischern an der Syrte berichten:

tunc vel arundineis verrunt qui stagna phaselis.

Ein vom Dichter scharf betonter Sprung versetzt den Leser von den östlichen Gliedern der maurischen Bundesgenossenschaft in deren äussersten Westen nach Numidien und seinem Wüstenanteil. Den Kern der dortigen freien Berbern bilden die Bewohner des *Mons Aurasius* unter *Iaudas,* dessen Burgen *Gemini Petra* und *Zerquilis* auch Prokop (b. Vand. II 19. 20 Ζερβούλη, Γεμινιανοῦ πέτρα) kennt. Mit dieser *Aurasitana manus* werden nun die *tristis montana Navusi* so eng verbunden, dass ich — trotz Tissots abweichender Meinung — nicht an den Dj. Nefusa in Tripolis, sondern nur an ein westlicheres Gebirge denken kann. Allerdings reicht auch bis Tripolis heran die nachher genannte Landschaft *Arzugis* (Belad el Djerid), aber von ihrer lang den Limes begleitenden Erstreckung (Oros. I 2) hat der Dichter hier besonders den westlichen numidischen Teil im Auge, wie die Auswahl des einzigen aus ihr hervorgehobenen Ortes, „des heissen Vadis" (j. Badias. Ptol. IV, 6, 32. Tab. Peut. Not. Dign. Occ. XXV) deutlich beweist. Soviel über die räumliche Verteilung der in die Ereignisse des besungenen Krieges verwickelten Maurenstämme. Nun zu ihrer Schilderung!

Von der Körperbeschaffenheit der Eingeborenen hebt der Dichter wenig hervor. Wiewohl öfter „schwarze" Mauren (II 137 IV 321 VI 93 VIII 415. 482) erwähnt werden, weiss der Dichter sehr wohl, dass dies nicht als die allgemein herrschende Farbe der Berbern gelten kann (VI 92), und so nahe es liegt, wegen des Gegensatzes des Linnens, der es umschlingt, das *taetrum caput* eines Mauren (II 135) sich dunkelfarbig zu denken, mag vielleicht nicht darin, sondern in der auch manchem Neueren aufgefallenen Härte der Züge das Abschreckende im Gesicht der Mauren (VI 97 *horribiles vultus*) gelegen haben. Auch das lange Haupthaar (IV 757 = V 113 VIII 193) konnte die Wildheit ihrer Erscheinung steigern. Ob auch eine Tätowirung die Fremdartigkeit des Anblicks bei manchen Stämmen erhöhte, könnte man bestimmter aussprechen, wenn in der Schilderung der gefangenen Maurenweiber, welche die Jugend Karthagos gaffend umsteht, der entscheidende Vers (VI 83) völlig sicher überliefert wäre.

captivas cernere Mauras
ire iuvat, celsis inscripta ut fronte camelis
impavidae sedeant.

ut hat erst Mazzucchelli geschickt eingeschaltet. Jetzt will Petschenig *ut crispa fronte* vorziehen. Dabei entschwände unseren Händen das merkwürdige Zeugnis über eine Gesichtstätowirung der Berbern, das in der alten Litteratur völlig vereinzelt dastände; denn bei dem *coloratus Mazax* (Nemes. Cyneg. 257) hat man bekanntlich nur an die bronzene Livrée der afrikanischen Sonne zu denken, keineswegs an Tätowirung. Dass aber auch diese den heutigen Berbern nicht völlig fremd ist, bezeugt Duveyrier (Les Touareg du Nord. Paris 1864, 404).

Sehr einfach war die Tracht der Mauren. Die Arme lässt frei das lose den Leib umhüllende, ungegürtete farbige Hemd (*tunica* II 130—132. VIII 189. 190); von den Schultern fällt über den Rücken herab die als Mantel umgehängte Decke (*stragula*; gut wiederhergestellt von Petschenig II 134. 181), mit deren frei wehender flatternder Fläche auch Winke in die Ferne gegeben werden; eine Sandale (*cruda Maurica* II 137) schützt die Füsse, das Haupt ein darum gewundenes Tuch (*palla* II 136. VIII 192), unter dem man sich wohl weder einen Turban, noch den Schleier (*litam*) der Tuariks vorzustellen hat, sondern vielleicht einfach ein gewöhnliches unter dem Kinn geknüpftes (*nodo suffulta tenaci*) Kopftuch, wie es das Landvolk in manchen Strichen des westlichen Mittelgriechenlands heut trägt.

Dies Bild gewinnt etwas mehr Leben, wenn die Bewaffnung hinzutritt. Nie führen die Mauren des Corippus Bogen und Pfeile, gerade durch diese Fernwaffen werden ihnen die Gegner oft furchtbar (vgl. Proc. b. Vand. II 10. 13. 19); sondern sie ziehen in den Kampf mit zwei Wurfspeeren (*bina hastilia* II 133. *lancea duplex* II 151. *venabula* II 11. *tela* II 114. *iacula* IV 513, 551. V 136), einem leichten auf dem Rücken oder an der Seite hängenden Schild (II 114. 126 *clipeus*. 153 *caetra*) und einem geraden kurzen Schwert (II 115. 126. 154), das nicht in einem Gürtel oder an einem die Schulter umziehenden Wehrgehenk getragen wird, sondern am linken Arm (II 126—129. 154). So sonderbar uns diese von Corippus bei den Mauren Barkas genau beschriebene Art das Schwert zu tragen erscheinen mag, hat sie in Nordafrika sich bis heut in ziemlich weiter Verbreitung erhalten, wie mein verehrter Freund, Herr Dr. von Luschan mich belehrte. Er legte mir ein Imoschagh-Schwert vor, dessen Scheide mit einem Lederringe, in welchen der linke Oberarm hineinfährt, an diesem befestigt wird. Dasselbe meint Corippus (II 126)

gladiosque minaces
non solito vinctos lateri, sed circulus ambit
perstringens modicum, complexus brachia gyro,
vaginasque aptant nudis pendere lacertis

oder anderwärts (II 154)

mucro fulmineus laevo dependet ab armo.

Ueber die Lebensweise der Mauren erfahren wir von dem Dichter kaum etwas Neues. Er schildert ihre aus Baumzweigen und Rohr geflochtenen Hütten (*mapalia* II 5. 63, *cannae* II 16, VII 65. 264. VIII 44. 24, *pendens casa* II 10), ihren kümmerlichen, leicht auf des Kameels Rücken fortzubringenden Hausrat (IV 1076. 1077 = V 432. 433 VI 86), dessen Hauptstück das Bett und die Handmühle sind. Denn neben dem Fleisch- und Milchertrage des eignen grossen Viehstandes ist doch auch Mehl (V 432. 433. VIII 170. 247) ein unentbehrliches Nahrungsmittel der Mauren. Zwar verstehen sie nicht Brot daraus zu backen (Proc. b. Vand. II 6. 7), nur dünne Fladen, aber gewiss hat daneben, wie bei den Tuariks der Gegenwart, eine dicke Mehlsuppe einen Hauptbestandtheil der gewöhnlichen Nahrung der alten Berbern gebildet (Duveyrier a. a. O. 409).

Das Familienleben der Eingeborenen wird nur von gelegentlichen Streiflichtern beleuchtet. Aber diese scheinen mit Bestimmtheit die Vielweiberei, welche Prokop (b. Vand. II 11) den Mauren zuschreibt, auszuschliessen. Die Frau ist dem Gatten die treue Gefährtin auch im Feldlager (II 482); sie geraubt in Feindes Hand zu wissen ist dem Gatten und seiner Familie ein Sporn von Neuem zu den Waffen zu greifen (VI 109. 130). Auch die Kinder eines Ehebundes halten fest zusammen und über das Grab hinaus bindet sie aneinander die Pflicht der Blutrache (II 28. III 384. IV 366).

Viel lockerer ist der staatliche Zusammenhang des Stammes in sich und mit den Nachbarhorden. Der Häuptling (*praefectus, regens, rex, princeps, tyrannus*) empfängt als väterliches Erbe wohl seine Stellung im eigenen Völkchen, aber von seiner Thatkraft und seinem Glück hängt es ab, ob er selbst unter den Druck eines Mächtigeren gerät oder seinerseits Einfluss auf andere Stämme zu gewinnen und sie an seine Führerschaft zu fesseln vermag. So steht den Byzantinern Antalas als Führer der Mauren seiner ganzen Landschaft Byzacium gegenüber und die Edlen (*proceres*), vor denen er einen Parlamentär empfängt (IV 333), sind wohl die Häuptlinge der einzelnen Horden, nicht etwa Vertreter eines besonderen Adels im Maurenvolke. Wenn gelegentlich der niederen Masse der Maurischen Krieger (*de plebe rebelli* IV 907 = V 263) die „Federgeschmückten" (*pinnati* IV 908 = V 264, vgl. auch IV 972 = V 328. VII 419. 510 VIII 543) gegenüber gestellt werden, so wird man dabei wohl nicht an einen durch Straussen- oder Adlerfedern kenntlich gemachten Adel zu denken haben, sondern mit Petschenig an Offiziere. Recht überraschend wirkt es, in der Person Jernas, des Führers der Syrten-Völker, die Würde des Oberfeldherrn verbunden zu sehen mit dem Oberpriestertum (II 109. IV 667. 668. 1138 = V 23. 24. 495). Aber eine theokratische Verfassung folgt daraus nicht, denn der zu seinem Nachfolger erwählte Carcasan (VI 143) ist wohl auch ein Verehrer derselben Götter (VI 116), aber ein Priester scheint er nicht zu sein.

Die Syrtenstämme sind für den Dichter die Träger des alten Götterglaubens. Bei den westlichen Mauren war dieser damals augenscheinlich schon erschüttert durch die Einwirkung des Christentums, das nun durch die Siege der Byzantiner auch an der Grossen Syrte sich verbreiten sollte (Proc. de aed. VI 4), nachdrücklich genug, um selbst den heutigen Tuariks der Wüste das Kreuz als einziges Tätowirungszeichen zu hinterlassen (Duveyrier a. a. O. 414). Gerade in dem letzten Augenblick vor ihrem Erlöschen werden die alteinheimischen Culte der Mauren in des Corippus Dichtung noch einmal

beleuchtet, heller, als es sonst in der antiken Litteratur geschieht. Oberster Gott ist der Hörner tragende Ammon (II 110 VI 116. 147. 556 VIII 252. 304), der Verkünder der Zukunft (*fatidicus* VII 516). Er hat mit einer Kuh (II 111) den maurischen Apollo (III 84), den *Gurzil*, erzeugt. Diesen Gurzil verehren die Syrtenvölker mit besonderem Eifer; sein Oberpriester führt sie ins Feld; sein Schnitzbild wird selbst bei angstvoller Flucht nicht im Stich gelassen (IV 1139 — 1146 = V 495—502), und als es von den Feinden erbeutet, zerhackt und verbrannt wird, ersetzt man es schnell durch ein neues (VI 207), ehe ein anderer Waffengang gewagt wird. Gurzils Name wird vor der Schlacht im Gebet angerufen (VIII 304) und giebt das Feldgeschrei (IV 39); Gurzils Sinnbild, ein Stier, wird bei Beginn der Schlacht, um eine Vorbedeutung für ihren Ausgang zu gewinnen, losgelassen gegen die feindlichen Reihen (IV 666—673 = V 22—29). Neben diesem Gotte treten zwei andere, auch nur aus Corippus bekannte, mehr zurück: der maurische Mars, *Sinifere* (VIII 305 IV 681 = V 37), über dessen Namen vielleicht die Ägyptologen Aufklärung zu geben vermögen, und *Mastiman* (VIII 307. IV 682 = V 38), der maurische Pluto (*Dis severus* C. I. L. VIII 9018). So verstand man seit jeher die dem Namen Mastiman folgenden erläuternden Worte:

Maurorum hoc nomine gentes
Taenarium dixere Iovem, cui sanguine multo
humani generis mactatur victima pesti.

Bedenklich ist hier nur der für die Deutung entscheidende Beiname. Den römischen Dichtern ist es geläufig dem Himmelsgott noch den Herrn der Gewässer, Neptun als *Iupiter aequoreus* (Claud. C. XVII 282), den Gott der Unterwelt als *Iupiter niger*, *Stygius* oder *Tartareus* gegenüberzustellen (Verg. Aen. IV 638. Sil. I 386 II 674 VIII 116 Val. Fl. I 730). Aber gerade das Vorgebirge Taenarum, auf dem neben dem Ποσειδῶν Ταινάριος, dem zweifellosen Hauptgott dieser Stätte, einst auch Pluto verehrt worden war, wäre am wenigsten geeignet gewesen eine unterscheidende Bezeichnung für den Herrn des Schattenreiches zu liefern. Unzweifelhaft hat das, was die Erklärer in ihren Noten als Erläuterung beibringen, wirklich im Text des Corippus gestanden:

Tartareum dixere Iovem.

Beachtenswert sind des Corippus Nachrichten über das Orakel des Jupiter Ammon (III 81—155. VI 145—190. 556. VII 515—519.

534. VIII 252.) Im Allgemeinen waltet heute die Ueberzeugung, das Orakel der Ammons-Oase habe wohl bis in den Anfang der Kaiserzeit noch fortbestanden (Strabo XVII p. 813 σχεδόν τι ἐκλέλειπται), sei aber dann bald zu Grunde gegangen. Pietschmann (Realencycl. Ammon) hält mit Recht die einzelne spätere Erwähnung bei Synesius von Kyrene (περὶ ἐνυπνίων 7) für eine rhetorische Wendung. Aber bei Corippus liegt die Sache doch ganz anders. Dass hier das Orakelwesen breiten Raum einnimmt und in den Fortgang der Handlung fest verflochten ist, würde an und für sich noch nichts beweisen; denn ein wenig Wahrsagerei gehört einmal zu dem anständigen Haushalt eines lateinischen Epos, und dass für seine Orakelscene Corippus auch an bewährte Muster sich gehalten hat, kann niemandem entgehen. Aber reine Erfindung sind seine Orakelberichte nicht. Prokop (b. Vand. II 8) weiss auch, dass die weissagenden Frauen bei dem Schüren des Kampfes wider die Byzantiner wirksam beteiligt waren. Dadurch gewinnt die Schilderung der bei der Opferschau in wilde Ekstase geratenden, mit Pfriemen sich ritzenden Priesterin, deren Munde dann bald unvollständige, bald zweischneidige Zukunftsverheissungen entströmen, doch ernstes Gewicht, und auch die weiteren Einzelheiten, dass Ammon der Orakel spendende Gott, das ferne Gebiet der *Marmaridae* sein Sitz (VI 147) ist, selbst dass des Mondes Licht (VI 161, vgl. VIII 300) die schaurige Handlung der Schicksalsbefragung beleuchtet, wird man nicht für einen willkürlichen Aufputz des Ganges der Ereignisse halten dürfen. Aber gerade wenn man mit Vertrauen die Darstellung des Orakels bei Corippus betrachtet, schwindet jeder Zweifel, dass es sich hier gar nicht um eine Fortführung des alten auf dem Boden der ägyptischen Religion erwachsenen Kults der Ammonsoase handeln kann, sondern um eine Wiederbelebung dieser altehrwürdigen Stätte der Weissagung in den Formen maurischen Götzendienstes.

Auch im Kriegswesen nahmen die Syrtenvölker eine ganz besondere Stellung ein. Nur ihnen wird vom Dichter (II 93—99. 396—403. IV 597—618) die auch von Prokop (b. Vand. I 8 II 11) geschilderte Umhegung des Lagers mit einer vielfachen Mauer zusammengebundener Kameele, Rinder, Schafe zugeschrieben (vgl. Veget. III 23). Was sonst von den Eingeborenen gerühmt wird, ihre Gewandtheit als Reiter, ihre geschickte Ausnutzung jeder Deckung, ihre für minder behende Gegner gefährliche Taktik, ist auch aus älteren Quellen genügend bekannt.

Noch ein Punkt verdient hervorgehoben zu werden, in welchem das Epos des Corippus ganz einzig in der alten Litteratur dasteht; die Fülle echter maurischer Eigennamen. Der Dichter folgt hier nicht dem Beispiel des Silius, welcher seinen Bedarf an Personennamen aus Weltgeschichte, Mythologie und selbst aus der Landkarte derartig bestreitet, dass er afrikanische Flüsse und Städte, gelegentlich aber auch gallische Völker, griechische Berge und Inseln als punische Soldaten aufmarschieren lässt; sondern er schöpft augenscheinlich aus lebendiger Kenntnis des Berbervolkes. Das giebt dem Füllhorn von etwa 150 Namen, das er ausschüttet, den Wert einer sprachlichen Urkunde, welche die Aufmerksamkeit der Forschung verdient, erschwert aber freilich auch sehr die Arbeit einer auf eine einzige späte Handschrift angewiesenen Textrecension. *Nam fera barbaricae latrant sua nomina linguae* (II 27).

Es sollte einmal ein gründlicher Kenner der Berbersprachen die Arbeit wieder aufnehmen, welche Halévy (Etudes berbères Journ. asiat. (7) III 1874), als erster angriff: die Berbernamen des Corippus zu vergleichen mit denen, die sonst bekannt sind, namentlich mit den epigraphischen Denkmälern. Von den Gleichungen, die Halévy aufstellt, werden gewiss manche seit den neueren Fortschritten in der Entzifferung der alten Berberschrift sich etwas anders gestaltet haben. Mich beschränkt die Grenze meiner Kenntnis auf einen Blick in das Corpus Inscr. Lat. VIII. Die Zahl der völlig oder nahezu übereinstimmenden Namen ist nicht gross; ich finde nur *Cusina* 8075, *Gar[i]cil[iu]s* 19286 (*Guarizila* IV 366), *Iartis* 15277 (*Iarti* IV 766), *Maccus* 3081. 4966. 11475. 18301 (I 467), *Maddanius* 2824 und *Medden* 11126 (*Madden* IV 926 = V 282), *Mantusius* und *Mantisua* 8296 (*Mantus* VIII 411 und *Mantisyman* IV 748 = V 104), *Tarafan* 11221 (*Tafaran* VII 431), *Thsran* 17250 (*Tiseras* IV 907 = 263). Aber in der Bildungsweise finden sich so viele Aehnlichkeiten, in den Endungen, wie in den Anfangssilben, so viel häufig Wiederkehrendes, dass die Echtheit dieses ganzen Namenschatzes als maurisches Sprachgut nicht füglich bezweifelt werden kann. Um so wichtiger ist es, dass — soweit dies möglich — die Textkritik der Sprachforschung immer nur wohlgeprüftes Namenmaterial überantwortet. Alle Herausgeber, mit gutem Erfolg auch der neueste, Petschenig, haben auf die Tilgung unsicherer Namen hingewirkt, wie deren bisweilen unberechtigt aus der verdorbenen Ueberlieferung emporgetaucht waren. Aber auch wo volle Klarheit kaum erzielbar ist, empfiehlt es sich, auf solche verdächtige Namenselemente ausdrücklich hinzuweisen, um den Sprachgelehrten verlorene Mühe zu ersparen. Im allgemeinen arm an Personennamen ist die Heerschau des 2. Buches; aber diejenigen, die dort sicher genannt werden, *Antalas, Sidifan, Autiliten, Ierna* treten auch ferner handelnd im Epos auf. Eine befremdliche Ausnahme machen nur zwei (50. 51):

Aor et indomitus latos discurrit in agros.
Hinc Sinudisa[e] bellant per bella cohortes.

Den *Aor*, für welchen Halévy sogar inschriftliche Bestätigung fand, hatte ich in übermässiger Vorsicht beibehalten, wiewohl mir nicht entging, dass *acer* durch andere Stellen empfohlen würde. Das hat Petschenig jetzt in den Text gesetzt; mit Recht. Den Namen des nächsten Verses, den die Handschrift mit *hunc* eröffnet, suchte ich durch Einführung der Genetivform zu stützen; aber er ist verdächtig, denn er kehrt nie mehr wieder. Jetzt ist mir eine tiefere Verderbnis wahrscheinlich. Im Original meiner Collation steht bemerkt, dass ich zunächst zweifelte, ob *simisdisa* zu lesen sei, dann mich aber für Mazzucchellis Lesung *sinusdisa* entschied. Vielleicht ist doch die andere Möglichkeit vorzuziehen. An späteren Stellen des Epos kommt nämlich ein Maurenhäuptling vor, dessen Name sehr verschieden geschrieben wird; wahrscheinlich lautet er *Isdreasen*, und die bisher bevorzugte Lesart *Hisdreasen* ist nur eine der vielen fälschlichen Aspirationen der Handschrift. Dafür spricht der schon von Mazzucchelli zum Vergleich herangezogene, wahrscheinlich geradezu identische Name Ἐσδλάσας (Proc. b. Vand. II 10, 12). Stellt man nun überall (IV 634 *his dreasen*, IV 846 = V 202 *hisdreasen*, IV 853 = V 209 *idreasan*, IV 857 = V 213 *hisdreasen*) *Isdreasen* oder *Isdreasan* her, dann liegt es nahe, auch II 51 zu schreiben *hinc simul Isdreasan*.

Bei der Feststellung der Namensformen erwächst eine besondere Schwierigkeit aus der nicht ohne Willkür möglichen Abgrenzung der deklinabelen, sprachlich flüssigen Namen und der starren Indeclinabilia. Meines Erachtens verfährt der Dichter selbst mit einer gewissen Freiheit bei der Behandlung der Namen; namentlich die häufigen Namen mit dem Auslaut *-n* werden bald dekliniert, bald nicht. Dagegen kann ich mich nicht davon überzeugen, dass er jemals Namen auf *-a, -as, -er, -us* als indeklinabel gehandhabt hätte. Die einzigen sicheren Beispiele der Ueberlieferungen *Alantas* (gen.) und *Zeias* (acc.) halte ich für verdorben. Eine Reihe Accusative auf *-a* muss ich trotz

Petschenigs Widerspruch auch ferner als nach griechischem Muster gebildet ansehen: so *Burcanta, Calamena, Meilanta, Sacoma.* Dass diese Art der Accusativbildung in den epischen Mustern, an die Corippus sich hielt, ihm häufig vor Augen stand, bedarf keines Beweises; aber auch ihm selbst war sie ganz geläufig, und zwar nicht nur in griechischen Namen (IV 325 *Carona senem* IV 382 *post Solomona*), sondern auch in dem afrikanischen Volksnamen *Nasamon* (VI 593).

Für mich ergiebt sich auf Grund dieser Anschauungen folgende Liste der maurischen Namen in der Johannis, geordnet nach den Endungen. Für wenige Namen, die in meinem Index fehlen, füge ich die Ziffern bei:

1) auf *-a.* Sicher deklinabel: *Ierna. Iugurta* (acc. *-am.*). *Mastuma. Minisa.*

Nur im Nominativ vorkommend: *Alacanza. Barsippa. Bezina. Cusina. Guarizila. Guarsana. Iammada. Mazana. Sinzera* oder *Sinzira. Vascina.*

2) auf *-as.* Sicher deklinabel: *Altiserae* (gen.). *Antalas* (acc. *-an.*). *Guarsutiae* (gen.). *Ialdas* (acc. *-an.*). *Iaudas. Tiseras* (acc. *-an.*).

Nur im Nominativ vorkommend: *Altilimas. Ifisdaias. Labbas* (? vielleicht *Zabeas*). *Mansitalas. Roffas. Zabeas.*

Indeklinabel: *Alantas* (gen.). *Zeias* (acc.)

3) auf *-er. Dextrum* (VII 430). *Muriferum. Nicandrum.*

4) auf *-us. Acum* (Hdschr.: *Vulmirzisacum*; ich lese *Bulmitzis Acum* IV 983 = V 339). *Amanti. Ancum. Anesti. Camalum. Cambri. Canapi. Ceraus. Cernisati* (?). *Ceucrum. Derci* (VIII 566). *Enerdi* (? VIII 621). *Fileti* (VIII 406). *Flacci. Gamasdrum. Gardius. Grachi. Iarti. Irti. Lanzi. Maccus. Manti. Melangus. Mificum. Narti. Palmi. Samasci. Sasfi. Stontaus. Sucro. Tamatonium* (Name oder Heimatsbestimmung?). *Tameneum*(?). *Tanadum. Tinudum. Tursum. Varinnus. Varti. Zambri. Zembrum.*

5) auf *-n.* Deklinabel: *Audilimanis. Burcanta. Calamena. Macurasenis. Mamonis. Meilanta.*

Indeklinabel: *Afun* (acc.). *Altifatan* (acc.). *Altisan* (acc.). *Antifan* (acc.). *Arcan* (acc.). *Arzen* (acc.). *Asan* (acc.) *Autiliten. Autiseran* (acc.). *Autufadin* (acc.). *Bitipten* (abl.). *Bruten* (abl.). *Caggun* (acc.). *Carcasan. Conunian* (acc.). *Cullan* (acc.). *Cullen* (acc.). *Cutin* (acc.). *Enipten* (acc.). *Erancun* (acc.). *Esputredan* (acc.). *Frecten* (acc.). *Garafin* (acc.). *Guenfan. Guentan. Ielidassen* (acc.).

Ifnaten (acc.). *Ilan* (acc. IV 939 = V 295). *Ilasan. Imastan* (acc.). *Isdreasan* oder *Isdreasen. Iten* (acc.). *Iutungun* (acc.). *Laltin* (acc.). *Lamaldan* (acc.). *Laumasan* (acc.). *Licurdan* (acc.). *Madden* (acc.). *Magargun* (acc. IV 927 = V 283). *Manonasan* (acc.). *Mantisyman* (acc.). *Manzerasen* (acc.). *Marzin* (acc.). *Masguen* (gen.). *Meilan* (acc.). *Meniden* (acc.). *Merasgun* (acc.). *Mestan* (acc.). *Meuzzen* (acc.). *Misantan* (acc.). *Nacusan* (acc.). *Nathun* (acc.). *Nican* (acc.). *Nifaten* (acc.). *Ontisiren* (acc.). *Salpin* (acc.). *Sangin* (acc.). *Sarzun* (acc.). *Sidifan. Sinisgun* (acc.). *Suartifan* (acc.). *Taden* (acc.). *Tafaran* (acc.). *Tanin* (acc.). *Tifilan* (acc.) *Tilifan* (acc.). *Tilin* (acc.). *Tizen* (acc.). *Tubian* (acc.). *Tumudan* (acc.). *Tusdrun* (acc.). *Veuman* (acc.).

6) auf *-l. Anzatal* (acc.). *Gantal.*

7) auf *-r. Auspur* (acc.). *Catubar. Succur. Eilimare* (abl.).

8) auf andere Konsonanten: *Urtanc* (acc.). *Sacoma* (acc.). *Mirmidonis. Nados* (acc.). *Tiluzant.*

9) auf Vokale: *Maggite* (acc.). *Martzare* (?). *Tamazu.*

Unverkennbar umschliesst diese lange Reihe auch wenige Namen von lateinischem oder griechischem Ursprung. Nur in einem Falle, bei *Flaccus* liegt die Versuchung nahe an eine Entstellung der Ueberlieferung zu glauben und darin den echten, auch inschriftlich belegten Maurennamen *Maccus* zu suchen. Bei den übrigen halte ich es nicht mehr für nötig, sie — wie ich im Register der Ausgabe gethan — auf römische Ueberläufer zu beziehen, sondern möchte lieber mit der im Inschriftenschatz vielfach bezeugten Erscheinung rechnen, dass an den Grenzen eines Kulturvolks dessen Personennamen auch Eingang finden in die Reihen von Nachbarstämmen, selbst wenn diese noch keineswegs ihr Volkstum aufgegeben und den rückhaltlosen Anschluss an die überlegene Kultur vollzogen haben. Diese Bemerkung trifft nur ein halbes Dutzend Namen dieser Liste. Alle übrigen können als echt maurisches Sprachgut gelten.

Dass einem Dichter, der mit den Mauren so gut bekannt war, auch maurische Worte in die eigenen Verse herüberglitten, wenn es galt, etwas zu bezeichnen, wofür ein völlig den Begriff deckendes lateinisches Wort nicht zur Hand war, wird man nicht für unmöglich halten. Salomon Reinach (Tissot II 679) billigt die von mir nur mit Vorsicht gewagte Vermutung, dass mit den *siccae Gadaiae,* welche die fliehenden Mauren (IV 285) überwinden, die grossen Dünen *(gedea,*

igidi) der Flugsandwüste gemeint sein könnten. Unsicherer bleibt vorerst die Deutung eines anderen, anscheinend der Berbersprache entlehnten Wortes *tarua*. Nach der Zersprengung des Maurenheeres heisst es IV 1136 = V 492 *Maurorum tarua nusquam,* und später als wieder die Schwärme der Mauren mit ihren Heerden Byzacium überschwemmen (VII 273):

Arsuris et latos implevit tarua campos.

Liegt hier ein Kollektivbegriff für kriegerische Horden vor oder — was Petschenig vorziehen möchte — eine Bezeichnung für die wandernden Viehheerden? Die Entscheidung kann nur die Sprachforschung ergeben. Bei der Durchsicht der reichhaltigen lexilogischen Studien von René Basset über die Berber-Dialekte der Gegenwart stösst man wohl auf überraschende Anklänge an jenes rätselhafte alte Wort; aber bestimmte Schlüsse daran zu knüpfen, ist nur einem beherrschenden Einblick in den Wortschatz und die Entwickelung dieser Sprachen erlaubt. Nur das Zusammenwirken weit getrennter Forscherkreise vermag solche Fragen zu lösen, die aus des Corippus Dichtung an der Sprachgrenze der sinkenden Römerherrschaft emporsteigen. Wie oft, liegt auch hier in dem eigenartigsten Reiz der Untersuchung die ernsteste Schwierigkeit für das Erzielen eines vollen Erfolges.

Der sechste Isokratische Brief.[1]

Von

CARL MÜNSCHER,

Jauer.

Leonhard Spengel hat in seiner glänzenden Abhandlung über Isokrates und Plato[2]) beiläufig darauf hingewiesen, dass Isokrates zum Bau seiner Perioden mit Vorliebe eine bestimmte Beweisform verwendet, das aus 5 Teilen (propositio, ratio, rationis confirmatio, exornatio, conclusio) bestehende Chrieschema. An etlichen Beispielen, besonders aus dem Symmachicus und Areopagiticus, zeigt er die Form auf; zugleich macht er die Beobachtung, dass zur Einführung des eigentlichen Schlusses, der conclusio, häufig eine rhetorische Frage mit πῶς oder ein Satz mit ὥστε (meist c. infin.) dient. Eine Anmerkung verweist den Leser auf den Isokrates selbst, in dem weitere Beispiele leicht zu

1) Ich gebe hier den Beweis der Unechtheit dieses Briefes, auf die ich schon in meiner Dissertation Quaestiones Isocrateae (Göttingen 1895) p. 46 hingewiesen hatte. Zum Philippus, den ich dort behandelt habe, hat inzwischen A. Martin Nachträge zu Bürmann's Urbinascollation gegeben (in seinen Nouvelles études sur le manuscrit d'Isocrate du fonds d'Urbin in der Revue de Philologie 1895 p. 191, neben neuen Urbinascollationen von Euagoras und Helena). Der Text ändert sich danach nur an einer Stelle 112, 8, wo nach Martin in Γ ἐπεκράτησεν steht, was nach Bürmann auch Θ bietet: dann ist es also in den Text aufzunehmen (cf. p. 12 m. D.). Die Reihe der Stellen, an denen die Ausgaben schon den Text der anderen Recension seit lange bieten (cf. p. 24 fgg. m. D.), würde sich nach M. um 2 vermehren: 17, 8 Γ ὡς und 95, 4 Γ οὗ (Accent von m. 2) statt οὐ. Alles übrige ist ohne Belang für die Kritik. — E. Drerup hat im Rhein. Mus. 1896, Heft 1, p. 21—26 auf seiner Hypothese weiterbauend die Reihenfolge der Reden im Archetypus der Is.-Handschr. hergestellt; nach meinen Ausführungen p. 3 sqq. ein unnützes Unternehmen!

2) In den Abhdlgn. d. bair. Akad. d. Wiss., Bd. VII, 1855, p. 739.

finden seien. — Diese Entdeckung Spengels ist wenig beachtet, noch weniger ausgebeutet worden. Auch Blass[1]) erwähnt sie nur ganz kurz und weist auf die von Spengel beigebrachten Beispiele hin.

Von einem Zeitgenossen und Konkurrenten des Isokrates hat Reinhardt in seiner Dissertation de Isocratis aemulis[2]) gezeigt, dass er die Isokratische Beweisform verwendet: Alkidamas hat dies Kunstmittel, das er sicherlich durch Isokrates' Schriften kennen gelernt hatte[3]), reichlich gebraucht in seiner Sophistenrede, die ihrer Tendenz nach wesentlich gegen Isokrates gerichtet war. Und nicht nur die eigenen Schriften des Meisters mussten den Gebrauch dieses für Fülle und Rundung der Perioden so äusserst nützlichen und bequemen Schemas empfehlen, mehr noch that dies gewiss die langjährige persönliche Lehrthätigkeit des Isokrates und später die Tradition seiner Schule[4]). Isokrates' Beweislehre ist so in die rhetorischen Lehrbücher gekommen, und da finden wir sie noch. Natürlich nicht bei seinen Zeitgenossen: Aristoteles behandelt nur die Topik des Enthymems (rhet. II, 22—23), Anaximenes handelt nicht von der Beweisform; sie begegnet uns erst bei den rhodischen Rhetoren, deren Lehren sich uns in den Büchern ad Herennium und in Ciceros Büchern de inventione darbieten (vgl. Marx' Prolegomena seiner Ausgabe des auctor ad Herennium). Erstere kommen hier in Betracht. Die Beweislehre im 2. Buche stimmt, wie Reinhardt sah[5]), völlig mit dem Isokratischen Gebrauche überein: II, 18, 28: *ergo absolutissima et perfectissima est argumentatio ea, quae in quinque partes est distributa: propositionem, rationem, rationis confirmationem, exornationem, complexionem.* Es folgt genaue Definierung der einzelnen Teile und ein ausgeführtes Beispiel. Dann heisst es — auch das für Isokrates völlig zutreffend — § 30: *ergo absolutissima est argumentatio ea, quae ex quinque partibus constat, sed ea non semper necesse est uti.*

1) Att. Bereds. II² p. 190.

2) Bonn 1873.

3) Zycha, Progr. des Leopoldstädter Gymnasiums, Wien 1880, p. 32, hat behauptet, die Chrieform hätten Isokr. und Alkidamas von Gorgias gelernt. Das ist nicht zu beweisen; der Palamedes und die viel umstrittene Helena zeigen keine Spur dieser Form.

4) Weniger ist dies von der τέχνη ῥητορική zu glauben. Mag es von Isokrates selbst oder nur von seinen Schülern gewesen sein, grossen Einfluss scheint das Buch nie gehabt zu haben. Mit wenig Glück hat Thiele im Hermes XXVII, p. 11 sqq. dafür absichtliche Fälschung nach Hermagoras' Zeit zu erweisen gesucht; cf. Blass in den Nachträgen zum 2. Bd. p. 585.

5) Auch Spengel hat die termini offenbar daher entnommen.

***Est** cum complexione supersedendum est, si res brevis est, ut facile memoria comprehendatur; est cum exornatio praetermittenda est, si parum locuples ad amplificandum et exornandum res videtur esse. Sin et brevis erit argumentatio et res tenuis aut humilis, tum et exornatione et complexione supersedendum est.* Zugleich erfahren wir den griechischen Namen dieses 5- oder 4- oder 3-teiligen Beweises: ἐπιχείρημα; denselben braucht Dionys. de Isocr. iud. c. 4 (ἡ κατ' ἐπιχείρημα ἐξεργασία); vielleicht stammt er vom Erfinder Isokrates selbst[1]).

Dass auch Hermagoras diese kunstvolle Beweisform gelehrt hat, ist sehr wahrscheinlich (s. Thiele, Hermagoras, Strassburg 1893, p. 131—137). Dass Ciceros Lehrer über den geringen Ausbau dieser Beweislehre durch die Techniker klagt[2]) und wir thatsächlich sonst kaum Spuren davon finden[3]), darf uns nicht Wunder nehmen. Solch komplizierte Form hatte in der Gerichtsrede keinen Raum, passte nur ins epideiktische Genus und fand darum naturgemäss auch in der Theorie geringere Beachtung.

Isokrates ist der Erfinder des Epicheirems; das einzelne, was er zu Gemüte führen will (ἐνθύμημα), verarbeitet er zu einer logischen Periode, der dann bald eine rhetorische entspricht. Allmählich kommt er dazu, diese eine Form des Beweises zu bevorzugen, bis er schliesslich absichtlich sie anzuwenden sucht und überall, wo es zu beweisen gilt, den Beweis in die gleiche Form kleidet; zur straffen Formulierung wird ihn seine Lehrthätigkeit wesentlich veranlasst haben. Diese Entwicklung vom unbewussten, zufälligen Gebrauche des Epicheirems zum absichtlich gesuchten haben wir in den älteren Isokratischen Reden gewissermassen noch vor Augen. In der älteren Gruppe der Gerichtsreden (das γένος macht für Isokrates keinen grossen Unterschied, er schreibt immer seinen kunstvollen Stil, selbst schon in den

1) ἐνθυμήματα sind bei Isokr. (IV, 9. IX, 10. XIII, 16. XV, 47) nur sententiae im Gegensatz zu ὀνόματα, so sagt auch Dionys l. l. ἡ μὲν εὕρεσις ἡ τῶν ἐνθυμημάτων. Bei Anaximenes c. 10 (dazu Spengels Anm., in der Isokrates' Name zu streichen ist, wie schon Volkmann Rhetorik² p. 194 sah) ist ἐνθύμημα das argumentum ex contrario (vgl. Gebauer de argumenti ex contrario formis, Zwickau 1877, der praef. S. XXIII die antiken Zeugnisse darüber zusammengestellt hat).

2) de inv. I, 30, 50.

3) Abgesehen von allen denen, die Cicero benutzen, wie zuerst Quintil. V, 14, dann C. Julius Victor c. 9, Cassiodorius c. 15, Albinus c. 30—31. Meist wird eben nur die Topik des Beweises behandelt, so von Apsines c. 8—10, Hermogenes περὶ εὑρέσεως II, p. 212 (Spengel), Minukian περὶ ἐπιχειρημάτων u. a.

gerichtlichen Reden) XVIII, XX, XVI[1]) findet man meist nur vereinzelte nach diesem Schema ausgeführte Beweise[2]), reichlichere Spuren davon in den wenige Jahre jüngeren, dem Trapeziticus und Aegineticus[3]), in denen schon bewusster Gebrauch des Epicheirems sich spüren lässt. Ungefähr dieselbe Stufe in Anwendung dieser Form nehmen dann auch die ersten nicht gerichtlichen Reden ein: das Schulprogramm (die Sophistenrede)[4]), die rein sophistischen Erzeugnisse, Busiris[5]) und Helena[6]). Der Panegyricus[7]) leitet über zu der Zeit, in der bei Isokrates ganz und gar die Chrieform vorherrscht, sodass übergrosse Teile der Reden den einförmigen Bau nach diesem Schema aufweisen. Und so bleibt es nun bis zu Ende: seine Rhetorik soll ja alles vermögen, deshalb überschwemmt er alle Stilgattungen mit ihr. Darum begegnet uns die Chrieform als eines seiner hauptsächlichsten Hilfsmittel in Fülle in den symbuleutischen Reden[8]), in den Par-

[1]) Unberücksichtigt zu lassen ist der Amartyros; dass er nicht von Isokrates sei, hat nach anderen jüngst Drerup im XXII. Suppl.-Bde. von Fleckeis. Jbb. p. 364 fgg. begründet; wohl richtig, wenn auch nicht alle seine Beweise stichhaltig sind. Dass der Trapeziticus der wahre Isokratische Amartyros sei, ist eine unbewiesene Vermutung; Aehnlichkeiten wie die S. 370 angeführten liegen im Stoff und erweisen keine Abhängigkeit. Die Epicheireme, die Blass aus XXI, 5, 8 u. 9 anführt, sind von unisokratischer Dürre; seltsam nimmt sich Drerups Bemerkung hierzu aus: *rationis forma apud Isocratem non usitata, quam* ἐπιχείρημα *vocamus.*

[2]) cf. XX, 19—22. XVIII, 27—30 (vierteilig), 31—32, 33—34, 51—54; die narratio bleibt selbstverständlich frei davon, auch später stets rein erzählende Partieen.

[3]) XVII, 27—28, 31—32, 33—34, 35—37, 42—44, 45—47, 48, 49—50. XIX, 36—37, 38—40 (mit ἐπειδὴ τοίνυν εἰς Λυκίαν sollte ein neuer Absatz beginnen).

[4]) vgl. XIII, 12—13.

[5]) XI, 4—6, 24—25, 25—27, 30—31, 34—35, 36—37, 38—40.

[6]) X, 10—13, 31—37, 41—44, 49—51, 67—69.

[7]) In IV ist etwa ein Drittel des Gesamtumfanges von der Chrie eingenommen.

[8]) Als Beispiel will ich noch kurz die betr. §§ des Archidamus anmerken: VI, 3—6, 11—14, 24—25, 26—28, 29—30, 32—33, 34—39, 40—48, 49—51, 58—61, 62—63, 64—69, 70—71, 73—79, 87, 88—89, 90—92, 93—94, 95—98, 99—102, 103—106, 107—110. — Für die Analyse der einzelnen Reden ist die Kenntnis dieses Schemas äusserst nützlich; umgekehrt wird eine Analyse aller Reden dies und manches andere σχῆμα, und damit ein gut Teil Isokratischer Kunst gründlich kennen lehren. Auch das Beweisschema erleidet manche Veränderungen; so hat schon Spengel beobachtet, dass mitunter der complexio noch ein Argument nachgeschickt und dann mit einer zweiten complexio geschlossen wird; z. B. VIII, 106—113; XI, 44—47; IV, 28—33; XIV, 11—16. 2 Propositionen, je mit einer ratio, von einer complexio geschlossen finden wir z. B. XIX, 45—46.

änesen[1]), im neugeschaffenen prosaischen Enkomion, selbst in dem missglückten Dialogversuch, der den inzwischen schon verstorbenen Gegner auf dessen eigenstem Gebiete schlagen sollte[2]), endlich gar — und das ist der Gipfel der Unnatur — in den Briefen.

Die Echtheitsfrage der Isokratischen Briefe hat von Wilamowitz im 13. Kapitel des 3. Buches von Aristoteles und Athen (p. 391 ff.) behandelt. Unter den sicher echten Briefen haben wir 2 Gruppen zu scheiden: die erste wird nur vertreten durch ep. I an Dionys: eigentlich gar kein Brief, sondern das Proömium einer ausführlichen Zuschrift an eine bestimmte Person in der Art des Philippus. Letzteren hat Isokrates ganz ediert, von dem Schreiben an Dionys nur den Anfang, der später — wohl nur des Umfanges halber — in die Briefsammlung eingeordnet wurde. 369 etwa schrieb Isokrates dies Proömium[3]); in Verwendung der Chrie steht es daher gleich den zeitlich ihm nächsten Reden, dem Plataicus, Euagoras, Archidamus, d. h. es ist voll davon. Die ersten 4 Paragraphen freilich sind, wie öfters auch in anderen Reden[4]), nicht in die bekannte Form gegossen, aber mit § 5 setzt sie deutlich ein: propositio: λέγειν δὲ μέλλω — συγγράμματος ἀκροατής; ratio: οὐ γὰρ οὕτ' ἐγὼ — πλήρης ὢν τῶν τοιούτων; confirmatio (6): πρὸς δὲ τούτοις — λόγου δηλωθείσας; complexio (7): εἰ μὲν οὖν μιᾷ — ἔχοντα δύναμιν; ebenso im folgenden (§ 8) propositio: καὶ μὴν οὐδ' ἀκαίρως — περὶ τούτων; ratio: ὅτε μὲν γὰρ Λακεδαιμόνιοι — Καρχηδονίοις πολεμεῖν; confirmatio: ἐπειδὴ δὲ Λακεδαιμόνιοι — νῦν σοι παρόντος; propositio (9): καὶ μή θαυμάσῃς — σοι συμβουλεύειν; ratio: ἐγὼ γὰρ τοῦ μὲν — ἄμοιρος γεγενημένος; complexio (10): ὥστ' οὐδὲν ἄτοπον — ῥηθήσεσθαι μελλόντων.

Die zweite Gruppe echter Isokratesbriefe (ep. II, V, VII, VIII) führt ihren Namen mit Recht; es sind wirklich kurze Schreiben an bestimmte Personen. Doch diese kleinen Kunstwerke verleugnen ihren Isokratischen Ursprung auch im Stil nicht; wenn auch vielleicht etwas

[1]) Die eigentlich paränetischen, asyndetisch aneinander gereihten Gnomen bleiben natürlich frei.

[2]) cf. XII, 203—7, mit plötzlichem Uebergang in direkte Rede, wie mehrfach in diesem sog. Dialog, man beachte die 3-teilige propositio in 203, der die 3-teilige complexio 205—7 genau entspricht; 208—13, 215—17, 219—20, 221—24, 225—28, 229—232, 234—35; dann 236—7 eine doppelte propositio, deren erster Teil durch ratio, confirmatio, exornatio, complexio bis 244 bewiesen wird, der zweite in der gleichen Weise von 245—259; 260—61.

[3]) cf. Blass Att. Ber. II² p. 296.

[4]) IV, VI, VII u. a.; mit der Chrie beginnen z. B. VIII, IX.

minder reichlich als sonst, tritt uns auch hier das Chrieschema entgegen; man vergleiche aus ep. VIII, § 4—6 (vierteilig), 7–8 (dreiteilig); aus ep. VII die §§ 1 und 10—11, je propositio, ratio und complexio, sowie 2 und 3—5, je propositio, ratio und confirmatio gebend; aus ep. II die §§ 1—11 und 14—18: 2 grosse 5-teilige Epicheireme, dazu 22—23 ein kürzeres dreiteiliges; selbst das kurze elegante Billet an Alexander (ep. 5) lässt sich grössten Teils als Chrie fassen: propositio (2): ἀκούω δέ σε πάντων — νοῦν ἐχόντως; ratio: τῶν τε γὰρ πολιτῶν — τὰς μοναρχίας ἔχουσιν; confirmatio: οὐδὲ γὰρ συμφέρον — αὐτοὺς ἀντιλέγειν; exornatio (4): ταύτην μὲν οὖν οὐκ — ἐστιν ἑκατέρους; complexio: σωφρονεῖς οὖν — διενήνοχεν ἁπάντων.

Wir werden nicht fehlen, wenn wir nach dem bisher Gesagten das Epicheirem als Kriterium echten Isokratischen Stils benutzen. Freilich kann das Vorhandensein dieser Form nicht positiv Isokratischen Ursprung beweisen. Man konnte von Isokrates auch diese rhetorische Feinheit lernen, und seine Schule hat sie gelernt: das beweisen uns ihre Erzeugnisse, die in des Meisters Nachlass uns überkommen sind: der Verfasser des Demonicus [1]) verwendet die Beweisform wie Isokrates in seinen Paränesen, die Verfasser von ep. IV und IX [2]) wie der Lehrer in den Briefen. Aber das Fehlen des Epicheirems beweist gegen Isokratischen Ursprung: es fehlt im 3. Briefe, was Wilamowitzens Urteil darüber nur bestätigt: die Politiker, die ihn fälschten, hatten doch nicht völlig die Kunst des eben verstorbenen alten Meisters erfasst. Es fehlt im 6. Briefe [3]): wir werden nicht zögern, ihn dieses Mangels wegen für unecht zu erklären.

Bald nach 359 soll der Brief geschrieben sein (cf. Blass p. 297): er fiele dann also der Zeit nach zwischen den Archidamus und Euagoras einerseits, den Symmachicus und Areopagiticus andererseits, mitten in die Periode, in der Isokrates am meisten das Epicheirem anwendet. Dem Gebrauche dieser Zeit entspricht, wie wir sahen, der 1. Brief, aber nicht der 6., selbst wenn man in seinen letzten Paragraphen ein Epicheirem finden wollte [4]). Und gerade der 1. Brief muss zur

[1]) I, 5—8; 44; 45—47; 48—52.

[2]) ep. IV, 1—4; 5—6. ep. IX, 2–5; 11—14; 15—17.

[3]) Wilamowitz a. a. O. p. 395 spricht ein bestimmtes Urteil über die Echtheit des Briefes nicht aus.

[4]) Man könnte vielleicht so teilen: (12) propositio: καίτοι μ'οὐ λέληθεν — ὑμᾶς ὄντας, ratio: οἶμαι γὰρ — σφᾶς αὐτούς, confirmatio: τὰς μὲν γὰρ ἐξουσίας — ἐπιχειροῦντες, exornatio 13, complexio 14.

Vergleichung herangezogen werden, da der 6. sich wie jener als Proömium einer längeren Auseinandersetzung darstellt.

Unser Verdammungsurteil bestätigt sich bei näherer Untersuchung des Stils und Sprachgebrauchs im 6. Briefe. Freilich wird die Beurteilung aus derartigen Kriterien dadurch erschwert, dass der Verfasser selbstverständlich wie Isokrates hat schreiben wollen, dass er in Worten, Sätzen und Gedanken sich an Isokrates' Schriften eng angeschlossen hat. Wir werden ihm sogar eine gute Kenntnis Isokratischen Ausdrucks im allgemeinen zusprechen: trotzdem bleibt noch genug des Auffälligen, das uns den Fälscher verrät.

§ 2 ist das Verbum ἐπιξενοῦσθαι eine Singularität im ältern Griechisch; Wilamowitz (Herakles II [2] p. 214 zu V. 965) hat zwar darauf hingewiesen, dass bei den Tragikern ξενοῦσθαι und ξένωσις in ähnlicher Bedeutung sich finden, doch wird ἐπιξενοῦσθαι erst später üblich (z. B. Lukian Amor. c. 7). Der Ausdruck ὑπογυίου μοι τῆς τελευτῆς οὔσης stammt aus XV, 4. Die Verwahrung (§ 4) dagegen, nur eine Epideixis machen zu wollen, ist aus Brief I, 5 entnommen, wie der Gedanke κρεῖττω μὲν γράψαι τῶν πρότερον διαβεβομένων οὐκ ἂν δυναίμην aus V, 11 (cf. auch XII, 4 τῶν πρότερον διαβεβομέ-ων) entlehnt ist. Im § 5 ist πρὸς ὑμᾶς ἐσπούδαζον völlig gegen den isokratischen Gebrauch, vergleiche meine quaest. Isocr. p. 51 zu V, 45, 6. Ob Isokrates ὑποθέσεις μᾶλλον λόγον ἐχούσας im Sinne von ‚Gegenstände, die mehr Stoff zum Reden bieten', gesagt hätte, ist mir zweifelhaft; ähnliche Bedeutung hat λόγος XIV, 33; aber λόγον ἔχειν ist wohl immer: Grund haben. Das Neutrum ἐπὶ τούτοις, ἀλλ' ἐφ' ἑτέροις μᾶλλον, ἃ τοὺς πολλοὺς διαλέληθεν ist ohne rechte Beziehung nach dem vorhergehenden femin. plur. (ἑτέρας — λόγον ἐχούσας scil. ὑποθέσεις); man erwartete wenigstens τοιούτοις. § 6 ἀκμὴν ἔχειν mit dem Infinitiv ist singulär; im Isokrates ist nichts Aehnliches aufzuweisen (ep. I, 1 ist der Infin. πράττεσθαι Subjekt zu ἀκμὴν ἔχειν; so ist hier aber sicher nicht zu konstruieren, wie der folgende Satz αἱ γὰρ ἐμπειρίαι etc. beweist). ἐπιχαρίτως ist aus XV, 8, μουσικῶς aus XIII, 16 entnommen; διαπεπονημένως ist ein ἅπαξ εἰρημένον, das Verbum braucht Isokrates, cf. V, 85 (auch (I), 47), davon hat der Verfasser hier das Participium gebildet, wie nach XV, 59 das ἐκλελυμένως (siehe auch IV, 150 πρὸς τὸν πόλεμον ἐκλελυμένος), um die Uebereinstimmung mit ἐπιχαρίτως καὶ μουσικῶς zu erzielen. § 7 πρέπον εἰς τὸν λόγον ist nicht Isokrateisch, vergl. (I 44). V, 79, 110. VI, 90. VIII, 1. IX, 12. X, 22, 23. XII, 183. ep. II, 1. ep. VIII, 9, wonach

der Dativ allein üblich. Der Satz καὶ γὰρ ἂν ἄτοπος εἴην. εἰ τοὺς ἄλλους ὁρῶν τοῖς ἐμοῖς χρωμένους αὐτὸς μόνος ἀπεχοίην τῶν ὑπ' ἐμοῦ ῥηθέντων ist aus XV, 74 wörtlich herübergenommen; Isokrates selbst verwendet ihn V, 94 mit kleiner Veränderung. ἐπιφέρειν ist entweder heranbringen im eigentlichen Sinne (IX, 1. XIV, 61) oder übertragen vorwerfen (V, 76. XII, 99) oder im Medium nachfolgen (XV, 11 τὰς ἐπιφερομένας scil. ἰδέας οἰκειῶσαι ταῖς προειρημέναις), hier müsste es einfach vorbringen (in der Rede) bedeuten. Die Bemerkungen in § 8 über die ἰδέαι sind gemacht nach XIII, 16. — στοιχεῖον καὶ κατὰ τῶν ἄλλων ἁπάντων καὶ κατὰ τῶν ὑμετέρων πραγμάτων ist auffallend; Isokrates würde den Genetiv gesetzt haben, cf. II, 16. — ὑμῶν αὐτῶν προστῆναι ist ein ungeschickter Ausdruck. ὀργνηθῆναι[1]) beweist auch jüngeren Ursprung; ὀργνάομαι steht zwar Hesiod scut. 190 und Eurip. Bacch. 1255[2]) (vgl. auch Theokr. XXIV, 44), aber nur weil die entsprechenden Formen von ὀρέγομαι im Hexameter und Trimeter nicht anwendbar sind. In der Prosa erscheint es erst später im Pseudoplatonischen Axiochus 366a, bei Dion. Hal. I, 61, 4, Dio Cass. 56, 6, 6; ὀρέγεσθαι haben wir bei Isokrates II, 2; VI, 105; VIII, 7, 23, 62, 144; (I, 2, 38, 46, 51, 52). — Die Aeusserung über die wahren Ehren stammt aus II, 30. — ὥσπερ σκοποῦ κειμένου στοχάσεσθε τῇ ψυχῇ (§ 10) ist ein wunderlicher und unklarer Ausdruck; ähnlich ist ep. IV, 9 τῇ φιλανθρωπίᾳ τῇ σῇ στοχαζόμενος, aber auch nicht Isokrateisch. — Die Ausführungen über die den Tyrannen drohenden Gefahren (§ 11—12) sind aus II, 5 entnommen. — Niemals hätte Isokrates πολιτεία und μοναρχία als Gegensätze gebraucht, wie hier § 11; auch die μοναρχία ist ihm eine πολιτεία, vgl. den Exkurs über die Staatsformen im Panathenaicus 132 ff. und II, 16, wo es von der Tyrannis heisst ταῦτα στοιχεῖα πρῶτα καὶ μέγιστα χρηστῆς πολιτείας ἐστίν. — παραλογίζεσθαι bedeutet bei Isokrates (XII 243) fraudare, hier (§ 12) fallere. — ἐξουσίαι im Sinne von ἀρχαί kommt wohl erst seit Aristoteles (vgl. ethic. VIII, 6, 5 = 1158a 27: οἱ ἐν ἐξουσίαις) auf. — ἐκλαμβάνειν, das Isokrates V, 100 (vgl. quaest. Is. p. 46) passend mit παρὰ τῶν Ἑλλήνων verbindet, steht hier (§ 13) minder gut ohne solchen Zusatz[3]). Eine seltsame Wortfügung ist im § 14 παντάπασιν ἔξω θεὶς ἐμαυτὸν καὶ τῶν ὠφελειῶν καὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων[1]).

[1]) ὀρεχθῆναι wird zwar als sog. Vulgata angemerkt, aber diese ruht in den Briefen nicht auf handschriftlicher Ueberlieferung; d. h. ὀρεχθῆναι ist Konjektur.

[2]) Wenn das Metrum es erlaubt, braucht Eurip. die Formen von ὀρέγεσθαι, vgl. Ion 842, Or. 328.

[3]) Noch eine andere Bedeutung (als XII, 194) hat ἐκλαμβάνειν XV, 17.

Ist sein nicht Isokrateischer Ursprung nicht zu bezweifeln, so kann der VI. Brief andererseits nur als ein Erzeugnis der Schule des Isokrates betrachtet werden. Dafür spricht die im ganzen gute Kenntnis des Isokrateischen Stils[2]). Die Anregung zur Abfassung konnte sehr wohl in der Stelle des Philippus (119—120) liegen, an der Isokrates sich im Lobe über Iason ergeht. Daraus ist seine persönliche Bekanntschaft mit Iason und seiner Familie erschlossen worden, die der Fiktion des Briefes als Grundlage dient neben der Thatsache, dass die drei Söhne des Iason Tyrannen wurden. Die Gesandtschaft, von der § 1 redet, wird wohl auch Erfindung sein: von historischen Studien seines Verfassers zeigt der Brief keine Spur[3]). Da Brief I an Dionys als Bruchstück vorlag, fertigte der Nachahmer ein Fragment gleicher Art in der Absicht, ihm dadurch den sicheren Stempel der Echtheit aufzudrücken. Die Aufnahme des Machwerks ins Isokrateische Corpus zeigt, dass er seine Absicht völlig erreicht hat.

[1]) Im selben Paragraphen nahmen Benseler und Blass an dem Hiatus τὸ ἐμαυτῷ Anstoss, doch ist das Isokrateisch, vgl. VI, 64 (τοὐναντίον); VIII, 41; X, 15; XII, 162; XIII, 12; VIII, 12 (τοὔμπροσθεν); X, 51 (τοὐκείνης), XII, 232 (τοὐμαυτοῦ); V, 149 (τοὐμόν); VI, 8; vielleicht III, 51, wo aber Γ τοὐμόν weglässt. Die Erklärung und ein Teil der Stellen aus E. H. Haupt, de Is. epistulis I, VI, VIII. Diss. Lpz. 1873, S. 12.

[2]) Z. B. verwendet er zweimal (§ 2 und 5) ἀλλὰ γὰρ, das Isokrates mehr als jeder andere Redner braucht, vgl. II, 41; III, 4; IV, 140, 175; V, 35, 134, 143, VI, 80; VII, 40, 77; XV, 224, 227. Im allgemeinen vgl. Haupt a. a. O. Kap. I.

[3]) Die einzige thatsächliche Angabe ist noch der Name Πολυάλκης oder Πολυαλκώ (§ 1), Freund oder Frau des Iason? (letzteres meint Haupt a. a. O. S. 21, Anm. 4).

Zu Tibullus (I 4).

Von

FRIEDRICH WILHELM,

Crossen a. O.

Die vierte Elegie des Tibullus, ihrem Kerne nach eine ars amatoria (für Knabenliebhaber), zeigt mit Ovids gleichnamiger Dichtung eine Übereinstimmung, welche ihrem ganzen Umfange nach beachtet zu werden verdient[1]). Abschnitt für Abschnitt nämlich kehrt fast das ganze Gedicht bei Ovid wieder, so zwar, dass das, was dort meist in präciser Kürze gesagt ist, hier in ausführlicher Breite, durch eine Menge von Einzelzügen erweitert und in zweckentsprechenden Variationen erscheint: Tib. ao. 9—14 = Ov. ao. III 381—384. Am. II 4, 10 ff. (warum Knaben, beziehungsweise Mädchen gefallen). — Tib. ao. 15—20 = Ov. ao. I 469—478. II 177—184 (Beharrlichkeit führt zum Ziel). — Tib. ao. 21—26 = Ov. ao. I 631—636 (fürchte dich nicht vor falschen Schwüren). — Tib. ao. 27—38 = Ov. ao. III 59—80 (Schönheit und Jugend sind vergänglich). — Tib. ao. 39—52 = Ov. ao. II 177—232 (sei dienstbeflissen und scheue keine Anstrengung). — Tib. ao. 53—56 = Ov. ao. I 663—666 (dann sind Küsse dein Lohn). — Tib. ao. 57—60 = Ov. ao. II 261—272 (Geschenke). — Tib. ao. 61—70 = Ov. ao. II 273—286. III 533—552 (Gedichte und Dichter). — Tib. ao. 71—72 = Ov. ao. I 659—663 (Schmeicheleien und Thränen gefallen der Venus). — Tib. ao. 75—80 = Ov. ao. II 739—744 (feiert mich als Lehrer der Liebe). Für die Würdigung des Tibull und das volle Verständnis seiner Elegie ist diese Vergleichung lehrreich genug. Nur einiges sei hervorgehoben. So zeigt Ov. ao. III 59—80, wo die

[1]) Die Tibullerklärer und Zingerle, Ovidius und sein Verhältnis zu den Vorgängern I S. 60 f. u. ö. (vgl. III S. 64 f.) beschränken sich auf Einzelheiten.

Mädchen ermahnt werden, nicht spröde zu sein, sondern sich den Männern hinzugeben, ehe die Jugend verblüht, deutlich, dass bei Tib. ao. 27—38 entsprechender Weise nicht sowohl der Liebhaber als vielmehr der spröde Knabe selbst apostrophirt wird. Ovid, sinnlich, keck und zügellos, unterdrückt keinen Wink, wie die Geliebte zu kirren sei; er übernimmt die Rolle des Kupplers in eigner Person; Tibull überweist sie dem Priapus und hat selbst diesem derbsten und ausgelassensten aller Erotiker so viel von seiner eigenen Zartheit und idealen Gesinnung eingehaucht, dass er ihn sogar den verhältnismässig harmlosen Rat verschmähen lässt, den Liebling durch artige Geschenke zu gewinnen (vgl. dagegen Ov. ao. II 261 ff.); statt dessen eine Klage, dass Knaben sich durch Geschenke fangen lassen und eine Verwünschung dessen, der sie zuerst ihre Liebe verkaufen lehrte (57—60). Ovid empfiehlt, wie es der Zweck seiner Dichtung mit sich bringt, geradezu, den Mädchen — gleichgiltig, ob gebildet oder ungebildet — mit poetischen Ergüssen — gleichgiltig, welcher Qualität — zu schmeicheln (ao. II 281—286); dergleichen Dienste liegen der Muse des Tibull fern; was v. 61 ff. zum Preise der Poesie gesagt wird, zeigt pindarischen Ernst, während die Anpreisung der Poeten bei Ov. ao. III 533—552 ihre wahre und einzige Absicht, d. i. kostenloser Liebesgenuss für die ‚göttliche' Zunft der Dichter, nur allzu deutlich merken lässt. Es ist ersichtlich, dass beide Dichter ihren Stoff bei aller Ähnlichkeit ihrem Charakter und ihrer sittlichen Anschauungsweise entsprechend verschieden behandelt haben. Völlig eigentümlich (im Vergleich mit Ov.) sind dem Tibull die Stücke, ohne welche seine Dichtung gleich der ovidischen allerdings eine didaktische, nicht aber eine lyrische, eine Elegie, wäre, das sind der auf Priapus bezügliche Eingang (1—8), die Beziehung auf Titius (73 f.) und das Schlussbekenntnis der eigenen Liebe zu Marathus (81—84). Überraschend hat man diesen Schluss genannt, und doch ist er auf echt tibullische Weise vorbereitet. Zweimal nämlich tritt Priapus so zu sagen aus seiner Rolle heraus, so dass man förmlich vergisst, dass er der Sprechende ist: 27—38 und 57—70. Beide Male klingt es wie ein Liebeswerben des Dichters selbst[1]), dessen Art, wie uns Gruppe

[1]) Demgemäss tritt auch an beiden Stellen der dem Priapus sonst eigentümliche Humor derartig zurück, dass das harmonische Gleichgewicht zwischen Heiterkeit und Ernst, wie es dem Wesen der tibullischen Poesie einzig angemessen ist, auch in dieser Elegie vollkommen hergestellt wird. Doppeldeutig ist v. 67—70. Wer hier nur Priapus sprechen hört, dem mögen diese Verse ge-

gelehrt hat, es ja ist, durch die verschiedenen Farben seines Gemäldes immer wieder seine Liebe hell hindurchblicken zu lassen:

Pieridas, pueri, doctos et amate poetas.

Wohl gestattet diese delicate Wendung die Ausflucht, dass der Dichter Titius[1]) gemeint sei, aber wer merkt nicht, dass jener Titius doch nur als Folie dient, um des Dichters eigene Empfindung zu verbergen. Wie gern möchte dieser sich noch zuletzt über seine Liebe hinwegtäuschen: daher jenes Rühmen seiner Meisterschaft und seines Lehramts in der Liebe (75—80), bis er bekennen muss, dass er wie ein Schüler und Anfänger in ihren Fesseln schmachtet und wir über die wahre Veranlassung, die ihn vor das Bild des Priapus geführt hat, nicht im geringsten mehr im Zweifel sind.

Sicher ist, dass Ovid die Priapuselegie, wie in andern seiner Dichtungen (vgl. z. B. Tib. ao. 32. Ov. Her. 17, 166. — Tib. ao. 65 f. Ov. Ibis 135 ff. — Tib. ao. 70. Ov. ebd. 454), so auch in der ars am. ausgeschrieben hat. Aber ebenso gewiss ist, dass auch des Tibullus praecepta amandi keineswegs originell, vielmehr denselben Quellen entnommen sind, die auch Ovid — namentlich da, wo er von Tibull abweicht oder ausführlicher ist — in reichem Maasse verwertet hat.

Man vergleiche beispielsweise nur die Vorschrift, den Liebling, wenn es ihm einfällt, auf die Jagd zu gehen, ungesäumt zu begleiten (Tib. ao. 69 f. Ov. ao. II 193 f.) mit Plut. Πῶς ἄν τις διακρίνειε τὸν κόλακα τοῦ φίλου 7 p. 52 B: θηρατικοῦ δὲ καὶ κυνηγετικοῦ λαβόμενος (sc. ὁ κόλαξ) μονονοὺ τὰ τῆς Φαίδρας ἀναβοᾶν ἔπεται ‘πρὸς θεῶν ἔραμαι κυσὶ θωῦξαι βαλίαις ἐλάφοις ἐγχριπτόμενος’, καὶ οὐδὲν αὐτῷ πρᾶγμα πρὸς τὸ θηρίον, ἀλλ’ αὐτὸν ἐκσαγηνεύει καὶ περιβάλλεται τὸν κυνηγόν, oder die Weisung, sich im Kampfspiel mit dem Geliebten freiwillige Blössen zu geben und ihn das Spiel gewinnen zu lassen (Tib. ao. 51 f. Ov. ao. II 195. 203—208) mit Plut. ao. 16 p. 58 E: οἱ δὲ κόλακες τὸν πλούσιον . . .

wiss ‚recht derb‘ klingen; im Munde des Dichters aber sind sie der in der Sprache des Erotikers wiedergegebene Ausdruck der höchsten Entrüstung über eine Denkweise, welche das Materielle dem Idealen vorzieht, und vertragen ebensowenig eine humoristische Auffassung, wie etwa der ‚Attis‘ des Catull. Vgl. dagegen Leo, Philol. Unters. II Berl. 1881 S. 17 Anm. 6.

[1]) Vgl. Hor. Ep. I 3, 9 ff. und dazu Hübner Hermes XIV 1879 S. 309 f. — A. Reifferscheid Coni. nova (Ind. schol. in Univ. litt. Vratisl. per hiem. a. 1880—1881 hab.) p. 6 f. verbindet diesen Pindariker Titius mit dem Pindariker Rufus (Ov. e P. IV 16, 28) als Titius Rufus und hält ihn für den Sohn des C. Titius L. f. Rufus praet. urb. 704.

ἀποφαίνουσι καὶ ποδώκη καὶ ῥωμαλέον, ὑποπίπτοντες ἐν τῷ παλαίειν καὶ ἀπολειπόμενοι θεόντων, ὥσπερ Κρίσων ὁ Ἰμεραῖος ἀπελείφθη διαθέων πρὸς Ἀλέξανδρον . . . Man vergleiche ferner die Mittel, welche Priapus dem Liebenden am Schlusse seiner Rede (71 f. = Ov. ao. I 659 ff.) empfiehlt, — *blanditiae . . . querelae supplices . . miseri fletus* — mit den Kunstgriffen, mit denen die Hetäre Charikleia bei Lukianos Tox. 13 p. 520. 15 p. 522 nach dem Muster ihrer Genossinnen in der neueren Komödie[1]) den Geliebten anlockt: κολακείᾳ . . . καὶ ἐν καιρῷ δακρῦσαι καὶ μεταξὺ τῶν λόγων ἐλεεινῶς ὑποστενάξαι. Es ist das nämliche oder ein sehr ähnliches Quellenmaterial, welches auch den Vorschriften der Kupplerinnen bei Prop. V 5, 21—60 und Ov. Am. I 8, 23—108, sowie denen des Tiresias in der horazischen Satire von der Erbschleicherei (II 5) zu Grunde liegt. Was in sämtlichen fünf Dichtungen gelehrt wird und ihre Verwandtschaft ausmacht, sind die Künste der Schmeichelei und des *obsequium*, wie sie der Erbschleicher dem Reichen, der Mann dem geliebten Knaben oder Mädchen, die Hetäre dem Manne gegenüber anwendet, jene alten κολακεύματα, die, wie O. Ribbeck in seiner Studie ‚Kolax‘[2]) zeigt, bereits in der älteren griechischen Komödie von Eupolis an, sodann in der neueren Komödie (u. a. in den Weisungen der Kupplerinnen in den Hetärendramen) und von hier entlehnt in der römischen Komödie und Satire, sowie in zahlreichen (griechischen) Schriften über Schmeichelei, über Liebe und Liebesverkehr überaus häufig begegnen. Solche Schriften περὶ κολακείας (deren natürlich auch Plutarchos ao. benützt hat) und τέχναι ἐρωτικαί, welche letztere ihren Stoff nicht zum wenigsten der ‚Thais‘ des Menandros entnommen haben mögen (hierauf führt Ov. ao. III 604. Rem. am. 385 f. Prop. V 5, 43[3]), werden auch Horaz, Tibull[4]), Properz und Ovid vorgelegen haben, was natürlich nicht ausschliesst, dass diese Dichter ihre Anleihen zugleich direkt aus der neueren Komödie gemacht haben, ja dass der eine nebenher auch dem andern, ihm zeitlich vorausgehenden,

[1]) Daher stammt wohl auch der an Tib. ao. 71 anklingende Vers des Publ. Syr. 56 *blanditia, non imperio, fit dulcis Venus.*

[2]) Abh. d. phil.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. IX 1884 S. 1 ff. Für unseren Zweck vgl. besonders S. 29. 43. 49. 52. 57. 60. 105 ff.

[3]) Vgl. Kock, Com. Att. fr. III S. 61.

[4]) Auch in andern tibullischen Gedichten zeigen sich die Spuren solcher Lectüre. So ist es ein ganz gewöhnliches κολάκευμα des Liebenden, dass derselbe eine Liebschaft des oder der Geliebten begünstigt. Dieses Thema behandelt Tib. I 8. Vgl. auch 9, 41 ff.

gefolgt ist[1]). Vgl. O. Ribbeck, Röm. Dicht. II 263. Dass übrigens dergleichen *praecepta amandi* bereits in der gleichfalls aus der neueren (erotischen) Komödie schöpfenden hellenistischen Elegie ihre Verarbeitung gefunden haben und sich die Uebereinstimmung zwischen Tibull, Properz und Ovid teilweise auch aus gemeinschaftlicher Benützung jener Elegie erklärt, wird man unbedenklich zugeben müssen: vgl. die lehrreichen Bemerkungen von Leo, Plautinische Forschungen S. 129 f. 131 ff., die hoffentlich die Anregung dazu geben, dass diese hier nur in Kürze berührten Quellenzusammenhänge bald eine ausführliche Untersuchung erfahren.

Dem Priapus hat der Dichter die Lehre, wie man sich die Gunst schöner Knaben erwirbt, offenbar deswegen in den Mund gelegt, weil dieser Gott gleich dem griechischen Pan ἐν τοῖς παιδικοῖς Autorität ist: vgl. ausser Tib. ao. 3 [Theokr.] Epigr. 3. Lukian. Dial. deor. 23.

1) Abhängigkeit des Ov. Am. I 8 von Prop. V 5 behauptet K. Kirchner, De Prop. libro quinto capp. sex. Wismar 1882 S. 56ff. — Für die bereits von Teuffel, Stud. u. Charakterist. S. 477f. bemerkte, aber nicht erklärte Aehnlichkeit zwischen Hor. II 5 und Tib. I 4 sprechen u. a. der zuverlässige Ton, mit dem der endliche Erfolg des *obsequium* verbürgt wird, die rasche Häufung der Vorschriften mit ihrem wiederholten *nec, ne, neve, neu*, sowie ihre Verschärfung durch an die Spitze des Verses gestelltes *tu* (vgl. Hor. ao. 17. Tib. ao. 39), endlich Stellen wie Hor. ao. 24—26. Tib. ao. 15 f. — Hor. ao. 93. Tib. ao. 40. — Hor. ao. 15—17. 39. Tib. ao. 41f. — An denselben Stellen stimmt auch Ovid in der ars am. mit Hor. überein (vgl. Ov. ao. I 469 f. II 179 ff. 231 f.); doch hat er mit letzterem noch eine Fülle von besonderen Aehnlichkeiten: Der Erbschleicher und der Liebhaber gleichen nach einem sehr häufig gebrauchten Bilde (vgl. Ribbeck, Kolax S. 106) Fischern, welche den Köder auswerfen (Hor. ao. 25. 44. Ov. ao. I 47 f. III 425 u. ö). Gaben, welche das Land bietet, Drosseln, Obst, Blumen (Hor. ao. 10—14. Ov. ao. 267—270), sollen in das Haus des Reichen wie der Geliebten wandern: *turpiter his emitur spes mortis et orba senectus* (Ov. ao. II 271; vgl. II 332). Beistand in Processen führt zum Ziel (Hor. ao. 27 ff. Ov. ao. III 531 f.). *Persta atque obdura* mahnt Tiresias v. 39, *perfer et obdura* Ov. ao. II 178. Mit der Zeit verlernt selbst Penelope ihre Keuschheit (Hor. ao. 81 ff. Ov. ao. I 477). Dritte, einen Freigelassenen oder eine Freigelassene, einen Diener oder eine Dienerin, als Bundesgenossen hinzuzuziehen ist durchaus ratsam (Hor. ao. 70 ff. Ov. ao. I. 351 ff. II 251 ff.). Dem Tanz und Gesange der Geliebten muss man Beifall zollen (Ov. ao. II 305), wie den schlechten Versen des *orbus* (Hor. ao. 74 f.). Seine Absicht muss man nicht in plumper Weise merken lassen, sondern vorsichtig zu Werke gehn (Hor. ao. 46 ff. 88 f. Ov. ao. II 311 ff.) und die Schmeichelei nicht übertreiben (Hor. ao. 89. Ov. ao. II 334). Vor Erkältung muss man warnen (Hor. ao. 93 f. Ov. ao. II 302), im Gedränge Platz machen (Hor ao. 94 f. Ov. ao. II 210). Ich führe diese Parallelen umsomehr an, als sie bei Zingerle ao. III (Verhältnis des Ovid zu Hor.) vollständig übergangen sind.

Die Ausstattung des Priapus ist die in den griechischen und lateinischen Priapea übliche. Eine Beeinflussung durch das horazische Priapeum Sat. I 8 ist ebensowenig zu erkennen[1]), wie das tibullische Gedicht eine Satire ist.

Im vierten der dem Theokritos zugeschriebenen Epigramme bittet ein Hirt den andern, dass er sich am nahen ξόανον des Priapos niedersetzen und für ihn dem Gotte Opfer geloben möge, wenn er ihn von der Liebe zum jungen Daphnis befreie oder dessen Gegenliebe erwecke. Aehnlich bittet Theokr. Id. 7, 103 ff. Simichidas (= Theokritos) den Pan, dass er seines Freundes Aratos Liebe zum schönen Philinos begünstige. Man sieht, die Einkleidung — Tibull vor dem Holzbilde des Priapus für seinen gleichfalls in einen schönen Knaben verliebten und gleich dem theokriteischen Aratos[2]) dichterischen Freund die Anweisung erbittend — ist auf ein Muster der Μοῦσα παιδική der Griechen zurückzuführen.

Auch im Einzelnen ist die Nachahmung dieser Art von Poesie, mit deren Verpflanzung auf römischen Boden Catull in seinen Juventiusliedern (24. 48. 81. 99) und Vergil Ecl. 2 dem Tibull vorangingen, wohl zu bemerken[3]). Der Gegenstand ist ja bereits in der älteren griechischen Lyrik, so von Alkaios und Anakreon, in der Alexandrinerzeit von Phanokles (Ἔρωτες ἢ καλοί), Theokritos (besonders Id. 12. [23]. 29. 30) u. a. und späterhin im Anschluss an die alexandrinischen Vorgänger in zahlreichen Epigrammenpoesien verschiedenster Verfasser behandelt worden. Gewisse platonische Dialoge mögen beigetragen haben, das Thema populär zu machen. Gleich die erste Vorschrift des Priapus, den Umgang mit Knaben überhaupt zu meiden (9), ist ganz im Sinne des Sokrates bei Plat. Charm. 4 p. 155 D. Denn, fährt Priapus fort (10), irgend einen Reiz, warum sie gefallen, haben die Schönen immer: ähnlich heisst es bei Straton A. P. XII 198:

ἡλικίης φίλος εἰμὶ καὶ οὐδένα παῖδα προτάσσω
πρὸς τὸ καλὸν κρίνων· ἄλλο γὰρ ἄλλος ἔχει.

Ausführlicher wird der Gedanke nach Platonischem Vorgange (Charm. 3 p. 154 B. C und besonders Rep. V 19 p. 474 D) in den

1) Vgl. dagegen Teuffel ao. S. 478 und Marx in Pauly-Wissowa Realencycl. I Sp. 1320.

2) Doch vgl. v. Wilamowitz G. G. N. 1894, 182ff. und zustimmend Susemihl Jahrb. f. Phil. 1896, 383 ff., bes. 391 f.

3) Einige Nachweise bei Hübner ao.

Epigrammen des Rhianos A. P. XII 93 und Meleagros ebd. 94. 95 ausgesponnen. Besonders sind es die Leibesübungen der Knaben, welche des Liebhabers Wohlgefallen erwecken (Tib. ao. 11—13): vgl. Straton A. P. XII 192. Catull. 63, 64 ff. Hor. Ca. IV 1, 39 f. und namentlich Lukianos Ἔρωτες 45 p. 448: Θεσσαλοὶ γὰρ ἵπποι μέλουσιν αὐτῷ· καὶ βραχὺ τὴν νεότητα πωλοδαμνήσας ἐν εἰρήνῃ μελετᾷ τὰ πολεμικὰ (vgl. *fortis . . audacia* Tib. ao. 13) ἄκοντας ἀφιεὶς καὶ βέλη ὅτ' εὐστόχου δεξιᾶς ἀποπάλλων. εἶθ' αἱ λιπαραὶ παλαῖστραι, καὶ πρὸς ἡλίου μεσημβρινὸν θάλπος ἐγκονίεται τὸ σῶμα πυκνούμενον, οἵ τε τῶν ἐναγωνίων πόνων ἀποσταλάζοντες ἱδρῶτες, μεθ' οὓς λουτρὰ σύντομα . . . 46. τίς οὐκ ἂν ἐραστὴς ἐφήβου γένοιτο τοιούτου; Schriften über Knabenliebe, für deren Vorhandensein ausser diesen Ἔρωτες auch Ach. Tat. II, 35—38 spricht[1]), wird es schon zu Tibulls Zeiten gegeben haben. — Die jungfräuliche Verschämtheit der Knaben (Tib. ao. 14) ist seit Anakreons ὦ παῖ παρθένιον βλέπων (fr. 4) ein Gemeinplatz der Knabenmuse: vgl. besonders Plato Charm. 6 p. 158 C und A. P. XII 96 ἐπ' ὄμμασι δ' ἁ περίσαμος αἰδώς.

Zu diesen loci communes der Μοῦσα παιδική gehört auch die Erinnerung an die Vergänglichkeit der Jugend und Schönheit, welche auszunutzen sind, solange es Zeit ist (Tib. ao. 27 ff. I 8, 47 f.), sowie der Hinweis auf die Nemesis, welche den Spröden dereinst erreicht (Tib. ao. 33 f. I 8, 71 f. 9, 79 f.): vgl. die berühmte, u. a. wohl auch von Vergil in der Liebeswerbung des Corydon um den schönen Alexis Ecl. 2, 17 f. nachgeahmte Stelle [Theokr.] Id. 23, 28—34.

ὥρη κάλλιστον, χ' ὥρη ἐλαφρότατον —
ἄνθος γὰρ καὶ κάλλος ἴσον χρόνον ἐστὶ λαχόντα·
ταῦτα δ' ὁμῆ φθονέων ἐξεμάρανε χρόνος —
καιρον γνῶθι —
ἔστω γὰρ πάντα καθ' ἡλικίην —
καὶ γνώσῃ φιλέοντος ὅση σπάνις. Ἀλλ' ἔτι καὶ νῦν
τῆς ἀμεταλλήτου φρόντισον ἡλικίης —
σύντομος ἡ Νέμεσις —
καὶ τότ' ἐπιγνώσῃ τί σπάνις ἐστὶ φίλων,

so und ähnlich lauten die Redewendungen, unter denen sich diese auch von Hor. Ca. IV 10 verwerteten Motive in gar vielen Epi-

[1]) Vgl. E. Rohde, der griech. Roman S. 481 Anm. 4.

grammen wiederholen: vgl. A. P. XII 12. 29. 30. 32. 35. 186. 197. 215. 224. 229. 234. 235. 251. — Tib. ao. 37 f. besagt das alte

μόνοις οὐ γίγνεται
θεοῖσι γῆρας οὐδὲ κατθανεῖν ποτε (Soph. O. C. 607 f.),

nur dass dort an Stelle sämtlicher Götter Phoebus und Bacchus treten, die göttlichen Muster der Epheben, die allein ἀκερσεκόμαι sind, während sonst die Jünglinge vor dem Eintritt ins Ephebenalter ihr Lockenhaar abschneiden und es den Göttern weihen: vgl. A. P. VI 278. 279.

Von der Art, wie der geliebte Knabe küsst, vom Kusse, den er sich mit Widerstreben rauben lässt (φίλημ' ἁρπάσαι ἀκροθιγές A. P. XII 68), bis zur freiwilligen stürmischen Umarmung handelt Tib. ao. 53 ff. in freier Nachahmung von Epigrammen wie des Straton A. P. XII 200:

μισῶ δυσπερίληπτα φιλήματα καὶ μαχιμώδεις
φωνὰς καὶ σθεναρὴν ἐκ χερὸς ἀντίθεσιν·
καὶ μὴν καὶ τὸν ὅτ' ἐστὶν ἐν ἀγκάσιν εὐθὺ θέλοντα
καὶ παρέχοντα χύδην οὐ πάνυ δή τι θέλω·
ἀλλὰ τὸν ἐκ τούτων ἀμφοῖν μέσον, οἷον ἐκεῖνον
τὸν καὶ μὴ παρέχειν εἰδότα καὶ παρέχειν.

Ueber die Gewinnsucht der Knaben, die ihre Reize für Geld preisgeben, ergehen sich Dioskorides A. P. XII 42, Glaukos ebd. 44 und Straton ebd. 212. 214 in ähnlichen Klagen wie Tib. ao. 57 ff. und besonders I 9, 11—52. — Wie dem Titius die Gattin (74), so vertreibt dem Meleagros A. P. V 208 die παράκοιτις die Gelüste auf Knaben:

οὔ μοι παιδομανὴς κραδία . . .
. . . Καλά με μένει παράκοιτις·
ἔρροι πᾶς ἄρσην ἀρσενικαῖς λαβίσιν.

Auch der Schluss des Gedichts

heu heu quam Marathus lento me torquet amore (81)

beruht gleich dem horazischen Ca. IV 1, 33

sed cur, heu, Ligurine, cur
manat rara meas lacrima per genas?

ohne Zweifel auf griechischem Vorbilde.

Wo sich Tibull so offenkundig als blosser Nachahmer der Griechen zeigt, verliert natürlich die noch heut, selbst von berufenster Seite vertretene Annahme, dass zwischen dem Dichter und Marathus

ein Verhältniss wie das I 4. 8. 9 geschilderte thatsächlich stattgefunden habe, jeden Glauben. Wie der Ligurinus des Horaz einem der Lieblinge des Anakreon, etwa dem Bathyllos[1]) (vgl. A. P. VII 31, 3 f. Hor. Ca. IV 1, 33 f.), wie sein Lyciscus (Epod. 11, 24) dem Lykos des Alkaios (vgl. Hor. Ca. I 32, 11 und dazu Kiessling) sein Dasein verdankt, so ist auch dieser Marathus (den Namen dachte sich der Dichter wohl von μαραίνω abgeleitet = derjenige, der seinen Liebhaber vor Liebe verschmachten lässt; vgl. Tib. ao. 81)[2]) ein reines Phantasiegeschöpf, um die Lücke auszufüllen, welche das Fehlen der Knabenliebe im Kreise der erotischen Motive gelassen hätte. Niemand glaubt den litterarischen Klatsch des Altertums, dass Alexis ein Geliebter des Vergil gewesen sei; die Manen des Horaz mussten sich die Verdächtigung dass er schönen Knaben nachgelaufen sei, gefallen lassen, bis ihm Lessing seine Ehrenrettung brachte; möchte man doch aufhören, das Andenken eines Dichters zu verdunkeln, der so reiner und edler Empfindungen fähig ist, wie Tibull.

Auch sonst liefert die Priapuselegie den Beweis, dass Tibull gleich seinen römischen Zeitgenossen, sei es direkt, sei es indirekt durch Vermittlung römischer Vorgänger, unter griechischem Einflusse steht. Selbstverständlich handelt es sich öfter um unbewusste Reminiscenzen an früher Gelesenes. Auch an Gemeinplätzen, die aus dem Griechischen übernommen sind, fehlt es nicht. So findet sich das vulgäre Sprichwort vom steten Tropfen, der den Stein höhlt, schon bei Choerilus fr. 10 (Ep. Graec. ed. Kinkel I 271):

πέτρην κοιλαίνει ῥανὶς ὕδατος ἐνδελεχείῃ.

vgl. auch Bion 15 Mein. — Tib. ao. 21 f., ein bei Griechen und Lateinern häufig wiederkehrender Gemeinplatz, drückt mit Anwendung des schon von Hom. (z. B. Od. ϑ 409) gebrauchten Bildes von den Winden, die das gesprochene Wort über Land und Meeresrücken (ἐπ' εὐρέα νῶτα ϑαλάσσης) tragen, das kallimacheische

---

[1]) A. P. VII 27 werden ausser diesem Eurypiles, Megisteus und Smerdis als Geliebte des Anakreon genannt.

[2]) Zugleich soll der Name dem Spröden wohl als memento an das Hinwelken der Jugendschönheit dienen: vgl. Tib. ao. 27 ff. A. P. XII 234:

Εἰ κάλλει καυχᾷ, γίνωσχ' ὅτι καὶ ῥόδον ἀνθεῖ·
ἀλλὰ μαρανθὲν ἄφνω σὺν κοπρίοις ἐρίφῃ.
Ἄνθος γὰρ καὶ κάλλος ἴσον χρόνον ἐστὶ λαχόντα·
ταῦτα δ'ὁμῇ φθονέων ἐξεμάρανε χρόνος.

. . . ἀλλὰ λέγουσιν ἀληϑέα, τοὺς ἐν ἔρωτι
ὅρκους μὴ δύνειν οὔατ' ἐς ἀϑανάτων

(Epigr. 27 Schneid.) aus. Das Gesetz, dass der ὅρκος Ἀφροδίσιος bedeutungslos und straflos ist (vgl. Plat. Symp. 10 p. 183 B), stellte Zeus durch sein eigenes Beispiel als allgemein giltiges auf, indem er der Hera schwor, der von ihm berührten Io nicht genaht zu sein. Auf diese schon von Hesiod Αἰγίμιος fr. 4 erzählte Sage spielt Tib. ao. 23 f. an. Selbst die ernstesten, der Keuschheit ergebenen Göttinnen Dictynna und Minerva müssen sich einen solchen bei ihrem Namen und bei dem, was ihnen besonders teuer ist, geschworenen Eid gefallen lassen (25 f.):

Ἔρως δὲ τῶν ϑεῶν
ἰσχὺν ἔχων πλείστην ἐπὶ τούτου δείκνυται·
διὰ τοῦτον ἐπιορκοῦσι τοὺς ἄλλους ϑεούς

(Menandros fr. 449 K.). — Die Stelle von dem altersmüden Rosse, das ehedem in Olympia den Preis gewann (31 f.), ist ein Gemeinplatz (vgl. A. P. IX 19. 20. 21. Ennius Annal. 481 f. Müller. Ov. Met. VII 542 ff. Trist. IV 10, 95 f.), der zuerst bei Ibykos fr. 2

ὥστε φερέζυγος ἵππος ἀεϑλοφόρος ποτὶ γῆραϊ ἀέκων
σὺν ὄχεσφι ϑοοῖς ἐς ἄμιλλαν ἔβα

(freie Nachahmung von Hom. Il. X 22 f.) nachweisbar ist. Zu *vidi iam iuvenem* (33) vergleicht Vahlen[1]) Redensarten wie Soph. El. 62 ἤδη γὰρ εἶδον πολλάκις, Aiax 1142 ἤδη ποτ' εἶδον ἄνδρα, Eur. El. 369 ἤδη γὰρ εἶδον ἄνδρα. Griechischen Ursprung hat auch das bei lateinischen Dichtern (z. B. Verg. Georg. III 437. Ov. Met. IX 266) beliebte Bild der durch Abstreifen der Haut sich verjüngenden Schlange. Zur tibullischen Ausdrucksweise *serpens novus exuit annos* (35) vgl. Aristoph. Pax 336 τὸ γῆρας ἐκδὺς ἐκφυγὼν τὴν ἀσπίδα (ἡ μεταφορὰ ἀπὸ τῶν ὄφεων Schol.) und Nikandros Ther. 31 ἀζαλέων φολίδων ἀπεδύσατο γῆρας. — Tib. ao. 61 ff. erinnern an das Wort des Pindaros Nem. 7, 12 f.

ταὶ μεγάλαι γὰρ ἀλκαί
σκότον πολὺν ὕμνων ἔχοντι δεόμεναι[2])

und an Theokr. Id. 16 (besonders v. 29—31. 41—45), wo in ganz ähnlicher Weise wie bei Tib. das

---

[1]) Monatsber. d. Berl. Ak. 1878 S. 349.

[2]) Vgl. Hor. Ca. IV 9, 26 ff.

Μουσάων δὲ μάλιστα τίειν ἱεροὺς ὑποφήτας (v. 29)

anempfohlen und dem materiellen Streben (φιλοκέρδεια) der Menschen die Muse, von der

ἀγαθὸν κλέος ἔρχεται ἀνθρώποισι (v. 58),

gegenübergestellt wird. Dabei verrät sich 63 f. der *doctus poeta* in den Beispielen des von zahlreichen Dichtern (vgl. Verg. Georg. III 6 f.) besungenen Pelops und des Nisus, des Vaters der Scylla, deren Schicksal u. a. Parthenios in seinen Metamorphosen erzählt hatte. — Die Verwünschung, dass der feile Knabe ein Gallus werden möge (67—70), scheint einem Priapeum entnommen (vgl. Priap. 55, 6), wobei man sich erinnern mag, dass bereits Euphronios[1]), der Lehrer des Aristophanes von Byzantion, priapeische Gedichte verfasst hat. — Einen Lehrer der Liebe nennen sich Tibullus ao. 75 (vgl. Ov. ao. II 739 ff.) und Aristaenetus I 4 ἀλλ' ἕπου καὶ μάνθανε καὶ συναπόλαυσον ἐρωτικῷ διδασκάλῳ nach gemeinsamem Vorbilde wie Moschos 6, 7 Mein. ταῦτα λέγω πᾶσιν τὰ διδάγματα (= *praecepta* 79. *magisteria* 84) τοῖς ἀνεράστοις. — Tib. ao. 79 f. ist der Anklang an Callim. fr. 11 Schneid.

γηράσκει δὲ γέρων κεῖνος ἐλαφρότερον,
κοῦροι τὸν φιλέουσιν, ἐὸν δέ μιν οἷα γονῆα
χειρὸς ἐπ' οἰκείην ἄχρις ἄγουσι θύρην

trotz Dissens Einspruch unverkennbar. Zum Versanfang *tempus erit cum* (79) vgl. Theokr. Id. 23, 33 ἥξει καιρὸς ἐκεῖνος, ὁπανίκα.

Das Ansehen des Dichters und den Genuss seiner Poesien können dergleichen Nachweise nicht beeinträchtigen. Für die Erkenntnis aber, „woher er seine Kultur hat", sind sie gewiss nicht ohne Wert; in jedem Falle zeigen sie, dass die vielfach nachgesprochene Behauptung, Tibull wurzele durchaus im Boden seiner Nationalität, sehr der Einschränkung bedarf.

[1]) Vgl. Susemihl, Gesch. d. griech. Litt. in der Alexandrinerzeit I S. 281.

Scenische Illusion im fünften Jahrhundert.

Von

WILHELM KROLL,

Breslau.

Im letzten Kapitel seiner anregenden 'Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum' hat Bethe einige Thatsachen zusammengestellt, aus denen hervorgeht, dass weder glänzende Costüme noch bedeutende schauspielerische Leistungen im fünften Jahrhundert unerhört waren. Daraus folgt keineswegs, dass das athenische Publikum eine vollständige scenische Illusion verlangte, wie wir sie mit immer steigenden Ansprüchen von unseren Theatern fordern. Das wird auch freilich niemand mehr in dieser Form behaupten; aber eine gewisse Tendenz liegt vor, die attischen Dramen mit einem grösseren Aufwand von Bühneneffekten aufgeführt sein zu lassen, als wahrscheinlich ist. Auch von Bethes Thesen sind einige unter dem Einfluss dieser Tendenz zu Stande gekommen.

Wie wenig verwöhnt das Athen von 458 war, zeigt unzweideutig die Orestie. In den Choephoren duldete es zwei Schauplätze neben einander (Wilamowitz Ausgabe S. 44), in den Eumeniden hielt es dasselbe Gebäude erst für das pythische Heiligtum, und nachdem die Bühne einige Augenblicke leer geblieben war, ohne Weiteres[1]) für einen Athenatempel auf dem Areopag. Eine Reihe von Jahren vor der Orestie ist der Prometheus aufgeführt worden. Er scheint in dem

[1]) An Vorkehrungen zum zweiten Akt (Weissmann scen. Aufführung d. griech. Dramen. München 1893 S. 12) glaube ich nicht. Die Athenastatue brauchte nicht erst hereingebracht zu werden, sondern konnte von Anfang an dastehen (V. 21). — Für die Choephoren ist der Vergleich mit der Helena interessant: das Grab vor dem Palast, welches Aischylos seinem Publikum unbedenklich zumutet, hielt sich Euripides für verpflichtet zu motivieren (V. 1165).

Gebrauch von Bühneneffekten so weit zu gehen, dass ihn Bethe nach H. Kramers Vorgange auch aus diesem Grunde für überarbeitet erklärte, nachdem man das formaler Indicien wegen längst gethan hatte. Ob diese formalen Indicien wirklich zwingen eine Umarbeitung anzunehmen, darf man vielleicht bezweifeln, ohne verketzert zu werden. Wilamowitz hält es für schlechthin unzulässig, gegen die Lieder des Prometheus aus der Metrik Verdachtgründe zu holen (Choeph. 266[2]). Aischylos hat seinen Schauspielern sonst keine Monodieen zugemutet (Bethe 162); aber wenn er Wechselgesänge der Schauspieler mit dem Chor oder auch zweier Schauspieler gegen einander mit Begleitung des Chores verlangt hat, war es dann wirklich unerhört, den Schauspieler einmal allein singen zu lassen? Auch die Anapaesten des Okeanos finden ihre Entschuldigung in den vorausgehenden des Chores. Aber ganz abgesehen davon — niemand kann gezwungen werden, den Grundsatz anzuerkennen, dass, was in sechs Dramen so sei, im siebenten nicht anders sein dürfe, und aus Gewohnheiten, welche der einzelne Dichter jederzeit durchbrechen konnte, „Gesetze" zu machen[1]).

Umgekehrt bleibt die Thatsache bestehen, dass der Prometheus manches enthält, was sich ganz ebenso erst in den zwanziger Jahren findet (d. h. in der Zeit, aus der wir überhaupt erst eine grössere Anzahl von Stücken haben): wer ihn deshalb in seiner jetzigen Form so weit herabrücken zu müssen glaubt, der mag es thun. Nun aber die Bühneneffekte. Erstens soll der Chor der 12 oder 15 Okeaniden bei V. 124 auf einem Flügelwagen angeschwebt kommen, bis V. 280 „in einen Kasten gedrängt" in der Luft hängen und dann erst auf den Boden steigen. Also sei die Flugmaschine angewendet worden, und diese komme erst nach 427/6 vor. Dagegen darf man mit aller Entschiedenheit behaupten: ein Fliegen von 12 Personen in einem Wagen war in den zwanziger Jahren so unmöglich wie vier oder fünf Jahrzehnte früher. Soweit wir die Flugmaschine kennen, war sie für eine, höchstens für zwei Personen (Orest 1625 ff.) berechnet; zwölf Menschen

1) Vgl. Dieterich bei Pauly-Wissowa I 1076. Bethes Worte über den Aias (S. 173) verstehe ich nicht. Es sei darauf hingewiesen, dass auch die ältere Komödie keine so feste Form hatte, wie die des Aristophanes. Kratinos liess die Βουκόλοι mit einem Dithyrambos beginnen (fr. 18), die Ὀδυσσῆς mit Anapaesten (fr. 138/9) und ein anderes Stück mit einer Art Parabase (Kaibel Herm. XXX 75[2]). Das „Gesetz" des iambischen Prologs verletzte noch 412 Euripides in der Andromeda; denn εἰσβολή heisst nun einmal der Anfang und man sollte an dem guten Zeugnis nicht herumdeuteln (Bethe 191). Noch Menanders Leukadia begann mit Anapaesten (fr. 312/3).

in einem Wagen durch die Luft schweben zu lassen, wäre selbst für unsere moderne Bühnentechnik schwer, wenn nicht unmöglich: sollen wir es dem 5. Jahrhundert zutrauen? Es folgt aus dem Text nicht einmal, dass der Wagen[1]) sichtbar gewesen ist (Bethe 170). In den Versen 271 ff. ist nur die Rede von dem Verlassen des luftigen Sitzes; die Mädchen können sehr wohl über Prometheus auf dem Felsen erschienen sein, d. h. auf dem Budendache: denn dass er an die Budenwand geschmiedet war, hat Bethe S. 34 vortrefflich gezeigt[2]). Nun soll aber unser Text erkennen lassen, wie Aischylos die Okeaniden hatte auftreten lassen. V. 135 σύθην δ'ἀπέδιλος ὄχῳ πτερωτῷ stamme von dem Bearbeiter, V. 128—132 von Aischylos: nach ihm waren die Okeaniden geflogen, kamen aber zu Fusse in die Orchestra. Dann mussten sie also mit Flügeln auftreten; man darf aber bezweifeln, dass die Athener sich geflügelte Meermädchen hätten gefallen lassen. Gerade Vers 135 ist unentbehrlich zur Ergänzung von 129; er zeigt, dass die Flügel nicht an den Schultern der Mädchen, sondern an dem Wagen befestigt waren.[3])

Zweitens soll Okeanos die Flugmaschine benutzt haben. Das würde den Prometheus auch nur in dem Falle hinabrücken, dass es erst seit 427/6 eine Flugmaschine gab. Aber der Beweis für diese These steht auf schwachen Füssen (darüber gleich). Überhaupt aber ist das Fliegen des Okeanos nicht ganz sicher; er kann sehr wohl auf seinem Greif über die Orchestra gezogen worden sein, ohne dass das Publicum von damals etwas Komisches darin fand.

1) Oder die Wagen. Man muss doch fragen, an welche vorhandene Vorstellung Aischylos angeknüpft hat; da bietet sich nur der Wagen des Triptolemos, auf dem dieser immer allein sitzt. So mag sich auch das ἁμίλλαις V. 129 erklären: die einzelnen Wagen wetteifern unter einander. Wilamowitz Herm. 21, 610 denkt an einen von Flügelwesen gezogenen Wagen: kann das ὄχος πτερωτός heissen? — Noch in späterer Zeit konnte die Flugmaschine grössere Lasten nicht aufnehmen: Poll. 4, 126.

2) Der Scholiast berichtet weder aus Theaterüberlieferung noch aus eigener Anschauung (Bethe Anm. 19). Wenn der Prometheus in späterer Zeit noch aufgeführt wurde, was ganz unwahrscheinlich ist, so fiel der Chor fort. Der Greif des Okeanos (zu 287) ist aus 395 erschlossen; ein τετρασκελὴς οἰωνός ist eben nichts Anderes als ein Greif.

3) Wenn 135 unecht ist, so muss es auch 151 sein. Was Bethe gegen ihn vorbringt, hält nicht Stich. „Neue Gebieter herrschen im Olymp, nach neuen Gesetzen waltet Zeus und vernichtet, was vorher gewaltig war": da kann „und" doch mit δέ gegeben werden, ohne dass es Jemandem einfällt, an eine „Gegenüberstellung" zu denken. Dass derselbe Vers ohne Auftakt auch die zweite Strophe abschliesst, trägt auch nicht gerade dazu bei, ihn zu verdächtigen.

Am schwersten scheint der Schluss ins Gewicht zu fallen. „Unter Donner und Blitz versinkt der Titan an seinem Felsen und mit ihm die Okeaniden in die Tiefen des Tartaros [1])". Das ist nicht ganz einfach; aber „dem Maschinisten, der einen Chor in einem Wagen schwebend nicht nur erscheinen, sondern auch eine geraume Zeit in der Luft verweilen liess, kann man auch die Versenkung zutrauen." Gewiss: das eine so wenig wie das andere. Bethe hat uns von der Bühne der zwanziger Jahre, aus denen der aufgeputzte Prometheus stammen soll, ein ziemlich genaues Bild entworfen: ein Versinken von dreizehn Personen ist auf ihr unmöglich. Hier gilt es zu wählen: entweder eine mindestens 2 m hohe Estrade d. h. das alte Logeion, oder kein Versinken. Denn in der Mündung des unterirdischen Ganges, wenn er in Athen je existiert hat, konnte selbst Prometheus allein kaum verschwinden.[2]) Ich sehe nur eine Lösung. So lange Prometheus spricht, ist er auf der Oberwelt; mit seinen letzten Worten ist das Stück zu Ende. Was nun noch geschah, kümmerte das Publikum nicht mehr; Prometheus war jetzt nicht mehr Prometheus, sondern Aischylos, Euphorions Sohn, aus Eleusis, der seinen Felsen und die Bühne verliess, um nach einer Pause seinen Platz wieder einzunehmen. Es ist doch nicht viel besser, wenn wir es vertragen, dass nach dem Fallen des Vorhanges der tote Siegmund als Herr Vogl oder Herr Alvary erscheint und sich lächelnd nach allen Seiten verneigt. Bethe meint freilich. der Bearbeiter habe den Titanen deshalb versinken lassen, damit er nicht vor den Augen der Zuschauer seine Fesseln zu verlassen brauchte. Er scheint ganz vergessen zu haben, dass er für die Zeit der Bearbeitung den Vorhang annimmt, der am Schlusse die Bühne verdeckte und das Versinken, wenn es nur diesen Grund hatte, unnötig machte. Aber es war zweifellos tiefer begründet. Dass Cheiron als διάδοχος πόνων (V. 1027) in den Hades steigt, hat nur dann Sinn, wenn Prometheus selbst in der Unterwelt war. Eigentlich nur dann, wenn er ihr verfallen war; man darf die Frage

[1]) Sicher nicht dargestellt war der Blitz: wie hätte der am hellerlichten Tage ausgesehen? Also auch der Donner nicht. Die Phantasie der Zuschauer war damals zum Glück noch lebhaft genug, sich alle die von Prometheus in den herrlichen Schlussversen geschilderten Naturereignisse vorzustellen. Noch in den Bakchen begnügte sich das Publikum mit der Ankündigung der Wunder (Bruhn Einl. 9 Anm.)

[2]) S. 231[5] nimmt Bethe an, die starke Senkung des Terrains nach Süden sei für das Versinken benutzt worden. Das ist mir unverständlich.

aufwerfen, ob hier nicht der Rest einer Sagenversion vorliegt, nach der Prometheus einer der grossen Büsser im Hades gewesen ist.

Die Komödie hat weit ärgere Durchbrechungen der Illusion auch da geduldet, wo sie nicht an sich komisch sind. Haupt hat das an den Acharnern sehr schön gezeigt (opusc. II 458). Trotzdem wird immer noch eine Stelle falsch behandelt, ich meine Thesmophoriazusen 277. Nach dem Scholiasten ist hier eine Parepigraphe gewesen: ἐκκυκλεῖται ἐπὶ τὸ ἔξω τὸ Θεσμοφόριον. Bethe verteidigt S. 117 ff. diese Angabe und lässt auf dem Ekkyklema ein fertiges lebendes Bild erscheinen: Götterbilder mit Weihgeschenken im Fackelglanz, der Altar, auf Bänken die 24 Weiber. Das ist unmöglich. Denn das Ekkyklema konnte nicht breiter sein als die Thür der Hinterwand und hat auch in allen sicheren Fällen nur wenige Personen aufgenommen. Die Vorderwand so einzurichten, dass sie beliebig geöffnet werden konnte, war nicht so leicht, als Bethe (S. 123) es sich vorstellt, namentlich seitdem sie durch Malerei als Haus charakterisiert war. Der Dichter musste sich nach dem vorhandenen Bühnengebäude richten, nicht umgekehrt [1]). Dazu kommt, dass die Maschine erst nach V. 265 mit Agathon hineingeschoben worden war; die kurze Zwischenzeit hätte nicht genügt, um ein lebendes Bild zu stellen. Bethe muss daher zwei Ekkyklemata annehmen.

Die Scene lässt sich ganz ohne dieses Mittel erklären. Bei V. 278 steht Euripides und sein Vetter noch an der Hinterwand, in die eben erst Agathon hineingerollt worden ist. Euripides sieht die Fahne auf dem Thesmophorion aufstecken [2]) und verschwindet; auch der Vetter verlässt seinen Platz, denn er fordert die Sklavin auf, ihm zu folgen (V. 279). Wohin? Doch wohl in die Orchestra, wo unterdess die Frauen erschienen sind, einzeln oder in Gruppen, wie die Vögel, ohne eigentliche Parodos; der Vetter mischt sich unter sie und setzt sich auf einen Platz. Es müssen wohl seit Anfang des

[1]) Dass in den Eumeniden nach V. 64 der Chor, Apollon, Hermes und Orestes sichtbar wurden, ist nicht zu bezweifeln; aber ebensowenig, dass das Ekkyklema nicht angewendet werden konnte. Die alten Grammatiker haben das sehr wohl gesehen und vorsichtig von στραφέντα μηχανήματα geredet; oder denken sie an die späteren Periakten? Im Herakles erschien nicht der zerstörte Hof mit einigen Säulen, sondern Herakles an einen Säulenschaft gebunden, um ihn seine Waffen und die vier Leichen (Wilamowitz I 239).

[2]) Daraus folgt nicht, dass auch die Zuschauer sie sehen, ebenso wenig wie die Inseln in den Rittern 190 oder den Rauch von Troia in der Hekabe 823 oder den Heratempel zu Anfang von Sophokles' Elektra.

Stückes Sitze in dem hinteren Theil der Orchestra gestanden haben, so dass ihre grössere Hälfte für die Tänze frei blieb.[1]) Dass durch einige Schritte der Schauspieler Scenenwechsel angedeutet wird, findet sich ganz ebenso in den Fröschen. Bei V. 165 befinden sich Dionysos und Xanthias noch vor Herakles' Hause, auch die Unterredung mit dem Toten findet noch auf der Oberwelt statt; 180 aber machen sie einige Schritte und sind nun plötzlich am acherusischen See angelangt, d. h. an der Stelle der Orchestra, wo die eine Parodos mündet. Der Hintergrund bleibt unverändert; wo vorher Herakles und der Tote herauskamen, da treten jetzt die Bewohner des Hades auf.[2])

Eine der Hauptthesen Bethes ist die, dass in den Jahren 427/6 die erste Bühne errichtet wurde: der Raum vor der Hinterwand wurde erhöht, Vorhang, Flugmaschine und Paraskenien eingeführt. Das ist a priori nicht sonderlich wahrscheinlich. Technische Fortschritte werden meist nicht mehrere zu gleicher Zeit gemacht, sondern allmählich findet sich der eine zum andern; man versucht wohl auch etwas, das sich nicht bewährt und wieder fallen gelassen wird. Aber wenn die Thatsachen entschieden dafür sprächen, so dürfte man es nicht bezweifeln.

---

[1]) Wenn Phrynichos zu Anfang der Phoinissen einen Eunuchen Sessel hinstellen liess, so folgt daraus nicht, dass er sich scheute, sie vor Beginn des Stückes hineintragen zu lassen (Bethe 189). Die Athener liessen sich ihre weihevolle Stimmung durch solche Aeusserlichkeiten nicht zerstören (S. 191); oder meint Bethe wirklich, dass alle Stücke bis 427/6 — von da an nimmt er den Vorhang an — keine Requisiten brauchten oder der Dichter immer einen Ausweg fand, um sie während der Handlung auf die Bühne bringen zu lassen? Bethe hat sich dadurch täuschen lassen, dass wir erst von etwa 427 an eine reichere Überlieferung haben (vgl. S. 197). Man darf wohl daran erinnern, dass in Italien selbst in den ernstesten Stücken Theaterdiener in roten Röcken auf die Bühne kommen, um Requisiten zu bringen oder zu entfernen.

[2]) Christ, Sitzungsb. d. bayr. Akad. 1894 S. 6 ff., denkt mit Unrecht an einen Wechsel der Scenerie. (Auch in der Lysistrate genügte die gewöhnliche Façade, der Aufgang zur Akropolis war nicht durch eine besondere Decoration dargestellt, wie Bethe S. 201 will. Dann hätte auch in den Acharnern erst die Pnyx, dann die Häuser des Euripides und Lamachos getreu nachgebildet werden müssen.) Xanthias läuft wohl um die Orchestra herum, nicht von aussen um das Theater; der Kahn mit Dionysos und Charon fährt von der einen Parodos quer über die Orchestra zur anderen, etwa auf Rollen laufend und an einem Strick gezogen. — Ein Beispiel aus neuerer Zeit bei Creizenach Schausp. d. engl. Komödianten XCII: im verlorenen Sohn wird ein Ortswechsel dadurch bezeichnet, dass der Diener einen Schritt oder sechs fortgeht. Vgl. Rigal, Alexandre Hardy, Paris 1889 S. 190.

Die Erhöhung des Platzes vor der σκηνή fällt vor 424: das zeigt Ar. Ritter 149. 169[1]). Wie lange vorher, lässt sich nicht sagen; Schlüsse ex silentio wären hier unerlaubt (was wegen Bethe S. 221 ausdrücklich bemerkt werden muss). Auch der Vorhang führt nicht mit Sicherheit auf 427/6. Nach Bethe wären die Acharner das erste Stück, welches ihn sicher erfordert; die Herakliden hätten ihn noch nicht benutzt. Während Dramen, deren Anfang sonst ähnlich ist, mit einem Bühnenbilde beginnen, „ziehen die Kinder des Herakles vor aller Augen auf, und während Iolaos den Prolog spricht, lassen sie sich am Altare nieder." Das Gegenteil ist richtig. καθεζόμεσθα V. 33, auf das Bethe Wert zu legen scheint, heisst „wir sitzen"; zum Überfluss erfahren wir V. 41, dass Alkmene und die Mädchen schon einige Zeit im Tempel sind: also sind auch die Knaben von Anfang an da. Also wenn es einen Vorhang gab, so haben ihn die Herakliden zwischen 429 und 427 schon gehabt. Es ist doch merkwürdig, dass wir damit an die obere Grenze des Zeitraumes kommen, aus dem uns eine grössere Anzahl von Dramen überliefert ist; was 429 war, kann auch 439 schon gewesen sein, ohne dass unsere gerade für diese Zeit besonders dürftige Überlieferung es uns merken lässt.

Indess die Hauptstütze für das Datum 427/6 soll die Einführung der Flugmaschine bieten. Wer den Okeanos im Prometheus gar nicht oder erst in der jüngeren Umarbeitung auf der μηχανή fliegen lässt, für den bleibt immer noch die Medea. Bethe versucht nachzuweisen, dass sie nicht in der Luft erschienen ist; die Zuschauer hätten sonst ausdrücklich darauf vorbereitet werden müssen. Waren sie wirklich so dumm? Man kann sich freilich das Erscheinen der Medea zur Not auch anders vorstellen; aber das Ekkyklema ist eine unmögliche Auskunft. Iason lässt die Pforten erbrechen; während seine Diener damit beschäftigt sind, erscheint Medea und spricht (V. 1317 ff.):

τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας
νεκρούς ἐρευνῶν κἀμὲ τὴν εἰργασμένην;
παῦσαι πόνου τοῦδ'.

Das wäre sinnlos, wenn die Thür sich soeben geöffnet hätte und Medea durch sie herausgerollt worden wäre; dann hätten die Diener schon vor 1317 von ihrer Mühe ablassen müssen. Wenn sie fortfährt:

---

[1]) Angeführt von Christ Neue Jahrb. 149,161 Zacher Philol. N. F. IX 181.

εἰ δ'ἐμοῦ χρείαν ἔχεις,
λέγ' εἴ τι βούλει, χειρὶ δ'οὐ ψαύσεις ποτέ·
τοιόνδ' ὄχημα πατρὸς Ἥλιος πατὴρ
δίδωσιν ἡμῖν, ἕρυμα πολεμίας χερός

so folgt daraus nicht, dass sie dicht vor Iason steht. Aber selbst wenn sie vor ihm steht, so hat der Wagen doch nicht irgend welche magische Kraft, die es unmöglich machte, ihm nahe zu kommen, sondern er kann sie jederzeit auf ihren Wunsch entführen, ohne dass sie jemand einholt. Sie fährt also wohl auf ihm durch die Luft; dass sie es auf der Bühne selbst nicht gethan habe, ist nicht zu beweisen [1]).

Aber auch wenn man von der Medea ganz absieht, ist die Datierung der Flugmaschine auf 427/6 nichts weniger als sicher. Sie beruht darauf, dass der Bellerophon vor 425 geflogen ist, dass Artemis im Hippolytos 428 nicht als fliegend erwähnt wird, wohl aber Thetis in der Andromache, welche etwa gleichzeitig mit dem Hippolytos gedichtet ist: also sei die Andromache jünger als der Hippolytos. Wenn aber der Bellerophon älter war? Seiner Handlung nach scheint er eher in die erste Periode des Dichters zu gehören.

Ich komme endlich zu der Scheidung von Flugmaschine und Götterplatz. In den späteren Tragödien des Euripides werden Götter öfter als in der Luft oder über dem Hause erscheinend angekündigt. Wilamowitz hatte angenommen (Herakles I² 148 f.), sie erschienen auf dem Budendache; Bethe macht dagegen geltend, dass sich im Orestes 1625 Apollon mit Helena ἐν αἰθέρος πτυχαῖς zeigt, während Orestes Elektra und Hermione auf dem Dache des Hauses stehen. Der Einwand ist schlagend, aber nicht die daraus gezogene Folgerung. Ein nicht sichtbares Gerüst über dem Hause, auf dem die Götter schwebten, der Flugmaschine ähnlich (S. 139. 141) — wozu brauchte man das, da man ja doch die Flugmaschine hatte? Dass sie auch in späterer Zeit noch angewendet wurde, ist zweifellos. Man sieht gar nicht ein, warum sie nicht imstande sein sollte, Personen in der Luft schwebend zu zeigen. Also auf ihr erscheinen Apollon und Helena, auf ihr können aber auch die anderen Götter erschienen sein, welche als in der Luft oder über dem Hause befindlich angekündigt werden. οὐ

[1]) Das war niedergeschrieben, ehe ich Zielinskis Bemerkungen las (Wochenschrift f. klass. Phil. 1896 Sp. 1002). Auf die Monumente gehe ich nicht ein, da sie kein sicheres Zeugnis für die erste Aufführung liefern.

γὰρ θνητῶν γ' ἥδε κέλευθος (Eur. El. 1235) kann man doch gewiss von dem auf der μηχανῇ schwebenden Gott sagen. Wozu überhaupt Götter nach Einführung der Flugmaschine noch auf dem Budendache auftreten sollten, ist nicht abzusehen; ebenso wenig, warum das Fliegen immer ausdrücklich gemeldet worden sein muss [1]).

[1]) Die den Prolog sprechenden Götter treten bekanntlich auf ebener Erde auf, weil sie allein auf der Bühne sind, also nicht mit Sterblichen in Berührung kommen. Aber für den Prolog der Troerinnen nimmt Bethe Auftreten von Poseidon und Athena auf dem Götterplatz an, weil sich Hekabe auf der Bühne befindet. Aber die liegt am Boden, ohne etwas zu hören oder zu sehen; ausserdem beginnt Poseidon:

ἥκω λιπὼν Αἰγαίου ἁλμυρὸν βάθος
πόντου Ποσειδῶν.

Das würde sehr komisch wirken, wenn er in der Luft schwebte. θεὸς ἀπὸ μηχανῆς ist natürlich der Gott auf der Flugmaschine, nicht auf dem Götterplatz, wie Bethe uns glauben machen will.

Nachwort.

Obige Zeilen waren geschrieben und an die Redaktion abgeliefert, als Roberts Aufsatz über die Scenerie des Aias, der Eirene und des Prometheus erschien (Herm. 31, 530 ff.). In der grundsätzlichen Betonung der leichten Illusionsfähigkeit des Publikums stimmen wir überein (vgl. S. 535. 556. 572); auch dem, was Robert über die Medea, die Frösche und das Alter des Prometheus sagt, kann ich nur beistimmen. Aber es scheint mir bedenklich mit dem Gange zu operieren, so lange er für Athen nicht feststeht. Aus der Δολωνία in Delphi dürften wir, selbst wenn sie sicher ein unterirdischer Gang wäre, nicht ohne Weiteres auf Athen schliessen. Wenn wir aber durchaus einen Gang für Athen annehmen wollen, so haben wir ihn uns nach Analogie der bis jetzt bekannten Gänge vorzustellen. Dann ist er in jedem Falle für den Prometheus unbrauchbar. Gegen einen ausgedehnten Gebrauch von Theatermaschinen in diesem Stück ist an sich gar nichts einzuwenden. Aber dass mitten in der Orchestra ein Wagen mit zwölf Personen in der Luft erschienen, Donner, Blitz und ein Staubwirbel erzeugt worden sei, der den ganzen Chor verdeckte, kann man sich schwer vorstellen; solche Effekte forderten wirklich eine Bühne, wie sie sich Bethe für das letzte Viertel des 5. Jahrhunderts denkt. Auch an die angeschmiedete Puppe vermag ich nicht zu glauben. Was die Thesmophoriazusen angeht, so kann ein Ekkyklema für 17 und ein

zweites für 30 Personen nur annehmen, wer die Bude (oder die Buden) für jedes Fest oder gar für jedes Stück neu aufschlagen lässt. Dagegen spricht die stetige Verwendung desselben Hintergrundes in allen Stücken, von der nur selten abgegangen wird. Zwei Thüren, vielleicht zwei Gebäude, erfordern ja schon Choephoren und Alkestis' διστεγία und Oberbühne zeigen, dass die den Hintergrund bildende Bude ein ganz stattlicher Bau gewesen sein muss: sollte man den nicht haben stehen lassen?

An die Bühne von 427/6 und Bethes Götterplatz, der wirklich in der Luft schwebt, glaubt auch Robert nicht. Was das Alter des Bellerophon angeht, so möchte ich auf τοῦ παλαιοῦ δράματος Acharn. 415 kein Gewicht legen. Dikaiopolis denkt, als er das sagt, an den Telephos; Euripides nennt dann erst drei andere Stücke und an vierter Stelle den Bellerophon. Da braucht er an das παλαιοῦ gar nicht mehr zu denken. Die Komödie hat ein sehr kurzes Gedächtnis.

Ueber die rhodischen Liebeslieder in ihren Beziehungen zur neugriechischen Volksdichtung.

Von

HERMANN LÜBKE,

Berlin.

Die von Wilhelm Wagner aus einer Handschrift des Britischen Museums unter dem Titel das ABC der Liebe leider mit Zerstörung der ursprünglichen Ordnung herausgegebenen rhodischen Liebeslieder bestehen, wie schon C. Bursian angedeutet (Lit. Centralbl. 1880 Sp. 237 ff.) und nach ihm E. C. Holzer in einer scharfsinnigen Untersuchung (Berl. Phil. Wochenschr. 1885, Sp. 513 u. 545 ff.) bewiesen hat, aus mehreren ursprünglich selbständigen Liederkomplexen und einzelnen hineingestreuten Liedern. Hieran anknüpfend hat A. Heisenberg (Byz. Zeitschr. II, 549) acht verschiedene Gruppen zusammengestellt, die, wenn auch im einzelnen stark zerrüttet, sich durch die Gleichartigkeit ihrer Glieder und durch innere Beziehungen als zusammengehörig erweisen. Wagners Annahme, dass die Lieder um 1350 auf Rhodus entstanden seien und sämtlich von Liebschaften griechischer Mädchen mit Johanniterrittern handeln, hat man mit Recht als grundlos zurückgewiesen. Sicher ist nur wegen der Erwähnung des byzantinischen Hofes in seiner Herrlichkeit (n. 76 der Handschrift, die ich den Citaten durchweg zu Grunde legen werde), dass sie, falls sie nicht verschiedenen Zeiten entstammen, noch vor 1453 fallen. Nur ein Lied der ganzen über 100 Nummern umfassenden Sammlung weist, wie schon Heisenberg bemerkt, zweifellos auf die Johanniter hin (61):

O Du mein fleckenloser Mond, Du Fahne des Spitales,
Du Blüte edler Ritterschaft, komm, Herr, dass wir uns küssen.

Wenn es in einem andern Liede heisst (51, 11):

Mein Lieb, das ich auf Rhodus liess, das sitzt beim Licht der Sterne
Und schimmert in dem Mondenstrahl und sinnet in die Ferne,

so beweist das keineswegs rhodischen Ursprung, so wenig wie im Liede 3 bei den Worten:

Du hattest doch zu mir gesagt, Du wärest auf der Wache;
Da ging ich hin und suchte Dich und fragte alle Wächter —

an eine Johanniterwache unbedingt gedacht werden muss. Recht gut würde freilich das folgende Lied, das sich ohnehin in einem der acht Cyklen nicht unterbringen lässt, auf eine Johanniterliebschaft passen (72a):

Gewaltig, furchtbar scheinst Du mir in Deines Helmes Prangen,
Vor Deiner Schönheit zittre ich, Dein Anblick macht mich bangen.
Ganz kopflos werd' ich, wenn ich seh' den prächt'gen Helmbusch winken,
Eroten sind zur Rechten mir, die Liebe thront zur Linken.
Die Hände, sie erbeben mir, die Kraft entweicht den Knieen,
Ein wilder Krampf umzuckt den Mund; ich kann Dir nicht entfliehen.

oder auch das folgende ebenfalls einzeln dastehende Lied (101):

Schön sagt' ich einst, mein edler Falk, der Helden Stolz und Ehre,
Dass nie in Liebe sich Dein Herz zu einer andern kehre,
Dass Du an mir, dem armen Kind, in Treue möchtest hangen,
Das sich so lang um Dich gehärmt in sehnsuchtsvollem Bangen.
Jetzt aber möchtest Du den Flug zu neuer Liebe lenken,
Dich sättigen an ihrem Hauch und mein nicht mehr gedenken.

Die Liebesverhältnisse, welche zwischen jenen Rittern des Abendlandes und jungen Griechinnen angeknüpft wurden, trugen keineswegs immer den Charakter einer flüchtigen Neigung, wie das Beispiel jener Griechin beweist, die bei der letzten Belagerung von Rhodus, als ihr Geliebter gefallen war, eine zweite Medea, ihre eigenen Kinder erstach und selbst den Tod suchte.

Nicht gering aber ist die Schwierigkeit, dass bei der Voraussetzung, in dem ganzen Liedercomplex spiegele sich das Liebesleben jener Ritter wieder, eine weibliche Urheberschaft der Gedichte angenommen werden müsste; denn ein von griechischer Kultur auch noch so sehr durchdrungener Franke konnte diese Lieder, die in jeder Zeile echt griechisches Wesen und Empfinden atmen, nicht schreiben. Wenn es nun aber bei den Griechen von jeher schon eine Seltenheit war, dass eine Frau es verstand, ihr Gefühlsleben im Liede zu schildern, so wäre diese schwungvolle Wiedergabe männlicher Leidenschaft seitens eines Weibes etwas Unerhörtes. Abgesehen von den wenigen oben angeführten Beispielen haben wir es, wie die nachfolgenden Liederproben erweisen werden, die ich sämtlich in mehr oder minder freier

Nachdichtung wiedergebe, mit echten griechischen Landeskindern zu thun, wogegen nicht als Einwand erhoben werden darf, dass sich der Liebe heischende Jüngling einen ξένος oder ein ξενούτζικον nennt 2,4. 9,2. ξένος, zuweilen in Verbindung mit ταπεινός auch vom Mädchen gebraucht (vgl. 101, 4 oder Legrand. Rec. des chans. pop. Paris 1874 S. 14), deckt sich im Begriff vollständig mit unserem deutschen elend (d. i. aus anderem Land). Es ist die den Griechen geläufige Sprache tiefer Selbsterniedrigung der Geliebten gegenüber.

Ich hoffe im folgenden zu erweisen, dass die rhodischen Liebeslieder zwar nicht als unmittelbar aus dem niederen Volk hervorgegangene Dichtungen aufzufassen sind, dass ihnen aber echte Volkslieder zu Grunde liegen.

Betrachten wir die einzelnen Liederkreise:

Gruppe II enthält 15 Distichen, aus der Seele des Mannes gedichtet, in alphabetischer Anordnung, wie sie noch heute in den Sammlungen solcher Δίστιχα oder Στιχοπλάκια oder Λιανοτραγούδια oder Μαντινάδες (von it. matinate) üblich ist. Das erste beginnt mit einem Stossseufzer ἀλλοίμονον, wie viele der heutigen Distichen:

O wehe, schlankes Mädchen Du, machst mir so bittre Schmerzen,
Verzehrest meine Seele ganz und bringest Glut dem Herzen. (12)

und so geht es weiter:

In Liebesglut zu Dir entflammt, hab' ich mich Dir ergeben:
Ich flehe Deine Schönheit an: o schenke mir das Leben. (15)

Mich treibt das Herz, zu meiner Lust, o Mädchen, Dich zu sehen,
Und hab' ich Dich dann angeblickt, muss ich im Tod vergehen. (14)

womit man das kretische Liedchen bei Passow Pop. carm. Graec. rec. (S. 533 n. 514) vergleichen kann:

Es krankt mein Geist, bis ich Dich seh', Dein Anblick macht mich beben
Und lindert meine heisse Glut und giebt mir neues Leben,

oder (S. 411):

Wenn ich Dich seh', so muss ich bangen und seh' mich doch an Dir nicht satt,
Seh' ich Dich nicht, quält mich Verlangen und meine Seele Ruh' nicht hat.

Ferner rhod. Lieder Dist. 20:

Wär' ich ein Täubchen, in der Nacht wollt' schnell ich zu Dir fliegen,
Und dass Du stets gedächtest mein, mich innig an Dich schmiegen,

zu vergl. mit Passow 586 n. 1083:

Wär' ich ein Schwälbchen, wollt' ich mich an Deine Lippen schmiegen,
Sie herzlich küssen ein-, zweimal und schnell von dannen fliegen.

Und so möchten sich für jedes der Liedchen Parallellen aus dem heutigen Volksgesange finden lassen. Ein schönes Motiv, wenn einmal gefunden, geht auch in Jahrhunderten nicht leicht verloren, wie die an die homerische Odyssee gemahnenden Volkslieder von der Heimkehr des Gatten erweisen. Diese kleinen Stimmungslieder gleichen, von der mittlerweile weiterentwickelten Sprache und dem Reim abgesehen, der sich übrigens in Lied 108, 109, 105, 70, 67, 10, 53, 58 vereinzelt schon bemerkbar macht, den noch heute gesungenen Distichen auf ein Haar. Zu bemerken ist etwa noch, dass die Geliebte mit einem dem Griechen sehr geläufigen Bilde σελήνη angeredet wird, während doch in den übrigen Liedern bereits das volkstümliche φεγγάρι or φέγγος durchgedrungen ist. Vgl. 70, 3, 51, 12, 76, 17. Als Negation dient noch οὐ oder οὐδέν, einmal (15) bereits das heute durchweg gebräuchliche δέν.

Ebenfalls in ganz kurzen Liedern (12 Tristichen, 4 Distichen, einem Tetrastichon) ist der in der Handschrift mit στίχοι κατὰ ἀλφάβητον überschriebene Cyklus VII (83—100) gehalten. Er enthält die Liebeswerbung eines Jünglings mit den bald abwehrenden, bald freundlichen Erwiderungen des Mädchens. Ich gebe das anmutige Gespräch im elegischen Versmasse nachdichtend, und wo uns die Handschrift im Stich lässt, frei ergänzend wieder:

Liebeswerbung.

Der Jüngling spricht:
Innige Liebe trug ich zu Dir, o Jungfrau, im Herzen;
Hoffnung beseligte mich, immer Dir nahe zu sein.
Doch jetzt seh' ich, es droht mir die herbe, bittere Trennung
Und der Gedanke daran füllt meine Seele mit Gram.

Das Mädchen:
Mich zu trennen von Dir, Geliebter, Dich zu verleugnen,
Nahm ich mir vor, doch das Herz wehrte dem schnellen Entschluss.
Seh' ich, wie Du Dich kümmerst um mich, wie bitter Du seufzest,
Sollt' ich mich trennen von Dir? Wollt' ich's, ich könnte es nicht.

Er. Was ich erlitten um Dich, bedenk es, gnädige Herrin,
Welche Pein mir gebracht innige Liebe zu Dir.
Bist Du ein Fels, bleibe hart, ein festes Schloss, so ergieb Dich,
Bist Du mein herziges Lieb, komm und gewähre mir Huld.

Sie. Dass ich es offen gesteh': Auch ich litt bittere Schmerzen
Und manch Seufzer um Dich drang mir geheim aus der Brust.

Er. Liebliches Blondchen, komm her, Du süsses Licht meiner Augen,
Lass im Gekose mit Dir froh mich verbringen die Zeit.
Wonnige Küsse tausche mit mir und erfülle mir endlich,
Was ich ersehne von Dir, was auch Dein Herzchen begehrt.

Sie. Neidisch blicken, Geliebter, auf uns böswillige Menschen,
Möchten trennen uns gern, durch ihr Gerede entzwei'n.
Wollen zerreissen das Band, das innige Liebe geknüpfet,
Haben mit heimlichem Rat mir einen andern ersehn.

Er. Eh' ich das säh', o Geliebte, eh' ich die Stunde erlebte,
Dass einem andern Dein Herz Du für das Leben geweiht,
Wollt' ich im Tode vergehn; denn schmerzlicher noch als das Sterben,
Würde die Trennung von Dir, teure Geliebte, mir sein.

Sie. Treu bleib' ich Dir. Wo ich gehe und steh', wo ich esse und trinke,
Wachend und nächtlich im Schlaf denk' ich, Geliebter, an Dich.

Er. O, wie beneid' ich den Krug ob seiner seligen Schönheit,
Dem zum erquickenden Trunk bietest die Lippen Du dar.

Sie. Jüngling, gräme Dich nicht, lass ab von bangenden Seufzern!
Was Du im Herzen begehrst, kann ja doch nimmer geschehn.

Er. Möcht' ich's erleben und könnten es je meine Augen erblicken,
Dass Du mir, Herrin, in Huld selige Liebe gewährst!

Sie. Wahrlich, die Lippe bezeugt, was Du im Herzen empfindest.
Nicht mehr versag' ich Dir jetzt, was Du so sehnend begehrst.

Er. Mädchen, Du schlankes, Du siehst meine Pein, erbarme Dich meiner,
Komm und erhöre mich bald, lass mich nicht elend vergehn.

Sie. Höre das freudige Wort: So viele Jahre Du littest,
So viele Tage noch währt's, bis Dein Verlangen gestillt.

Er. Stosse mir quälend das Schwert nicht in's Herz; komm, sag mir geschwinde:
„Was ich Dir schulde schon längst, zahl' ich, Geliebter, Dir jetzt."

Sie. Schwöre mir erst mit heiligem Eid, mich nie zu verlassen,
Treulos zu zeigen Dich nie, wenn ich Dir Liebe gewährt.

Er. Oft schon schwor ich bei Gott und jetzo schwör' ich auf's neue:
Halt' ich nicht fest an der Treu, raffe der Tod mich hinweg.

Sie. Komm, Du herrlicher Mann, an meiner Seite zu ruhen.
Was Du in Liebe gefleht, Liebe gewährt es Dir jetzt.

Er. Blondes Mädchen, ich küsse den Mund, die duftenden Lippen,
Die allzeit ja von mir Liebes und Gutes gesagt.

Sie. So will ich leben mit Dir, und wird der Tod Dir einst nahen.
Will ich sterben mit Dir. Bangest Du nicht vor dem Tod?

Er. Bist mir ja Seele und Leib, nicht fürcht' ich den Engel des Todes;
Gerne wollt' ich ihn schau'n, gliche, Geliebte, er Dir.
Deinen Namen noch flüstert' ich dann mit erbleichendem Munde,
Und im Gedanken an Dich schlummerte selig ich ein.

Sie. Was uns der Himmel verheisst, ein süsses, seliges Dasein,
Führen auf Erden wir jetzt, da uns die Liebe vereint.

Zunächst einzelnes: Das Thema vom Kruge in Lied 62

Λαγήνιν, τί λαμπίζομαι τὰ πάντερπνά σου κάλλη!
ἐσὺ σταμνὶν καὶ 'γὼ ἄνθρωπος· κάλλιαν μου τύχην ἔχεις,
ἐσὺ νὰ σύρνῃς κρυὸν νερὸν 'ς τῆς λυγερῆς τὰ χείλη,

das Heisenberg hier nicht ungeschickt eingeschaltet hat, kehrt in neueren Volksliedern wieder. Man vergleiche mit vs. 2 das Liedchen aus Zante bei Legrand Rec. 1874 p. 238:

κανάτι, ξυλοκάνατο, νἄχα τὸ ῥιζικό σου!
ποῦ σὲ βαστοῦν ἡ ὥμορφαις καὶ πίνουν τὸ νερό σου.

Wär' ich, Krug, an Deiner Stelle! O, wie wär' ich hochbeglückt,
Wenn ein Mädchenarm mich wiegte und mich an die Lippen drückt'.

Und so spielt überhaupt in den Liebesliedern der Krug eine bedeutsame Rolle. Das Zerbrechen des Kruges, τσάκισμα, gilt symbolisch für leichtfertiges Liebesspiel. Vgl. Arabantinos Ἄσματα τῆς Ἠπείρου S. 168:

Mütterchen, ich trat vorbei,
Fiel und brach den Krug entzwei.

Die Schöne selbst wird wohl auch mit dem Kruge verglichen, wie rhod. Lied 46, 8:

Krug mit Purpurlippen, voll von Liebe ganz.

Lied 100 beruht, wie auch 33, 3 auf der echt volkstümlichen Vorstellung, dass der Mensch in dem Augenblick, wo er stirbt, seinen Engel sieht, der ihn schützend durch das Leben geleitet hat, der Seele im Kampf mit den Geistern der Lüfte (ἀέρια) beisteht und sie sicher vor Gottes Thron geleitet. Dieser Todesengel wird im Volksbewusstsein auch wohl mit dem Todesdämon selbst, dem finstern Charos, verwechselt, vgl. Lied 49:

Am Finger eines feinen Mädchens hab' ich ein Ringelein entdeckt,
Das schimmerte von Gold und Liebe und hat Verlangen mir erweckt.
Gieb einen Kuss mir, blondes Mädchen, so bitt' und fleh' ich immerzu,
Sonst raffe mich dahin als Charos: gieb mir den Tod, dann hab' ich Ruh'.

Im ganzen betrachtet hat dieses Liebesgespräch etwas Analoges in den Wettgesängen, welche die epirotischen Burschen an Feiertagen über ein ernstes oder scherzhaftes erotisches Thema unter sich anstellen, wobei der zweite auf den vom ersten jedesmal angeregten Gedanken womöglich mit denselben Anfangsworten einzugehen hat. Ein Beispiel dafür findet sich in meinen Neugriechischen Volks- und Liebesliedern Berlin 1895 S. 184, aus Arabantinos Ἄσματα τῆς Ἠπείρου, wo sich S. 301 ff. eine ganze Reihe solcher στιχουργικοὶ ἀγῶνες finden. So mögen schon die Hirten, denen Theokrit seine Gesänge abgelauscht hat, ihrer Liebeslust- und -schmerzempfindung im Zwiegesange Ausdruck gegeben haben.

Gruppe VIII (104—110) enthält einige ebenfalls im volkstümlichen Ton gehaltene Lieder. Es sind Liebesklagen eines Jünglings. Der Gedanke des ersten, 104, dass Liebe mit Leid endet, klingt durch die ganze griechische Volksdichtung, so dass es keines weiteren Beispiels bedarf.

Lied 105:

Täubchen, das so zierlich schreitet, Turteltäubchen wunderschön,
Wie Du heim vom Bade kehrtest, habe ich Dich jüngst gesehn.
Und seitdem ich Dich gesehen, meinem Herzen Blut entquillt;
Reiche mir zum Kuss die Lippen, und mein Leiden ist gestillt

könnte heute gedichtet sein. Der Kuss galt ja von jeher und gilt noch jetzt als Panacee für alle Liebesleiden; ein Distichon sagt:

Du küsstest mich, da ward ich krank, küss' mich, dass ich gesunde,
Und küss' mich wieder, dass mir nie mag nahn die Todesstunde.

Lied 108:

Vier Turteltäubchen flogen empor zu Himmelshöhn,
Und sahn zur Erde nieder, ihr Schätzchen zu erspähn.
Ein jedes sucht ein Täubchen, mit ihm vereint zu sein,
So auch der Bursch ein Weibchen, mit ihm vereint zu sein.

Die Vögel spielen in der mittel- und neugriechischen Volkslitteratur durch ihre Teilnahme an den Geschicken der Menschen eine bedeutsame Rolle, worauf schon A. Luber, Progr. Salzburg 1882 hingewiesen hat. Insbesondere in den erotischen Gedichten werden sie als Liebesboten gedacht oder als Tröster im Liebesleid, so in der Achilleis (W. Wagner, Berlin 1881) vs. 1063 ff. Die Stimmungen der Nachtigall, die bald in Trauer schweigt, bald klagend singt, wendet der Liebende auf sich an. Vgl. rhod. Lied 103, übers. in Volks- und Liebesliedern S. 209.

Die Geliebte wird gern mit der Taube und noch lieber mit dem Rebhuhn oder der Nachtigall verglichen, die in der Volkssprache sächlichen Geschlechts (τὸ ἀηδόνιν) auch zur Bezeichnung der Geliebten dient z. B. Lied 51, 14: (Volks- und Liebeslieder S. 88:)

Wo weilt mein liebes Vögelein? bleibt es denn fern noch immer?
Was macht die süsse Nachtigall? Gedenkt sie meiner nimmer?

Und in der weiteren Ausführung dieses Gedankens n. 52:

Verlorene Liebe.

Wer wandelt in der Nacht allein, schleicht in der Früh auf Beute,
Nahm mir mein liebes Vögelein, daran ich mich erfreute?

Mein Vögelein, so wonnigschön, mein Herzblatt, mein Verlangen?
Hätt' lieber ich den Tod gesehn, hielt' mich das Grab umfangen!

Jetzt muss ich seufzen, wo ich geh' und Thränen drum vergiessen,
Weil ich mein Vöglein nicht mehr seh', weil mir mein Lieb entrissen.

Unter dem Bilde einer dem Käfig entflogenen Nachtigall beklagt der Grieche eine verlorene Liebe, Lied 42.

Siebzig Pforten hat mein Käfig, drinnen sang mit süssem Schall
Mein gezähmtes liebes Vöglein, meine holde Nachtigall.

Herrlich waren ihre Schwingen, schillerten in buntem Schein,
Tage kamen, Monde gingen, und entfloh'n ist's Vögelein.

Fremder Jäger hat's gefangen, herzt und küsst es in der Näh',
Traurig lass den Kopf ich hangen, wenn ich's liebe Vöglein seh'.

Hör' ich ihre sanften Lieder, ihrer Stimme Zauberklang,
So erbeben meine Glieder, wird's im Herzen mir so bang.

Sterben muss ich und verderben, bring' ich's Vöglein nicht zurück,
Kann ich nicht auf's neu erwerben meiner alten Liebe Glück.

Vgl. damit neuere Lieder bei Legrand Rec. 1874 n. 117 u. 118 (übersetzt in Volks- und Liebesliedern S. 48) Arabantinos n. 224. In der Achilleis (W. Wagner, Berlin 1881) vs. 1290 nennt Achilles die entführte Polyxene ein Rebhuhn, das er dem Käfig entnommen, und so pflegt noch jetzt der auf Liebe Ausgehende sich mit dem Jäger zu vergleichen, der dem Rebhuhn mit Pfeil und Bogen oder mit Ruten nachstellt, vgl. rhod. Lied 44, bald mit Glück, bald zu eigenem Spott und Schaden vgl. Arab. 492 u. 493, Kanellakis Χιακά n. 7 oder auch das schöne Lied aus Nisyros in Ζωγραφειος ἀγών (Konstantinopel 1891 S. 400):

Später Fang.

Ich ging allein am Meeresstrand in hellem Mondenscheine,
Die Welle rauschte leis und lind am grünbemoosten Steine.

Es leuchtete das weite Meer, es schimmerten die Höhen,
Und wie umdämmertes Gefild war das Geklipp zu sehen.

Da sah ich ein süss Vögelein von Stein zu Steine springen:
„Mein Vöglein, dunkel ist der Pfad, scheust Du nicht Jägers Schlingen?"

„Den Jägersmann, den fürcht' ich nicht, sein Netz macht mich nicht bangen,
Wär' sonst ja nicht in tiefer Nacht aus dem Gebüsch gegangen!"

„Ich selbst bin ja der Jägersmann, sollst mir nicht mehr entgehen!"
„Aus freien Stücken will ich gern mit solchem Jäger gehen!"

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass des Meeres, dem die neuere Volksdichtung so häufig schöne und wirksame Motive entnimmt;

in den rhodischen Liedern kaum gedacht wird, ausser in der Redensart 107, 3:

νἄχεν ὁ πύργος πέραμαν κ' ἡ θάλασσα γιοφύριν!

die sprichwörtlich und so allgemein ist, wie etwa der Wunsch eines Liebenden: O wär' der Himmel doch Papier!, dass dagegen die wohlangebaute Gartenlandschaft mit ihren herrlichen Erzeugnissen eine bedeutende Rolle spielt, vgl. Lied 1, 27, 37, 38, 48, 57. Sollte dieser Umstand nicht auf einen festländischen Ursprung der Lieder hindeuten?

Das letzte Lied dieses Cyklus, 109, ist ein Abschiedsgruss des Liebenden, der ins Frankenland reisen muss.

Gruppe V, 67—74, könnte die Überschrift tragen: „Verlorene Liebesmüh".

Der Jüngling bittet das geliebte Mädchen nach dem in den rhodischen Liedern stets wiederkehrenden Schema flehentlich um einen Kuss 67, 68. Sie soll sich seiner erbarmen, wie Gott sich der Welt erbarmt; er will sie, seine Königin, ehren, wie die Christen das heilige Osterfest feiern (69), er preist ihre Schönheit und ruft Christus zum Zeugen seiner treuen Liebe an (70). All' seine Frömmigkeit macht auf das Mädchen keinen Eindruck.

Nun stellt er Selbstbetrachtungen an und philosophiert, wie es gekommen, dass er ein Sklave der Liebe geworden sei und nun in Gram und Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen sein Leben vertrauern müsse. (71.)

Endlich ermannt er sich, wie Catull in seinem *Miser Catulle desinas ineptire* (72b) vgl. Heisenberg a. a. O. S. 556:

Wohlan, mein Herz, verleugne sie, dass Deine Qualen schwinden.
Und dass das Laufen und das Flehn ein Ende möge finden.
Die Seufzer und das Ach und Weh nun endlich mich verlassen;
Bemerken soll's die Schöne jetzt, dass ich mich weiss zu fassen.

Das kann die Böse nicht ertragen. Jetzt wird sie thätlich, wenigstens klagt er, dass sie ihm, wenn er vorübergehe, das Gewand zerreisse und ihn wie eine böse Krätze behandle, er droht ihr mit Vergeltung. Sie aber erklärt, dass sie seine Liebe bei Seite geworfen habe, wie der Gärtner die überreife Gurke und die faulende Melone wegwerfe. Da ruft er Gott zum Zeugen solchen Uebermutes an, sie soll es einst bereuen und von Furien verfolgt werden (73).

Er sieht ein, seine Liebe galt einer Unwürdigen (74):

Wo ich einst liebte, muss ich weinen, die Freude schwand, der Schmerz nur blieb,
Kein Rettungsstrahl will mir noch scheinen, mein Geist ist schwach, mein Auge trüb'.
Ach, alles hätt' ich hingegeben für Dich, der ich mein Herz geweiht,
Mein Augenlicht, mein junges Leben. Dahin, entschwunden ist die Zeit.
Für die ich heisse Liebe fühlte, die fest ich wähnte einst und treu,
Nicht ahnt' ich, dass sie mit mir spielte, und dass ihr Sinn voll Falschheit sei.

Solche erbarmungslose Härte eines Mädchens gegenüber treuer Liebe des Jünglings hat das Volkslied öfters zum Vorwande. In Kanellakis Χαχά S. 56 grämt sich der Zurückgewiesene gar zu Tode; noch einmal möchte er die Geliebte sehen, die aber hat nur Spott und Gelächter für ihn.

Es ist zu bemerken, dass in allen diesen rhodischen Liedern die unglücklich Liebenden nicht ein einziges Mal von geheimen Tränken und sonstigen Zaubermitteln, welche nach der Vorstellung des niederen Volkes Liebe erzwingen, Gebrauch machen, während doch die urwüchsigen Volkslieder an diesem Motiv nicht arm sind. Es bleibt lediglich bei den seelischen Ergüssen.

Und die Liebe will Lieder, und die Liebe will Leid,
Bis zwei Menschen sich finden und ruhn Seit' an Seit'

heisst ein neueres Distichon, das man der ganzen Liedersammlung als Motto vorsetzen könnte.

Im Liederkreis IV 53—66 findet ein armes, verlassenes Mädchen aus dem Volk, das mit Gespielen höheren Standes aufgewachsen ist (vgl. ἡ ἀρχόντισσαις ἡ συναναθροφαίς μου) und dem treulosen Spiel eines Jünglings zum Opfer gefallen ist, der Klagen kein Ende:

Verlassen.

53: Du gehst vorbei und grüsst mich nicht und magst nicht mit mir sprechen
Die jungen Fräulein sagen all', Du wollest mit mir brechen.
Du hättest ganz vergessen mein, ein ander Lieb erkoren,
Der seiest Du von Herzen gut, für mich seist Du verloren.
Wenn nur die andre schöner ist, will ich's gefasst ertragen.
Doch wenn ich selbst die Schönre bin, dann soll sie Blindheit schlagen.

54: Einst glaubte ich, dass unsre Liebe entfalte sich zur Blütenpracht,
Dass wie der Mond sie stetig wachse, ein strahlend Licht in dunkler Nacht.
Jetzt weiss ich: falsch war Deine Neigung, Dein Lieben treulos, ohn' Bestand,
Wie sich in bunter Schlingung windet durch's Lockenhaar das lose Band.
Den Liebsten lern' ich nun erkennen als schlechten Feigling in dem Streit.
Sah er mich nicht, musst' er entbrennen, fand Ruhe nur an meiner Seit'.

Er hielt mich liebend sanft umfangen, ich fühle seiner Küsse Glühn.
Er breitet flehend seine Arme, mir schwindelt, und ich sinke hin.
So war's. Doch ach, jetzt muss ich sehen, auf feige Flucht ist er bedacht,
Drum eh' er ganz von mir sich wendet, sei ihm dies Wort zuvor gesagt.

Sie versucht seine Eifersucht zu entfachen, man wolle sie einem andern vermählen, und ärgert sich über die Gleichgiltigkeit des Geliebten, der darauf erwidert: es sei ihm schon recht, auch ihm habe die Mutter bereits ein Weib erlesen (55). Nun ruft sie voll Leidenschaft (56):

Mein armes Herz hast Du verwundet, es quoll daraus des Blutes Strahl;
Erbarm' erbarme Dich, Du Harter! wass soll das Quälen, Grämen all?
Von Liebe lebend sich zu trennen, ach, allzu bitter ist die Pein!
Du fasstest mich mit starken Armen und hobst mich auf das Felsgestein,
Du stütztest mich, dann musst' ich sinken, Du hobst den Stein nur: er erklang;
Dir ward kein Segen, mir nur Schande und bittre Schmach mein Leben lang.

Sie schmeichelt (58):

O du mein goldgestickter Fez, du buntgezierte Mütze,
Wenn dich mein lieber Herr ergreift, dich auf sein Haupt zu setzen,
So neige dich und küsse ihm liebkosend seine Wange.
Die sonst du küsstest, lieber Herr, die sonst dir Küsse schenkte,
Das arme, das verwaiste Kind, das willst du jetzt verlassen?

Sie erinnert ihn an seine Mahnung, ihm treu zu bleiben, und an sein Versprechen, ihr ein tröstliches Wort aufrichtigen Herzens zu schreiben (59), vergebens; sie klagt, wie das letzte Jahr sich ihr grausam wie ein Drache und die Monate wie Löwen erwiesen haben (64).

Nun muss ich weinen immerfort, die Hoffnung ach! zerfliesset.
Ich seh', wie der Geliebte jetzt ein ander Mädchen küsset,
Ich seh' es an und schweige still und muss den Schmerz ersticken,
Die sprechen freundlich all' zu mir und lachen hinterm Rücken!

Noch einmal versucht sie, den Geliebten zu rühren (65):

O Du mein früchtereicher Herr, mit roter Aepfel Segen,
Wie gerne möcht' mein Augenpaar Dich schauen allerwegen!
Die Mutter schilt, seh' ich nach Dir mit sehnendem Verlangen,
Der mich mit List und Schmeichelwort in seinem Netz gefangen.
Ich kann nicht fliehn! Ach, liebtest Du mich so, wie ich Dich liebe,
Du ässest nicht, Du tränkest nicht, die Nächte wären trübe.
Ein Vöglein wünschtest Du zu sein, in stiller Nacht zu singen,
Und was Du sängest, jedes Lied, von Liebe sollt' es klingen.
O könnt' ich öffnen meine Brust, könntest mein Herz Du sehen,
Sähst, wie es kümmert sich um Dich und muss vor Gram vergehen.

Und stehst Du noch bedenkend da, willst meinem Wort nicht glauben,
Wohlan, so komm', aus meiner Brust die Liebe mir zu rauben.
Pflanz' einer andern sie in's Herz! Werd' ich Euch glücklich sehen,
Will ich verlassen und verwaist wie eine Fremde stehen.

Endlich giebt sie ihn für immer auf (66):

Du bist nicht, wie Du mir gesagt, wie Du versprachst vor Zeiten,
Du wollest mir für einen Kuss ein Paradies bereiten;
Hast mir kein Paradies geschafft, nur bittre Liebesschmerzen.
Als meines Lebens ärgsten Feind erkannt' ich Dich im Herzen.
Hätt' ich gewusst, dass treue Lieb' Dein falscher Sinn verachtet,
In Sonnenbrand, in Feuerglut wär' lieber ich verschmachtet!

Die ganze Stufenleiter weiblichen Empfindens vom kosenden Schmeichelwort, von eifersüchtigen Vorwürfen bis zum Ausbruch wilder Leidenschaft und endlichem stillen Entsagen ist in diesen Liedern vertreten, für die Des Knaben Wunderhorn III, 1 in den Liebesklagen eines deutschen Mädchens ein Seitenstück bietet. Im Vergleich zu neueren Volksliedern, die den Klagen verführter und verlassener Mädchen Ausdruck geben, macht sich bei mancher Uebereinstimmung in den Motiven und Bildern bei den rhodischen Liedern doch ein Mangel an der dem niederen Volke eigenen Treuherzigkeit und Naivetät geltend. Es fehlt ihnen der frische Duft des Bodens, dem sie entsprossen sind; einem feineren Geschmack zu Liebe scheint Hartes oder Anstössiges fern gehalten zu sein, wie es ja auch mit deutschen Volksliedern in der Bearbeitung durch unsere grossen und grössten Dichter ergangen ist.

Möge das folgende Lied als Probe eines urwüchsigen Volksliedes dienen, wie es arme Mädchen heutigen Tages auf Kreta oder Cypern singen. Jeannarakis Ἄσματα κρητικά S. 199.

Ein Mädchen, ins Geheim geküsst und ins Geheim verführet,
Das sass am Fenster, ihre Wang' auf eine Hand gestützet,
Und zählte an den Monden ab, wann sie gebären sollte.
September und Oktober feucht, November und Dezember,
Du Christmond, du, o Januar, damit das Jahr beginnet.
Du Februar, die Fibern mir, der Brüste Quell eröffne,
Dass ich das Knäblein säugen kann, dass ich es dann entwöhne,
Dass ich es in die Schule schick', das A B C zu lernen,
Du März mit deiner Blütenpracht, April mit deinen Rosen.
O Mai, jetzt magisch banne mir den Jüngling, der mich liebte.
Als er mich küsste, sagt' er mir, dass er mich nie verlasse.
Doch ach, er ging und liess mich hier gleichwie ein Rohr im Felde;
Die reifen Halme erntet man, die Stoppeln lässt man stehen

Und brennt sie nieder, dass der Rauch das Feld in Dunkel hüllet.
Also ist dunkel auch mein Herz, von Spinngeweb' umzogen.
Ich will ihm fluchen, kann's doch nicht, denn ach, mich dauert seiner.
Und dennoch will ich fluchen ihm, wie er's um mich verdienet:
Von steiler Höh' fall' er herab, er stürze in die Tiefe,
Auf scharfe Messer fall' er hin, dass sie in's Fleisch ihm dringen.
Acht Aerzte sollen halten ihn und der Gehilfen achtzehn,
Und viele Schreiber rings herum, die Stiche aufzuschreiben.
Ich aber will vorübergehn: „Das macht Ihr recht, Ihr Aerzte!
Mit Euern Messern schneidet ihm in's Fleisch, kennt kein Erbarmen!
Hier bring' ich Leinwand Euch ein Stück, wohl fünfundsechzig Ellen,
Fünf will ich geben als Verband und vier als Lampendochte,
Und aus dem Reste soll man ihm das Leichentuch bereiten."

In diesem vierten Liederkreis lässt sich das zwischen n. 55 u. 58 stehende Lied nicht unterbringen. Es enthält den Spott eines Mädchens, das bereit war, sich zu ergeben, und die Selbstironie eines Jünglings, der einsieht, dass er den rechten Zeitpunkt verpasst habe. Es berührt wohlthuend, dieses muntere Lied unter all den wehmütigen Klängen zu finden (57):

Reifes Obst.

Ei, mein goldgespornter Junker, Wunder nimmt mich's wahrlich sehr,
Dass nicht Strass' und Felder duften, schreitest Du darüber her.
Hab' Dich ja gewarnt bei Zeiten: Pflanzest Du ein Gärtchen Dir,
So vergiss auch nicht die Schlüssel und verschliesse wohl die Thür.
Reifes Obst bin ich, das wisse, dran sich jeglicher entzückt,
Das der Kranke lechzend ansieht und der durstige Wandrer pflückt. —
Jüngling hört's und spricht voll Ärger: O wie war ich doch bethört,
Da sie mich erwartend ansah, hätte Liebe mir gewährt.
Hätt' ich damals zugegriffen, freut' ich ihrer mich in Ruh,
Weil ich träumt', nahm sie ein andrer, küsst sie jetzt und ich seh' zu.

Cyklus VI, 75—79 versetzt uns in die Sphäre des byzantinischen Kaiserhofes.

Ein Jüngling fleht um Liebe (Lied 75, Volks- und Liebesl. S. 6). Er scheue sich einen Antrag zu machen, sie solle zuerst sprechen, und das würde ihm als ein χρυσόβουλλον gelten.

76: Er feiert die Erkorene und vergleicht sie dem Herrlichsten, was er kennt. Er nennt sie einen Gold und Honig führenden Fluss mit schönen Windungen, eine Porphyrsäule im Palast, woran der Kaiser sitzt und der Logothet richtet; ein Muttergottesbild, ein Amulett des Kaisers, des Abends Thau und des Winters Reif, Sonne, Mond und Morgenstern, des Feldes Blume und des Landes Pracht, einen Sonnenstrahl, eine Rippe aus der Seite Adams, eine süss singende Nachtigall. Wie

Fleisch und Nagel sei er mit ihr verwachsen (καὶ ὡς ἓν τὸ νύχι καὶ τὸ κρέας, was Wagner, der wohl das gleichlautende neugriechische Sprichwort, das die engen Bande der Verwandtschaft bezeichnet, in seiner Bedeutung nicht kannte, falsch übersetzt: so wie ein Nagel, so wie Fleisch). Alle diese Vergleichungen entsprechen echt griechischem Empfinden, liegen aber zum Teil über die Anschauungen des niederen Landvolkes hinaus. Mag ein Bursche vom Lande, der sein Mädchen wie eine Heilige verehrt und in frommer Scheu sich zurückhält, auch den naiven Wunsch hegen, ein Goldschmied möge sie in Gold fassen und ein Amulett, ein Kreuz, einen Ring daraus machen, vgl. das Lied aus Morea bei Legrand, 1874 S. 211, Volks- und Liebeslieder S. 132, bis zu dem Marienbilde, das der Kaiser als ἐγκόλπιον auf der Brust trug, liess er schwerlich seine Phantasie schweifen.

No. 77 (Volks- und Liebesl. S. 6) enthält eine Liebesklage. Der Jüngling kann ohne die Geliebte nicht leben: Hätte er gewusst, dass seine Liebe nicht erwidert würde, so hätte er lieber aus dem Quell der Erbarmungslosigkeit getrunken, worin die Herzen sich baden und dann ihre Liebe vergessen, d. h. so hätte er lieber den Tod gesucht. Diese βρύσις τῆς ἀσπλαγχνίας, wofür Bikelas bei Wagner S. 83 zu X vergebens eine Deutung suchte, ist derselbe Quell, aus welchem die Seelen im Reiche des erbarmungslosen Charos Vergessenheit trinken.

Vgl. aus einem Volksliede (Volks- und Liebesl. S. 339):

Die Schatten schweben all' heran, sich neigend zur Flut, der trüben,
Vergessen ihrer Heimat dann und der verwaisten Lieben.

Das Mädchen scheint ihn erhört zu haben, um sich dann plötzlich wieder abzuwenden, denn er fragt in dem fragmentarischen Lied 78: wo sie vorgestern und gestern die ganze Nacht geweilt habe; so gross sei seine Liebe, wie die Erde Kräuter habe und die Bäume Früchte und die Oelbäume Blätter, vgl. Sakellarios Κυπριακά n. 12 v. 103. Dann aber verfällt er wieder in die alte Sterbensseligkeit (79):

O hört es, die Ihr fühltet je der Liebe bittere Wunde:
Ich küsst' ein Mädchen in der Nacht, in später Abendstunde.
Mehr noch als Moschus duftete ihr Arm, der mich umschlungen,
Und ihres Odems süsser Hauch hat meine Brust durchdrungen;
Noch fühl' ich ihren süssen Kuss auf meinen Lippen schweben,
Und jetzo ach, sind wir getrennt — wie soll ich da noch leben?
Jetzt bin ich matt und sterbenskrank, muss bald den Tod erleiden,
Nur Deinen Namen ruf' ich noch, wenn ich dahin soll scheiden.
Dann nennt die Welt Dich Mörderin, Verräterin am Leben,
Weil Du ein liebend Menschenherz dem Tode preisgegeben.

Er könnte sich mit dem schönen Distichon trösten:

Kalten Marmorstein durchlöchernd tröpfeln meine Thränen nieder,
Wen man liebte und dann hasste, ach, den liebt man niemals wieder.

Die folgenden Liedchen 80—82, die Heisenberg noch hierher rechnet, passen nicht mehr recht in die Stimmung dieses Kreises, sie wären nur eine Abschwächung des Vorangehenden.

Der erste Liederkreis 1—11 enthält in alphabetischer Anordnung abwechselnd Liebesworte eines Jünglings und eines Mädchens, in denen sich die verschiedensten Stimmungen, bald glühende Zuneigung, bald klug berechnete Reserve, Eifersüchteleien und Kampf gegen fremde Einmischung wiederspiegeln, ohne dass ein festgeschlossener Zusammenhang erkennbar wäre. Einige Proben werden ihre Gleichartigkeit mit dem ganzen Corpus erweisen.

1. Der Jüngling spricht:

Wäre mir, o liebes Mädchen, Zeit und Stunde offenbar,
Wo Du auf der Gasse wandelst froh in der Gespielen Schar,
Würd' ich Deinen Weg umsäumen mit Citron- und Myrtenstrauch,
Mit Orangen, Apfelbäumen, netzen ihn mit Moschushauch.
Lorbeer, Rosen Dir zur Freude sollten Deinen Pfad umblühn,
Dass Dein Schönheitsglanz nicht leide in der Sonne heissem Glühn.

7. Das Mädchen spricht:

Mein armes Herz wünscht Dir viel Glück und Segen,
Du schöner, schlanker Mann.
Muss liebend Dein gedenken allerwegen,
Du hast mir's angethan.

In meines Herzens allertiefste Falten
Da drang die Lieb' hinein.
Die bösen Nachbarn merkten's bald und schalten:
Vergessen sollt' ich Dein!

Ich aber rief: Auf Trennung sinnt Ihr, Thoren,
Ihr ratet mir aus Neid.
Und wenn auch Messer, Dolche mich durchbohren:
Treu bleib ich allezeit.

Die Glut der Leidenschaft, die Überschwänglichkeit im Ausdruck freudiger und schmerzlicher Empfindungen, dieses ewige Himmelhochjauchzen und zum Tode Betrübtsein kennzeichnet die griechische Liebeslyrik als echtes Erzeugnis eines südlichen Volkes. Wie weit sich hier Einflüsse des klassischen Altertums oder des Orients be-

merkbar machen, möchte nicht leicht zu entscheiden sein. Wenn man nach der von K. Krumbacher (Mittelgriechische Sprichwörter, München 1893) constatierten Thatsache urteilen darf, dass die mittel- und neugriechischen Sprichwörter zum klassischen Altertum fast gar keine Beziehungen haben, während sie mit denen des Orients, speziell des arabischen eine enge Verwandtschaft nach Inhalt und Form aufweisen, so ist der Einfluss des letzteren auf die spätgriechische Denk- und Empfindungsweise gewiss nicht gering anzuschlagen.

Auch das fränkische Rittertum mit seiner Galanterie und Courtoisie hat Spuren in den rhodischen Liebesliedern zurückgelassen, während man von slavischer Beeinflussung nichts bemerkt. Die Geliebte wird wiederholt mit κυρτέσα angeredet, und der Geliebte heisst einmal τοῦ κοντοσταύλη γιασυμὶν (= connétable). Auch jenen Zug in dem noch zu besprechenden dritten Liederkreis, dass der Jüngling das Mädchen, nachdem sie ihm Liebe gewährt, rauh von sich stösst, möchte ich auf eine durch die fränkischen Eroberer herbeigeführte Zersetzung der Sitten zurückführen, wenn er nicht durch sein wiederholtes Vorkommen in Volksliedern älterer und neuerer Zeit sich als eine im Wesen des Volkes liegende und aus ihm allein zu erklärende Erscheinung erwiese. In einem mittelalterlichen Liede bei Legrand (chans. pop. 1874 S. 19) erzwingt der anfangs zurückgewiesene Jüngling durch nächtlichen Überfall die Gunstbezeugung des Mädchens, um sie dann mit herzlosem Spott zu verlassen. Mit einer ähnlichen Disharmonie endet das cyprische Lied von Chartzianis und Arete (Sakellarios S. 159), wo der Jüngling dem weinenden Mädchen lachend erzählt, er habe an jedem Ort ein Dutzend Geliebte und in Konstantinopel gar Frau und Kinder. Schon im Digenisepos finden sich solche ans Frivole streifende Züge neben solchen, in denen die durch lange Trennung nicht zu erschütternde Liebe und Treue der Ehegatten verherrlicht wird. Die heiligsten Liebesbeteuerungen enden wohl gar mit rohen gegenseitigen Scheltworten, wobei das gute Recht natürlich auf Seiten des betrogenen Mädchens ist. So in einem cyprischen Liede bei Sakellarios Κυπριακὰ: τὰ ἑκατὸν λόια, wo das umworbene Mädchen von dem Jüngling verlangt, er solle ihr „die hundert Liebesworte' vorsingen, sich, nachdem er es gethan, ihm ergiebt und als sie verlangt, dass der Bund durch den Priester gesegnet werde, mit den unübersetzbar rohen Worten vom Lager gestossen wird:

Ἄνου νὰ 'πᾷς 'πὸ 'δᾶ χαμαὶ τσαρτέλλα βρωμισμένη,
Νὰ 'πᾷς νὰ 'πῇς τῆς μάνας σου πῶς σ' ἔχω 'γκαστρωμένην.

Dieses noch jetzt im Volksmunde lebende Lied, dessen Entstehung der Herausgeber Sakellarios Einl. S. 14 weit in das Mittelalter zurückverlegt, hat in einer ähnlichen Fassung dem Dichter des dritten rhodischen Liedercyklus, jener novellenartigen Dichtung, die ich frei ergänzend in meinen Volks- und Liebesliedern S. 209—222 ganz wiedergegeben habe, zur Grundlage gedient, wie sich aus der Übereinstimmung in einzelnen Motiven und in der Anlage des Ganzen ergiebt. Wie im cyprischen Liede das Mädchen den liebewerbenden Jüngling zunächst mit dem Vorwurf abweist, er sei ja noch zu klein und unerfahren in der Liebe

v. 77 Πῶς νὰ σοῦ 'ώσω τὸ φιλίν. πῶς νὰ σοῦ 'ώσω πόθους,
σοὺ εἶσαι μικρὸν κὴ ἀνείξευρον κὴ ἀάπταν ἐν εἰξέρεις,

so auch im rhodischen 27, 33

ἐσὺ μικρὸν κι ἀνήλικον φιλιὰν οὐδὲν ἐξεύρεις

und wie jener ihr dort entgegenhält, sie solle in Pantoffeln zum Garten schlüpfen, um sich zu überzeugen, wie die kleinen Apfelbäume tüchtiger seien, als die grossen V. 80—82, so auch im rhodischen Liede V. 49—52.

Auch in dem Zahlenspiel, das im cyprischen Liede aus akrostichisch angeordneten Distichen besteht, zunächst in Einern von 1—10, dann in Zehnern 20, 30 u. s. w. bis 100, finden sich Übereinstimmungen mit dem rhodischen, in welchem die Distichen zu 6- und mehrzeiligen Liedern erweitert erscheinen. Zur Vergleichung seien ferner die nach demselben akrostichischen Prinzip angeordneten Distichen bei Passow S. 478, Arabantinos S. 315, Kanellakis Χιακά S. 82 herangezogen, auf welch letztere schon K. Krumbacher Byzant. Zeitschr. II S. 562 Bem hingewiesen hat.

In der chiotischen Fassung heisst Dist. 2:

δυὸ μάτια κλίνεις, λυγερή, καὶ δυὸ καρδιαῖς μαραίνεις u. s. w.,

in der cyprischen (Variante):

δύο καρδιαὶς μαραίνονται τὰ δύο 'μμάτια τρέχουν u. s. w.,

ebenso in der weiteren rhodischen Ausführung:

δυὸ μμάτια φλίβεις, λυγερή, καὶ δυὸ καρδιαῖς μαραίνεις.
— — —
καὶ σὺ ἔχεις πέτρινην καρδιάν.

Eine Übereinstimmung auch in der selbst einem Schwerverliebten nicht leicht zuzutrauenden Sinnlosigkeit, dass von zwei liebegequälten Herzen gesprochen wird, während das bisher spröde Herz des Mädchens doch erst gerührt werden soll.

Das vierte in der Handschrift fehlende Lied habe ich in der Nachdichtung frei hinzugefügt, und die Richtigkeit dieser Ergänzung zu meiner Überraschung später durch das entsprechende chiotische Distichon bestätigt gefunden.

Beim sechsten Liede der rhodischen Novelle 32

ἔστεκα εἰς τὴν πόρτα σου, τὰ δυό σου μῆλα θώρουν,

in welchem das Stichwort ἑξ vermisst wird, das aber sonst vortrefflich in den Zusammenhang passt, scheint sich der Dichter mit dem blossen Anklang begnügt zu haben, wie ja auch das cyprische Distichon in der Variante, wo die Zahl ἐννέα erwartet wird, lautet ἀπὸ ψηλὴν γενεὰν εἶσαι u. s. w.

Beim zehnten Liedchen stimmen alle Sammlungen überein, indem das Mädchen hier den Jüngling auffordert, von dem Rest den Zehnten zu nehmen. Das mit 40 beginnende rhodische Lied ist nur eine weitere Ausführung des entsprechenden chiotischen Distichons.

Wie sich aus diesen Übereinstimmungen ergiebt, haben wir es hier mit einem seit Jahrhunderten vom griechischen Volke gepflegten Zahlenspiel zu thun, das in den von jeher geübten alphabetischen Akrostichis ein Analogon besitzt. Der Grieche spielt gern mit Zahlen, zuweilen in scherzhaften Übertreibungen, er macht bestimmte Angaben, wo wir uns mit einem allgemeinen Quantitätsbegriff begnügen z. B. Arab. S. 174:

Nun sind's fünfundvierzig Sonntag, dreiundvierzig Montag her,
War so lang' nicht beim Herzliebchen, sah nicht meine Herrin mehr,

wo wir:

Ich habe mein Feinsliebchen so lange nicht gesehn.

Auf die Ähnlichkeit mancher Lieder dieses Kreises mit neueren Volksliedern wurde bereits oben hingewiesen.

Die volkstümliche Grundlage der Novelle verrät sich auch in dem realistischen Schluss, wo der Jüngling das Mädchen, nachdem er Liebe genossen, seiner früheren Lobeserhebungen nicht mehr eingedenk, mit harten Worten zurückstösst.

Gegenüber dem cyprischen Volksliede erscheint der Ausdruck hier etwas gemildert, im Grunde aber ist doch der Missklang derselbe. So lange es galt, das spröde Herz zu gewinnen, Seufzer ohne Ende und weinerliche Herzensergüsse, über die ein deutsches Mädchen, das kraftvolle Männlichkeit an ihrem Verehrer höher schätzt, als Thränenströme und Gefühlsschwelgerei, laut auflachen würde, dann, aber, nachdem der Rausch mit dem Genuss plötzlich vorüber ist

Gleichgiltigkeit und rücksichtslose Behandlung, auf reiner Sinnlichkeit beruhende Liebe ohne eine Spur einer tieferen Herzensneigung, ohne Rücksicht und Erbarmen für den schwächeren Teil, der sein Bestes hingegeben hat. Wenn dieser Realismus oben als ein echt griechischer Zug hingestellt wurde, so genügt es, um einer falschen Auffassung des Nationalcharakters vorzubeugen, auf die Innigkeit und fast patriarchalische Strenge des griechischen Familienlebens, auf die in den Liedern so oft verherrlichte Gattentreue hinzuweisen.

Stimmen nun auch das cyprische und rhodische Lied der Anlage nach im ganzen und grossen überein, so ist doch derselbe Unterschied, dessen bereits bei früheren Liederkreisen gedacht wurde, auch hier zu konstatieren: während das erstere mit seiner Naivetät, seiner urwüchsigen Derbheit und seinem Reichtum an Gemeinplätzen sich als ein dem Boden des niederen Volkes entwachsenes Lied offenbart, hat das rhodische von geschickter Hand eine reinigende Redaktion erfahren. Die Derbheiten der Bauernmuse sind abgestreift, die Naivetät ist der Reflexion gewichen; und wenn es naiv erscheinen möchte, wie ein Jüngling durch eine derartige selbstgedichtete Erzählung die Liebe eines jungen Mädchens zu gewinnen hofft, wie er es im Einleitungsgedicht offen ausspricht, so muss ich mich der Ansicht meines Freundes Rudolf Helm anschliessen, dass der Jüngling, indem er an einem Beispiele zeigt, wie allzulanges Zögern schliesslich mit Verachtung bestraft wird, vielmehr auf diejenige, deren Schönheit er am Schluss in einem reizvollen Begleitschreiben feiert, anspornend und zugleich warnend wirken will. Dieses Schlussgedicht, dem Heisenberg a. a. O. S. 555 mit Recht den Charakter eines Billet doux abspricht, weil es keine Einladung zu einem Stelldichein enthält, verrät sich dann auch durch seine in dieser Künstlichkeit im Volksgesange sonst nicht angewandten langen Wortbildungen als eigenstes Werk des Dichters, der sich hier nicht an ein Volkslied anlehnt, sondern eher Schilderungen weiblicher Reize, wie sie z. B. in der Achilleis vs. 813 ff. vorkommen, als Vorbild genommen zu haben scheint.

Man vergleiche rhod. Lied 46, 6—8

ἐσύ, ξανθὴ ὑπέρξαθη καὶ σγουρομηλιγγάτη,
ἀσπρομαρμαροτράχηλη καὶ κρυσταλλοχιονάτη
ποτήριν πορφυρόχειλον, γεμάτον τὴν ἀγάπην

mit Achill. vs. 816 ff.

καὶ κοκκινοπλουμόχειλη, σελήνης λαμπροτέρα,
μαρμαροχιονόδοντος, γλυκοστοματοβρύσις,

ἀσπροκοκκινομάγουλη, γέννημα τῶν χαρίτων,
κρυσταλοχιονοτράχηλος, ὑπεραναστημένη,
στρογγυλοεμμορφοπούγουνη u. s. w.

Der an aristophanische Wortbildungen erinnernde Stil ist in beiden derselbe und weicht weit vom ungekünstelten Volkston ab.

Wer auch immer diese rhodischen Lieder gedichtet bzw. redigiert hat, hat zwar in enger Fühlung mit dem Volke gestanden und die im Volksgesange gebräuchlichen Motive geschickt verwertet, hat aber auch die epische Dichtung einer früheren Zeit auf sich wirken lassen. Eine nähere Bekanntschaft mit der mehrfach erwähnten Achilleis ergiebt sich aus der Uebereinstimmung ganzer Verse, z. B. Ach. vs. 1023

τὸν νοῦν μου τὸν ἀδούλωτον ἐκατεδούλωσέν τον —
τὸν ἐκαυχούμην πάντοτε.

kehrt in den rhod. Liedern zweimal 36, 5 und 5, 8 fast wörtlich wieder.

Andere Uebereinstimmungen zeigen sich Rhod. 26

φῶς τῶν ὀμματιῶν μου
ἀνασασμὲ τῶν πόνων μου, τοὺς ἔχω 'ς τὴν καρδιά μου

und Ach. 1271

ἐσὺ 'σαι φῶς τῶν ὀφθαλμῶν, ψυχή μου καὶ ζωή μου
καὶ τῆς καρδίας μου ἀνασασμὸς ἐσύ 'σαι δέσποινά μου,

Rhod. 27, 1 Πότε καὶ πάλιν καὶ ποτὲ καὶ πάλιν πῶς καὶ πότε
πότε νὰ σὲ συντύχω;

und Ach. 1278:

Πότε καὶ πότε νὰ σὲ ἰδῶ, πότε νὰ σὲ συντύχω;

Die rhodischen Liebeslieder, welche bald in fortschreitendem Zusammenhange, bald in loser rein äusserlicher Verbindung nebeneinandergestellt, die verschiedenen Stimmungen der Liebe zum Ausdruck bringen, machen zum grösseren Teil den Eindruck, als ob sie von einem Kenner der gesungenen und gelesenen Volksdichtung nach den Grundsätzen eines feineren Geschmackes für einen gebildeten Kreis geschrieben seien, während das echte Volkslied, wenn es dem Herzen eines einzelnen entquollen ist, auf den Flügeln des Gesanges sich von Ort zu Ort weiterverbreitet, ein Giessbach, der als Zeichen seines erdentsprossenen Ursprungs Goldkörner und Schlacken mit sich führt, und jedem, der es nicht verschmäht, sich niederzubeugen, Erquickung spendend lustig weiterrauscht, unbekümmert, woher er kommt und wohin er geht.

Aristipps Erkenntnistheorie.

Von

GUSTAV TÜRK,

Breslau.

Die Frage, wieviel wir aus unserer Ueberlieferung über Aristipps Erkenntnistheorie ermitteln können, ist in neuerer Zeit mehrfach behandelt worden. Wenn die Versicherungen und Gründe Dümmlers[1]) und Natorps[2]), denen schliesslich auch Zeller[3]) beipflichten zu müssen glaubte, stichhaltig wären, so würde, wie schon Schleiermacher[4]) vermutete, zu den aus Sextus Empiricus (adv. dogm. I 190—198) bekannten erkenntnistheoretischen Ansichten Aristipps die von Plato im Theätet (153 D und 156 A—157 A) gegebene ausführliche und eigenartige Erörterung über das Zustandekommen unserer Sinneswahrnehmungen in der That einen erfreulichen Zuwachs bilden. Es will mir aber scheinen, dass eine Schwierigkeit übrig bleibt, welche weder durch die von den genannten Gelehrten ins Feld geführten noch überhaupt durch irgend welche Gründe beseitigt werden kann. Das ist der grundsätzliche Widerspruch zwischen der Denkweise Aristipps und derjenigen Lehre, in deren Zusammenhang jene Auseinandersetzung im Theätet gehört. Dieser Widerspruch ist nicht zu verkennen, wenn anders man die bei Sextus Empiricus vorgetragenen Ansichten der Kyrenaiker als verlässlich überliefert und auch auf Aristipp selbst zurückgehend betrachtet, eine Meinung, der nicht das Geringste im Wege steht. Natorp selbst, welcher (Arch. III 355) für sich geltend macht, dass die Lehre Aristipps uns „in keineswegs ur-

[1]) Akademika S. 173—177, vgl. Antisthenica S. 56—58.
[2]) Archiv f. Gesch. d. Philosophie III 347—362.
[3]) Philosophie d. Griechen I^5, 1098 f.
[4]) Platos Werke II 1^3, 127.

sprünglicher Gestalt erhalten ist", erläutert dies im folgenden mit den Worten: „Auch ist denkbar, dass bei den Nachfolgern das theoretische Interesse noch mehr als bei Aristipp, dem begabten Sohne einer besseren Zeit und sokratischen Schüler, gegen das praktische zurücktrat und daher die theoretische Grundlage des Systems, um die es sich hier handelt, möglichst beschnitten und auf das Unerlässlichste beschränkt wurde" [1]). Auch Natorp meint also nicht, dass uns etwas berichtet wird, was Aristipp nicht gelehrt hat, sondern dass alles, was wir erfahren, als seine Lehre zu gelten hat; nur dass wir eben nicht alles erfahren. Das Wenige nun, was wir als unbestrittene Grundlage haben, reicht gerade hin, um eine ganz bestimmte Richtung in den Erwägungen Aristipps zu erkennen.

Aristipps wichtigster Satz ist: τὰ πάθη καταληπτά, d. h. die Empfindungen, die Eindrücke, deren wir uns bewusst werden, sind fassbar; aber wir wissen nicht, was ausser uns diesen Empfindungen entspricht, wir können nicht mit Sicherheit aus der Empfindung der weissen Farbe auf einen weissen Gegenstand schliessen, da ein und derselbe Gegenstand verschiedenen Menschen in verschiedenen Farben erscheinen kann. τὸ δ' ἐκτὸς καὶ τοῦ πάθους ποιητικόν ist als ἀκατάληπτον zu bezeichnen. Dass es Dinge ausser uns giebt, wird nicht geleugnet, τάχα μέν ἐστιν ὄν (nämlich jenes ἐκτός und τοῦ πάθους ποιητικόν), oder genauer gesagt, dass es bestimmte Eigenschaften der Dinge giebt, wird angenommen; bestritten wird nur, dass sie sich uns in genügender Klarheit zeigen, οὐ φαινόμενον δὲ ἡμῖν. Es ist also kein Widerspruch, wenn es heisst: τοῦτο δὲ (nämlich τὸ τοῦ πάθους ποιητικόν) ἀκατάληπτον, τῆς ψυχῆς πάνυ ἀσθενοῦς καθεστώσης πρὸς διάγνωσιν αὐτοῦ παρὰ τοὺς τόπους, παρὰ τὰ διαστήματα, παρὰ τὰς κινήσεις, παρὰ τὰς μεταβολάς, παρὰ ἄλλας παμπληθεῖς αἰτίας. Es ist nicht davon die Rede, ob es Dinge giebt oder nicht, sondern die Skepsis erstreckt sich nur auf die Beschaffenheit der Dinge. Das πεποιηκός, welches das einzelne πάθος, die Sinnesregung in uns hervorbringt, ist nicht das ganze Ding, sondern eine bestimmte Eigenschaft, z. B. die Farbe oder der Geschmack. Diese Eigenschaften zu erkennen, hindert uns ausser dem oben bereits angeführten subjektiven Grunde, dass ein und derselbe Eindruck auf verschiedene Personen verschieden wirkt, auch der objektive Grund, dass unter wechselnden Umständen die betreffende Eigenschaft nicht ungetrübt wirken kann.

1) Vgl. auch Pauly-Wissowa II 905.

Der beherrschende Gedanke ist also: Wie die Dinge wirklich sind, wissen wir nicht und können wir nicht wissen; mit Sicherheit kennen wir nur unsere Empfindungen: κριτήρια τὰ πάθη. Sie sind für uns ἀληθῆ; sobald wir aber von ihnen einen Schluss auf die ausser ihnen liegenden Ursachen, d. h. die Eigenschaften der Dinge ziehen wollen, bewegen wir uns auf völlig unsicherem Boden und sind fortwährenden Täuschungen ausgesetzt. In diesem Sinne muss man sagen, es giebt kein κριτήριον κοινὸν ἀνθρώπων, d. h. die Menschen haben nicht von einem und demselben Ding dieselbe Erkenntnis — und folglich gar keine, meint Aristipp. Wenn trotzdem dem Namen nach einzelne Urteile (κρίματα) über die Dinge übereinstimmen, also ὀνόματα κοινά haben, so ist das trügerisch, denn es besteht der Widerspruch: λευκὸν γάρ τι καὶ γλυκὺ καλοῦσι κοινῶς πάντες, κοινὸν δέ τι λευκὸν ἢ γλυκὺ οὐκ ἔχουσιν. Obgleich die Ausdrücke allgemein üblich sind, bezeichnen sie doch nicht ein und dasselbe Ding. Deutlicher kann es nicht gesagt werden, dass für Aristipp die Eigenschaften λευκόν, γλυκύ etc. etwas den Dingen fest und unveränderlich, als Wesensteil Anhaftendes bedeuten. Er hält es für unmöglich, dass ein Ding, ohne sich zu verändern, bald süss, bald bitter oder bald weiss, bald gelb sein kann. Wer in solcher Weise einem Dinge eine bestimmte ihm ein für allemal anhaftende Eigenschaft zuschreibt und andererseits ebenso bestimmt wahrnimmt, dass die Eindrücke, welche verschiedene Menschen von dieser Eigenschaft empfangen, oder welche ein Mensch unter wechselnden Umständen davon empfängt, verschiedene sind, der muss zu dem Schlusse kommen, dass aus der in uns vorhandenen Wirkung die Ursache sich nicht erkennen lässt. Wenn nun Aristipp dieses verneinende Ergebnis so sehr betont, dass dagegen die Bedeutung, welche unsere πάθη doch immerhin haben, fast verschwindet, so geht daraus klar hervor, dass sein Nachdenken vorzugsweise der Frage galt, ob wir die ausser uns liegenden Dinge erkennen können. Auf diese Frage legte er den Hauptwert und musste es thun, weil ihm jene Dinge mit ihren Eigenschaften etwas Festes, Beständiges zu haben schienen, was also der Erkenntnis wert und an sich auch fähig war, nur nicht, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellte, für eine mit menschlicher Unvollkommenheit behaftete Wahrnehmung. Das Zustandekommen einer solchen Wahrnehmung musste er sich offenbar so vorstellen, dass eine von einem Ding vermöge einer bestimmten Eigenschaft ausgehende Wirkung, welche in einem mit feineren und empfänglicheren Sinnen ausgestatteten Geschöpf ein

getreues Abbild jener Eigenschaft hervorgebracht hätte, in unserer unvollkommen eingerichteten Wahrnehmung nur ein getrübtes und schwankendes Bild erzeugt. Jedenfalls ist der Wahrnehmungsvorgang als eine von dem Gegenstand ausgehende und an uns herankommende Bewegung zu denken, so dass jener Gegenstand nur wirkend und die wahrnehmende Person nur leidend und die Wirkung empfangend erscheint. Darauf weisen auch einige bei Sextus gebrauchte Ausdrücke, z. B. τὸ ἔξω προσπῖπτον log. I 197 für die an uns herantretende Wirkung, während der in uns bewirkte Vorgang allgemein als διατίθεσθαι (im besonderen z. B. λευκαντικῶς δ. oder λευκαίνεσθαι), πάσχειν oder κινεῖσθαι bezeichnet wird. Von einer andern als leidenden Mitwirkung unserer Sinne, etwa einer zweiten in umgekehrter Richtung gehenden Bewegung, welche mit der ersten zusammenstösst, ist nicht entfernt die Rede. Ich wüsste auch nicht, wie jemand, der in der Vermittelung durch die Sinne lediglich eine Störung erblickt, durch welche die erhoffte Erkenntnis vereitelt wird, diesen Sinnen eine selbständige, zur Erkenntnis mithelfende Thätigkeit zuzuschreiben geneigt sein sollte.

Ganz anders verlaufen die Betrachtungen im ersten Teile des Theätet. Zwar die zugrundeliegende Beobachtung ist dieselbe: dass nämlich die Eindrücke, die wir von den uns umgebenden Dingen empfangen, bei verschiedenen Menschen verschieden sind, ja auch bei derselben Person wechseln können. Während aber Aristipp daraus nur die Notwendigkeit folgert, auf eine eigentliche Erkenntnis der Dinge zu verzichten, und das, was als wahr und gesichert zurückbleibt, die πάθη, nicht für wertvoll hält, fasst Protagoras gerade den bunten, schillernden Schleier als Hauptsache auf und kümmert sich nicht um die hinter dem flatternden Scheine liegende und von ihm verhüllte Wahrheit. Wer über den Parteien steht, mag sagen: Diese beiden Auffassungen sind nicht unvereinbar, sie ergänzen sich im Grunde genommen. Wollte Protagoras seine Augen weiter dringen lassen oder Aristipp sich auf den Standpunkt des Protagoras beschränken, so würden sie miteinander übereinkommen. Wer aber das Verhältnis der beiden geschichtlich feststellen will, muss vermeiden, aus zwei Stückwerken eine Einheit herzustellen, und vielmehr genau die Grenze festhalten, bis zu welcher jedes der beiden einseitigen Systeme, soweit wir es aus der Ueberlieferung erkennen, gekommen ist. In der verschiedenen Art der Lückenhaftigkeit ist der Widerspruch festzustellen, anstatt die Lücke des einen durch das passende Stück des anderen auszufüllen.

Wenn Protagoras behauptete, dass jeder Mensch für sich das Mass der Dinge sei, so fand er damit nur einen anspruchsvollen Ausdruck für die unbestreitbare Thatsache, dass jedem die Welt auf seine Weise erscheint und dass man niemandem die Wirklichkeit seiner Auffassung nehmen kann. Jede Einbildung, jede Täuschung ist in diesem Sinne wahr und wirklich, ebenso dasjenige, was sich der Wahrnehmung jemandes zufällig entzieht, für ihn nicht vorhanden. Das was wir im gewöhnlichen Leben Eigenschaften der Dinge nennen, wird (sehr richtig) als eine Beziehung der Dinge zu uns erklärt, derart, dass nicht bloss jede Veränderung des Dinges, sondern auch jede Veränderung der wahrnehmenden Person das Ergebnis ändern muss. Auf dieser bescheidenen Stufe bleibt aber Protagoras oder wer immer, von ihm ausgehend, die von Sokrates im weiteren vorgetragene Lehre auf dem Gewissen hat, nicht stehen, sondern überrascht uns durch ein seltsames Gaukelspiel, indem er, an den beständigen Fluss, in dem sich die Dinge befinden, erinnernd, die Veränderungen, denen ein jedes Ding fortwährend unterworfen ist, so dass man von einem gleichbleibenden Sein nicht sprechen kann, plötzlich als Veränderungen in den gegenseitigen Beziehungen der Dinge zu einander auffasst und somit dem einzelnen Dinge das Dasein für sich und eine bestimmte Beschaffenheit abspricht. Dadurch erhält natürlich die αἴσθησις, die Beziehung, in welche wir zu den Dingen treten, eine ungeahnte Bedeutung. Es giebt ja nichts ausser Beziehungen. Wir sind nicht für uns allein vorhanden und die Dinge für sich ebenso wenig. Wir sind nur in Bezug auf die Dinge und die Dinge nur in Bezug auf uns. Die αἴσθησις ist in der That die höchste Erkenntnis, die es giebt, sie ist die Erkenntnis (152 D ff.). Wer von diesem Standpunkte aus den Vorgang erklären will, der bei jeder αἴσθησις sich abspielt, wird den beiden zusammenwirkenden Teilen gleiche Bedeutung geben müssen. Sowohl von der Person wie von dem Dinge geht eine Regung aus, z. B. (153 E) zur Hervorbringung eines χρῶμα stossen die Augen an eine dazu geeignete Bewegung (φορά), und durch diese προσβολή entsteht die Farbe, welche nicht das προσβάλλον und nicht das προσβαλλόμενον ist, sondern zwischen beiden (μεταξύ), jedoch nicht etwa an einer bestimmten Stelle (μηδὲ τιν' αὐτῷ χώραν ἀποτάξῃς). Noch genauer wird der Vorgang an späterer Stelle (156 A ff.) beschrieben. Alles ist in beständiger Bewegung begriffen. Zwei Arten von Bewegung sind zu unterscheiden, eine wirkende und eine leidende. Aus dem jedesmaligen Zusammentreffen einer Bewegnng von der einen mit

einer von der anderen Art entsteht zugleich ein Doppeltes, nämlich ein αἰσθητόν und eine αἴσθησις. Jenachdem die einzelnen Bewegungen vor sich gehen, ob langsamer und daher sich nicht weit von dem Körper entfernend oder schneller und weiter in die Ferne reichend, ist grössere oder geringere Annäherung für die verschiedenen Sinne erforderlich. Ausgeführt wird wieder das Beispiel vom Auge und der Farbe. Kommt ein entsprechender, d. h. also farbig wirkender Gegenstand in die angemessene Nähe des Auges, so trifft die von diesem ausgehende Kraft (ὄψις) mit der von dem Gegenstand ausgehenden (z. B. λευκότης) in dem Zwischenraum zwischen Auge und Gegenstand zusammen (μεταξὺ φερομένων); dadurch entsteht an dem Dinge die für das Auge vorhandene λευκότης, und das Auge erhält die darauf bezügliche ὄψις, welche nun erst mit einem bestimmten Inhalt erfüllt ist. Es giebt aber nicht etwa eine λευκότης für sich genommen oder eine ὄψις als etwas Selbständiges; das Ding ist λευκόν geworden und das Auge ein ὀφθαλμὸς ὁρῶν.

Hier ist also nur von solchen Eigenschaften der Dinge die Rede, zu deren Hervorbringung die wahrnehmende Person selbst mitwirkt, folglich jede Verwirrung und Trübung des Bildes durch die Sinnesthätigkeit ausgeschlossen, während Aristipp an ganz andere Eigenschaften denkt, die unserem Bewusstsein allerdings nicht ungefärbt übermittelt werden. Kommt demnach der im Theätet herangezogene Forscher auf Grund seiner Voraussetzungen zu einer vollkommenen Zuversicht und zu einem uneingeschränkten Vertrauen in die Wahrheit seiner Erkenntnis, so gelangt Aristipp ebenso folgerichtig zum Gegenteil. Wenn nun die im Theätet ausführlich dargelegte Wahrnehmungstheorie in den Zusammenhang der ganzen dort entwickelten Lehre ausgezeichnet passt, ja eine wichtige Stütze dieser Lehre bildet, während sie, wenigstens in ihrer Vollständigkeit, mit allen ausgeklügelten Einzelheiten, sich in die Anschauungen Aristipps schlechterdings nicht einfügen lässt, so wird man sich doch wohl entschliessen müssen, den Gedanken an eine Beziehung Aristipps zum Inhalte des Theätet und eine darauf beruhende Vervollständigung der uns bekannten Lehren jenes Philosophen aufzugeben. Freilich bleibt dann jener Anhänger des Protagoras — denn Protagoras selbst ist es, wie man mit Recht annimmt, wahrscheinlich nicht — namenlos; aber für die Geschichte der Philosophie ist es das weitaus geringere Uebel hier auf einen Namen zu verzichten als einen trügerischen Grund für weitere Schlussfolgerungen zu schaffen.

Zur kunstgeschichtlichen Bedeutung des homerischen Schildes.

Von

HUBERT SCHMIDT,

Berlin.

Die Beurteilung der Schildbeschreibungen bei Homer und Hesiod hat mit der Entwickelung der archäologischen Forschung ziemlich gleichen Schritt gehalten. Solange man nur auf Grund philologischer Analyse der Texte das Problem zu lösen suchte, musste das Urteil über den Schild des Herakles ungünstiger lauten als über den des Achill und gipfelte in dem Satze: der Beschreiber des hesiodischen Schildes ist im wesentlichen Nachahmer der homerischen Beschreibung des achilleischen Schildes[1]). Mit der zunehmenden Kenntnis der altgriechischen Kunst hat sich das Urteil zu Gunsten Hesiods gewandt[2]). Jetzt kann es als gesichert gelten, dass der hesiodischen Beschreibung trotz der Anlehnung an Homer bestimmte Kunstdarstellungen zu Grunde liegen: Loeschcke[3]) hat an den Beispielen der Kentauromachie und der Hasenjagd gezeigt, dass der hesiodische Schild in eine Epoche der Kunst gehört, in welcher die Darstellungen von dem

---

[1]) G. Hermann, Opusc. VI 204 ff. Lehrs Jahrb. f. Philol. 1840 S. 269 ff. Pop. Aufs. S. 243 ff. Deiters, de Hesiodea scuti Herculis descriptione. Diss. Inaug. Bonn 1858.

[2]) Im Gegensatze zur rein philologischen Behandlung der Frage zog (1834) zuerst K. O. Müller (Kl. Schriften II 615 ff.) für die hesiodische Beschreibung archaisch-griechische Bildwerke heran. Ihm folgte Brunn (Rh. Mus. 1847 S. 340 ff. Abh. Bair. Akad. 1868), der sich besonders mit der Composition der beiden Schilde befasste und auf verwandte Denkmäler der assyrischen und phönikischen Kunst aufmerksam machte. Seine Anschauungen sind im wesentlichen in seiner Kunstgeschichte (1893) beibehalten.

[3]) Arch. Ztg. 1881 S. 33 ff.

Princip der parataktischen Aneinanderreihung einzelner Typen abhängen, und dass somit der Bildercyklus des Schildes gegen das Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen ist. Auch für die Composition giebt die hesiodische Beschreibung eine Reihe von Anhaltspunkten, und der neueste Reconstruktionsversuch von Studniczka[1]) wird unserem vorhandenen Denkmälerschatze mehr gerecht, als die rein schematischen Construktionen von K. O. Müller, Brunn und Murray[2]).

Dagegen muss beim homerischen Schilde jeder Reconstruktionsversuch schon deswegen scheitern, weil wir, abgesehen von wenigen Fällen, welche zu Bedenken Anlass geben, in der Beschreibung nicht den mindesten Anhaltspunkt haben für die Erkenntnis von Zahl und Ausdehnung der einzelnen Scenen; nur die allgemeine Vorstellung einer konzentrischen Anordnung der Bilderreihen kann man dem Dichter zuerkennen. Von einer Beschreibung kann bei Homer überhaupt nicht die Rede sein; er will uns als Dichter ein grossartiges Weltbild vor Augen führen und schildert dabei die einzelnen Scenen so, wie sie in Wirklichkeit vor sich gehen.

So schien denn die Frage der Realität des homerischen Schildes unter anderem von Friederichs[3]) im negativen Sinne abgethan und war auch von Petersen[4]) und Helbig[5]) ebenso beantwortet worden.

Von neuem kam das Problem in Fluss mit der Entdeckung der mykenischen Kultur. Je mehr man Achtung vor den Leistungen dieser Kunst bekommen musste, um so mehr erinnerte man sich der bilderreichen Beschreibung des homerischen Schildes. Man machte es sich zur allgemeinen Aufgabe, das homerische Leben in den Funden aus der mykenischen Epoche wiederzuerkennen, und als die Prachtstücke der goldenen Becher von Vaphio bekannt und auf dem Fragment eines silbernen Bechers aus dem 4. Schachtgrabe von Mykenae die lebendige Darstellung einer Belagerung entdeckt wurde, mochte man gern den mykenischen Künstlern auch die Fertigkeit zutrauen, ein so bilderreiches Werk wie den Schild des Achill herzustellen. So hatte diese positive Richtung schon an Anhängern gewonnen, als W. Reichel

[1]) In den „Serta Harteliana". Wien 1896 S. 50 ff.

[2]) K. O. Müller a. a. O. II 632. Brunn, Kunstgesch. I 86. Murray, History of Gr. Sculpt. I 59.

[3]) Friederichs, Die philostratischen Bilder S. 117 ff. 223 ff.

[4]) Petersen, Kritische Bemerkungen zur ält. Gesch. d. griech. Kunst. Gymn.-Progr. Plön. 1871.

[5]) Helbig, Hom. Epos[2] S. 395 ff.

im Zusammenhange mit seiner Behandlung der homerischen Waffen den Beweis unternahm[1]), dass der Schild des Achill in der mykenischen Form zu denken sei und die Realität desselben darzuthun versuchte.

Bei dem Aufsehen, das die Resultate Reichels erregt haben, und bei dem Einflusse, den auch seine Behandlung des homerischen Schildes ausüben muss[2]), verdient ihre Verlässlichkeit gewiss eine eingehende Untersuchung.

Reichels Prinzip besteht darin, einerseits die Genauigkeit zu erweisen, mit der die Beschreibung sich an eine Vorlage hält, andererseits Missverständnisse des Dichters aufzudecken, deren Entstehung nur bei Annahme der Realität des Schildes verständlich wird. So sucht er technisch, räumlich und inhaltlich den Bildschmuck einem mykenischen Buckelschilde anzupassen.

Aber Schritt für Schritt lässt sich seine Beweisführung in ihrer Festigkeit erschüttern oder geradezu widerlegen.

Ein Beispiel für die Genauigkeit, mit welcher der Dichter seine Vorlage beschreibt, soll die Darstellung des Reigentanzes sein (v. 590—606). Reichel geht dabei von einer Entdeckung Benndorfs aus[3]), die durch eine Darstellung auf einem Kruge von Tragliatella (Annal. d. I. 1881 tav. L. M.) den Reigentanz des homerischen Schildes erläutern will. Die Behauptung, dass nach Analogie dieser Darstellung auch die Scene auf dem homerischen Schilde zu reconstruieren ist[4]), muss zurückgewiesen werden. Neben dem Tanzplatz (χορός) in der Form des kretischen Labyrinths soll nämlich der Reigen der Tanzenden dargestellt sein; ἔνθα μέν v. 593 erklärt Benndorf „auf oder bei dem den χορός darstellenden Bilde". Doch findet sich in der ganzen Schildbeschreibung keine Stelle, welche auf räumliche Anordnung der Bilder und ihrer Einzelheiten zu beziehen wäre. Mit ἐν δέ beginnt der Dichter in der Regel eine neue Scene; dabei wird mit kurzen Worten zuerst die allgemeine Bezeichnung derselben vorangesetzt (— ἐν δὲ δύω πόλησε πόλεις — ἐν δ' ἐτίθει νειὸν μαλακὴν πίειραν ἄρουραν — ἐν δ' ἐτίθει τέμενος

[1]) W. Reichel, Ueber homerische Waffen. Abh. d. Wiener arch.-epigr. Seminars, Heft XI. 1894.

[2]) Hier ist besonders auf die ausführliche Rezension der Reichelschen Arbeit von A. Scheindler (Ztschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 398 ff.) zu verweisen. Sie beruht auf sorgfältiger Bearbeitung des Quellenmaterials und sucht bei aller Anerkennung der sicheren Resultate Reichels auch das Einseitige und Falsche seiner Methode aufzudecken.

[3]) „Ueber das Alter des Trojaspiels" als Anhang zu Reichels Schrift S. 133 ff.

[4]) Nach Benndorf auch Pallat, de fabula Ariadnea. Diss. Berol. 1891 S. 2.

βαθυλήιον — ἐν δ' ἐτίθει . . . ἀλωήν — ἐν δ' ἀγέλην ποίησε — ἐν δὲ νόμον ποίησε —); dann folgen die Einzelheiten. In v. 550:

ἐν δ' ἐτίθει τέμενος βαθυλήιον· ἔνθα δ' ἔριθοι

werden gerade mit ἔνθα δὲ die Einzelheiten eingeführt und geschildert, worin das Bild des τέμενος besteht; es wird doch niemand behaupten wollen, dass der Dichter sich zuerst das τέμενος und daneben die ἔριθοι vorstellt. Eine andere Stelle mit ἔνθα ist ebenso aufzufassen (v. 497):

λαοὶ δ' εἰν ἀγορῇ ἔσαν ἀθρόοι· ἔνθα δὲ νεῖκος
ὠρώρει.

Mit ἔνθα werden hier die Vorgänge in dieser Versammlung eingeleitet; da kann noch weniger von einer räumlichen Vorstellung die Rede sein.

Also ist χορός nicht notwendig als Tanzplatz im Sinne des Labyrinthbildes aufzufassen, sondern ganz allgemein als Bezeichnung der Scene, als „Tanz"; dann folgen mit ἔνθα die einzelnen Vorgänge beim Tanze. Χορός kann ja auch kaum innerhalb weniger Verse in verschiedener Bedeutung gebraucht sein: v. 590 als Tanzplatz — v. 603 als eigentlicher Tanz[1]).

Ueberhaupt kann ein Tanzplatz, der die Windungen des Labyrinths[2]) veranschaulicht, für den von Homer beschriebenen Reigen garnicht geeignet sein. Jungfrauen und Jünglinge führen einen Reigen auf, indem sie sich an den Händen halten. Die Bewegungen und Figuren aber, welche sie beschreiben, sind nicht gleichmässig oder einförmig. Die Verse:

οἱ δ' ὁτὲ μὲν θρέξασκον ἐπισταμένοισι πόδεσσιν
ῥεῖα μάλ' ὡς ὅτε τις τροχὸν ἅρμενον ἐν παλάμῃσιν
ἑζόμενος κεραμεὺς πειρήσεται, αἴ κε θέῃσιν·
ἄλλοτε δ' αὖ θρέξασκον ἐπὶ στίχας ἀλλήλοισιν

bezeichnen deutlich die Art derselben. Entweder laufen die Tänzer wie das Rad des Töpfers d. h. zusammen in einer Richtung, oder sie laufen reihenweise gegeneinander. Also der Reigen löst sich mitunter auf, wenigstens in 2 Halbreigen, den der Jungfrauen und den der Jünglinge: die Richtungen werden entgegengesetzt. Die Bewegungen

[1]) Benndorf beruft sich auf Petersen Krit. Bemerkungen S. 21 f.

[2]) Treffend weiss O. Wulff, Zur Theseussage Dorpat 1892 S. 158 ff. die Anschauung zu begründen, dass im Labyrinthe ein Bild der Unterwelt selbst zu sehen ist.

können dabei sehr vielseitige sein. Der von Benndorf verglichene Tanzplatz aber ist nur für eine Richtung bestimmt (vgl. Reichel S. 134 Fig. 1. 2.); man muss in den Windungen bis in das Innere vordringen, dort allein kann erst eine Wendung stattfinden, und dann läuft man auf dem Rückwege wieder dem Ausgange zu. So ist eine wechselseitige Bewegung von Ganz- und Halbchören gar nicht denkbar. Der kretische Tanzplatz in der Form des Labyrinthes ist also mit der homerischen Beschreibung nicht zu vereinigen.

Demgemäss ist auch der χορός, den Dädalus der Ariadne in Knossos fertigt, nicht als Tanzplatz aufzufassen, sondern als Reigentanz. Er ist ein Weihgeschenk, das der Göttin dargebracht wird — und Ariadne ist die hehre Göttin von Knossos[1]). Dädalus ist durch Homer der persönliche Zeuge für eine Sitte, welche durch bekannte Funde aus Olympia und Cypern vortrefflich illustriert wird[2]). Natürlich wird man sich das Weihgeschenk des Dädalus grossartiger zu denken haben. als solche primitive Gaben, wahrscheinlich aber auch als eine Gruppe von Rundfiguren. Allerdings scheint Pausanias (IX, 40, 2) ein Relief anzudeuten (ἐπειργασμένος ἐπὶ λευκοῦ λίθου). Dieser Tanz selbst hat im Kultus als γέρανος eine grosse Bedeutung gehabt; auch monumentale Zeugnisse sind uns dafür erhalten, vor allem auf dem Kypseloskasten (Paus. V, 19, 1) und der Françoisvase[3]).

[1]) O. Wulff. Zur Theseussage S. 158. Pallat, de fabula Ariadnea p. 1 ff.

[2]) In Olympia kreisförmige Reigentänze von Bronze (Olympia IV Tf. 16 no. 263 Text S. 41 Furtwängler): sie stellen nackte Frauen dar, welche sich gegenseitig die Arme auf die Schultern legen. In Cypern aus Thon: bekleidete Frauen, gewöhnlich zu dreien, reichen sich die Hände; M. Ohnefalsch-Richter, Die antiken Kultusstätten auf Kypros Tf. XVII no. 5. 6. S. 54 f.

[3]) Wien. Vorlbl. 1888 Tf. III: 14 Jünglinge und Jungfrauen in abwechselnder Reihenfolge sich die Hände reichend; voran Theseus, die Leier spielend; ihnen gegenüber Ariadne mit der Dienerin (Θροφός). Dass die Darstellung auf ein Epos zurückzuführen ist, hat man schon mehrfach betont. Neue Anhaltspunkte bieten dafür die vom Maler beigefügten Inschriften, von denen ich hervorhebe: Daidochos — Lysidike — . . . . ocritos — . . . eriboia (so gelesen von W. Reichel, Arch.-epigr. Mittlg. aus Oesterr. XII 43). Nun finden wir auf einer Londoner Vase (nach Jahn, Münch. Vasensammlg. p. CXVIII) bei derselben Darstellung einen Prokritos, welcher die Ergänzung für die Françoisvase an die Hand giebt: in den Resten TI . . . KE der Londoner Vase ist vielleicht die Lysidike versteckt, obgleich Jahn sie zur Timodike ergänzt. Dagegen hat uns Servius (Verg. Aen. VI 21) unter den Teilnehmern, welche er namentlich aufzählt, den Daidocus und eine Periboia überliefert; den ersteren finden wir auf der Vase ganz unversehrt, nach der zweiten ist die Lesung auf der Vase gesichert. Diese merkwürdigen Uebereinstimmungen lassen

Doch liegt kein Grund vor, auch den Reigentanz auf dem homerischen Schilde als Geranos aufzufassen; er ist vielmehr ein reines Genrebild.

Von besonderer Wichtigkeit ist es nun, dass die schlagendsten Illustrationen für unseren homerischen Reigentanz nicht die mykenische, sondern die Dipylonkultur bietet. Auf einer Dipylonvase ist ein entsprechender Tanz dargestellt[1]). Der Darstellung fehlt allerdings teilweise die Continuität, in sofern einzelne zusammengehörige Figuren durch Ornamente getrennt sind. Doch ist es klar, dass ein gemischter Chor von Jungfrauen und Jünglingen gemeint ist. Die Chorführer tragen bogenförmige Gegenstände, die wohl als Musikinstrumente zu betrachten sind. Die Uebereinstimmung mit der homerischen Beschreibung geht so weit, dass wir auch hier die Jünglinge mit kurzen Schwertern versehen finden, wie v. 597:

οἱ δὲ μαχαίρας
εἶχον χρυσείας ἐξ ἀργυρέων τελαμώνων.

Abgesehen von dieser Einzelheit haben wir uns den Reigentanz der Jungfrauen auf dem hesiodischen Schilde v. 280

αἱ δ' ὑπὸ φορμίγγων ἄναγον χορὸν ἱμερόεντα

in ähnlicher Weise ausgeführt zu denken; hier bildet er einen Teil der Hochzeitsfeier.

Die Uebereinstimmung mit der Dipylonvase kann aber keineswegs die Abhängigkeit des Dichters von einer bildlichen Vorlage beweisen. Reigentänze waren so gewöhnlich sowohl im Cultus wie bei Privatfestlichkeiten, dass der Dichter ebenso gut wie der Künstler seine Anschauung aus dem täglichen Leben schöpfen konnte.

---

sich wohl aus einem zu Grunde liegenden alten Epos erklären. Wichtig ist der Geranos auf einer bunten Hydria aus der Polledrara (Micali, Mon. ined. tav. 4), welche mit ionischen Fabriken zusammenhängt.

1) Mon. d. I. IX, 39, 2 Annal. d. I. 1872 S. 142 no. 39 (G. Hirschfeld). Ebenso auf Fragmenten aus Tiryns (Schliemann, Tiryns Tf. XVI b. c. XVII a. S. 107 Fig. 18), deren Malereien dem Dipylonstil analog sind. Man vergleiche auch den archaischen Goldschmuck in Berlin (Arch. Ztg. 1889 Tf. 8, 1. 2.). Tänze, die ihren Ursprung dem Culte einer wahrscheinlich orientalischen Göttin verdanken, sind auf phönikischen Metallschalen dargestellt, so auf der Schale von Idalion (Perrot-Chipiez III 673 Fig. 482) und den Fragmenten aus der Zeusgrotte von Kreta (Museo Italiano di antichità classica Tf. IX 2. 3). Solche Darstellungen haben aber mit dem homerischen Reigentanze gar nichts zu thun; vgl. dagegen Helbig Hom. Ep.² 412.

Bedenklich ist ferner die Art und Weise, wie Reichel bei dem Dichter Interpretationsfehler entdeckt. Dazu sucht er sich zunächst die Gerichtsscene (v. 497—508) aus (S. 48). Zwei Männer streiten vor Gericht um die Zahlung von Wergeld für einen Erschlagenen. Für beide treten Zeugen ein, die Richter geben das Urteil ab. Zum Schluss heisst es:

κεῖτο δ' ἄρ' ἐν μέσσοισι δύω χρυσοῖο τάλαντα,
τῷ δόμεν, ὃς μετὰ τοῖσι δίκην ἰθύντατα εἴποι.

Damit, meint Reichel, konnte in der bildlichen Darstellung nur das Wergeld gemeint sein. „Das erklärt aber der Dichter für den Richter bestimmt, der die beste Entscheidung findet. Er bringt es also ganz ausser Bezug mit der eigentlichen Sache, interpretiert also augenscheinlich gegen den natürlichen Sinn der künstlerischen Darstellung." Von einer Alternative Wergeld oder Richterlohn kann gar keine Rede sein, da δίκην εἰπεῖν nicht heissen kann „Recht sprechen", sondern causam dicere, seine Sache vor Gericht führen d. h. sich verteidigen[1]). Also wer den Prozess gewinnt, erhält die beiden Talente. Der vermeintliche Interpretationsfehler des Dichters beruht auf Reichels falscher Auslegung seiner Worte. In der Wirklichkeit ist alles ohne Anstoss.

Die grossen Schwierigkeiten, welche die Kriegsscenen, in drei Bilder gesondert, bieten (v. 509--540), glaubt Reichel zunächst dadurch zu verringern, dass er wieder dem Dichter einen Interpretationsfehler anstreicht: der Dichter habe in den über alle Mannen hervorragenden Personen der bildlichen Darstellung statt der Heerführer irrtümlich Ares und Athene gesehen (v. 516—519). Aber kann man einem noch so ungeschickten Künstler überhaupt zutrauen, dass er in einer Reihencomposition eines ganzen Streifens 2 Figuren durch ihre Grösse vor allen übrigen auszeichnen wird?[2]). Die Erwähnung solcher Figuren scheint mir ganz im Gegenteil dafür zu sprechen, dass sie der dichterischen Phantasie entsprungen sind; dann verfehlen sie auch nicht ihre Wirkung; im Bilde wirken sie lächerlich. Im übrigen weiss Reichel die vorhandenen Schwierigkeiten für die von ihm angenommene Composition auf einem mykenischen Schilde geschickt auszunützen. Durch die dem mykenischen Buckelschilde eigentümlichen seitlichen Einkerbungen

---

1) Vgl. auch E. Maass D. L. Z. 1895 n. 51 Sp. 1617 f.

2) Das Beispiel von Votivreliefs kann hier keine Geltung haben.

trennt er die friedliche Stadt von dem Kriegsbilde und lässt an die Gerichtssitzungen der einen Hälfte die Schlachtscene der anderen sich anschliessen, indem er meint, der Dichter habe unter den εἰράων προπάροιθε καθήμενοι v. 531 die bei der Gerichtsscene v. 497 ff. Versammelten verstanden. Die eigentliche Schlacht soll also — nach der Vorstellung des Dichters — nicht zwischen den Belagerern und Belagerten stattfinden, sondern merkwürdigerweise zwischen den Belagerten und den sonst friedlichen Bewohnern der Nachbarstadt, welche zur Rettung ihrer geraubten Viehherden herbeieilen; die Teilnehmer an der Gerichtsversammlung sollen plötzlich ihre Pferde besteigen und in den Kampf ziehen.

Allerdings hätte eine solche Verwirrung bisher niemand dem Beschreiber des homerischen Schildes zugetraut. Er kann sie auch wirklich gar nicht verschuldet haben; denn deutlich genug trennt er die beiden Städtebilder ihrem Inhalte nach. Den Zusammenhang beider konstruiert allein Reichel. Nach meiner Auffassung lösen sich die Knoten am einfachsten auf folgende Weise, vorausgesetzt, dass man die Worte des Dichters an sich, ohne Rücksicht auf bildliche Konzeption, interpretiert[1]): die beiden Heere müssen das der Belagerer und das der Belagerten sein; die Mauern sind von Weibern, Kindern und Greisen besetzt; Verteidiger würden also ganz fehlen, wenn man beide Heere als Belagerungsheere ansähe. Für diese Auffassung tritt auch Reichel nach dem Vorgange von Brunn ein. Zwischen beiden Parteien finden Beratungen statt, aber ohne Erfolg (δίχα δέ σφισιν ἥνδανε βουλή): denn die Belagerer wollen die Stadt völlig zerstören, die Belagerten würden in eine Besitzteilung willigen (ἠὲ διαπραθέειν ἢ ἄνδιχα πάντα δάσασθαι, κτῆσιν ὅσην πτολίεθρον ἐπήρατον ἐντὸς ἔεργεν). Wenn also jetzt fortgefahren wird οἱ δ' οὔ πω πείθοντο, so können, da das naturgemäss dem zuletzt genannten Vorschlage gegenüber steht und zudem ein Nichtgehorchen von Seiten der Belagerten, deren Stadt man zerstören will, ganz selbstverständlich ist, mit οἱ δ' nur die Belagerer gemeint sein. Wie können denn die Belagerten ihre Position aufgeben und in einen Hinterhalt ziehen, ohne die Stadt preiszugeben? Die Annahme, dass nur eine Abteilung von ihnen auszieht (vgl. Reichel S. 51), ist doch nur ein Notbehelf. Im Hinterhalte liegen naturgemäss die Feinde. Dann ist die Herkunft der Viehherde ganz klar und

[1]) Ueber die verschiedenen Ansichten vgl. Helbig, Hom. Ep.² 409 ff.

ohne Schwierigkeiten zu verstehen: sie gehört den Städtern. Auf das beim Ueberfall entstehende Geräusch eilen ihre Krieger herbei; sie hatten nach dem erfolglos verlaufenen Rat und dem Abzuge der Feinde Ruhe gehalten: εἰράων προπάροιθε καθήμενοι, was nur auf den Ort sich beziehen kann, nämlich „vor dem Versammlungsplatz lagernd". Bei ihnen finden wir es auch natürlich, dass sie gleich die ἵπποι besteigen.

Somit fallen die Hauptstützen der Argumentation Reichels. Weniger Schwierigkeiten dürften danach andere, allgemeinere Gesichtspunkte machen, die Reichel für seine Auffassung verwertet.

Für die Frage der Technik (Reichel S. 42) ist gewiss die Analogie der eingelegten mykenischen Schwerter beachtenswert. Dem Dichter werden auch in manchen Teilen der Beschreibung derartige Arbeiten vorgeschwebt haben[1]). Daraus folgt nicht, dass die Beschreibung in die mykenische Epoche zurückreicht. Denn wir wissen nicht, ob nicht dieselbe Technik sich noch weiter erhalten hat. An einen Einfluss von Intarsiaarbeiten hat man auch bei den feinen protokorinthischen Väschen gedacht.

Wichtiger ist der Versuch Reichels (S. 41), selbst die mykenische Form für den homerischen Schild aus den Worten des Achill v. 192 f. zu erschliessen:

> ἄλλου δ' οὔ τευ οἶδα, τεῦ ἂν κλυτὰ τεύχεα δύω,
> εἰ μὴ Αἴαντός γε σάκος Τελαμωνιάδαο.

Reichel folgert, dass sowohl der verlorene Schild wie der in Aussicht gestellte neue von gleicher Art sein müsse wie der des Aias, das heisst mykenisch[2]). Für die neue Bewaffnung des Achill handelt es sich aber nicht nur um den Schild, sondern um eine vollständige Rüstung. Daher ist v. 192 von den κλυτὰ τεύχεα die Rede, die er anlegen will, was man von einem Schilde allein nicht sagen kann. Diese Stelle steht nicht nur im Einklange mit den vorangehenden Partien, wo mehrfach die τεύχεα[3]) genannt werden, sondern auch mit dem Verlangen der Thetis (v. 458—460), die ausdrücklich Schild, Helm, Bein-

[1]) Vgl. Helbig a. a. O. S. 408.

[2]) Eine andere Stelle Φ 240 f., wodurch Reichel (vgl. S. 38) seine Folgerung zu stützen sucht, steht in keinem inneren Zusammenhange mit der Partie in Σ und ist an sich belanglos, da die Strömung des Skamander, in den sich der bewaffnete Achill stürzt, ebenso verderblich wirken kann, wenn er einen runden Bügelschild hält.

[3]) v. 82 von Achill selbst; v. 137, 144 von Thetis.

schienen und Panzer aufzählt, und mit der Ausführung durch Hephäst (v. 609 ff.). Ohne Zweifel liegt hier ein zusammenhängendes Ganzes vor, aus dem der Schild für sich nicht loszulösen ist. Allerdings sucht Reichel an einem anderen Orte (S. 94) die Bedeutung der Stellen, an denen der Panzer des Achill genannt wird — ausser den oben genannten noch T 371 — mit dem Argumente abzuschwächen, dass er da allzu stiefmütterlich behandelt sei. Aber mit Sätzen, wie „Natürlicher wäre doch wohl, die Waffen in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit oder nach der Schwierigkeit ihrer Herstellung aufzuzählen", kann man gewiss nicht homerische Dichtung interpretieren. Die systematische Ausscheidung der meisten auf den Panzer bezüglichen Stellen und die Annahme einer entsprechenden Interpolation nach Abschluss des Epos erregt überhaupt am meisten Bedenken[1]). Helm und Beinschienen würden an sich mit mykenischem Rüstzeuge wohl in Einklang stehen. Aber wie man Reichel (S. 72 ff. 117 ff.) im allgemeinen zugeben wird, hat man sich Helm und Beinschienen für die mykenische Epoche aus Leder gefertigt zu denken; nur der Zierrat daran kann aus Metall oder anderem Material bestehen. Die Waffen des Achill dagegen sind, soweit sie für die Schildbeschreibung in Betracht kommen, zweifellos metallene. Es kommt doch hier auf die Vorstellung an, welche wir beim Dichter voraussetzen dürfen. Wie können in der Schmiede des Hephäst andere Waffen als eherne gemacht werden? Darauf deuten auch einzelne Worte: den Panzer nennt der Dichter φαεινότερον πυρὸς αὐγῆς, was Reichel einfach für „poliert" erklärt. Es ist aber nur zu verstehen, wenn es sich auf den Glanz des Metalles bezieht.

Der Helm, der nur mit ganz allgemeinen, aber typischen Beiwörtern versehen ist, hat einen goldenen λόφος. Dieser setzt einen ehernen Helm voraus, an dem auch der λόφος aus Metall sein kann; ich möchte mir ihn wie am Helm Fig. 36 bei Reichel S. 112 denken. Denn ihn so aufzufassen, wie an einer anderen Stelle (X 315. 316), wo die goldenen Haare am Busch ausdrücklich genannt werden, liegt kein Grund vor.

Die Beinschienen erscheinen bei Homer als besonderes Rüstungsstück, gleichwertig dem Helm, Schild und Panzer. Das waren sie nicht in mykenischer Zeit und wurden es erst, als sie mit dem Aufkommen des Rundschildes aus Erz verfertigt wurden (vgl. Reichel

[1]) Auch Scheindler a. a. O. hält das Kapitel über den Panzer für das schwächste.

S. 75). Statt Erz nennt der Dichter freilich „das biegsame Zinn". Reichel sieht darin eine Bestätigung und Stütze für seine Auffassung des Schildes (S. 77), weil das Zinn vermöge seiner Geschmeidigkeit den gewöhnlich zu Beinhüllen verwendeten Stoffen (Leder, Zeug) am nächsten kam. Wenn aber wirklich der Dichter „das damals kostbare und seltene Metall kaum anders als vom Anblick und vom Hörensagen" gekannt hat, so werden wir der Verwendung desselben für die Beinschienen keine besondere Bedeutung beimessen; dem Dichter erschien es eben wegen seiner Kostbarkeit der Rüstung des Achill angemessener.

Man sieht, Reichels unbestrittene Resultate kehren sich gegen ihn. Nach dem Ausweise der Monumente tritt der Panzer nicht vor dem 7. Jahrhundert v. Chr. auf. Der wirkliche Vorgang bei der Einführung desselben wird sich natürlich zeitlich nicht so eng begrenzen lassen. Jedenfalls sind die Beinschienen und der Panzer Achills, überhaupt seine eherne Rüstung, für mich eine Bestätigung der Anschauung, dass die ganze Schildbeschreibung und damit wohl überhaupt die Einführung der Thetis in die Handlung an dieser Stelle der Ilias zu den jüngsten Bestandteilen der Dichtung gehört.

Der Schild des Achill bleibt somit ein Phantasiegemälde. Prachtschilder können dem Dichter bei der Beschreibung bekannt gewesen sein; so erklärt es sich, wenn wir in einzelnen Teilen auf bestimmte Techniken hingewiesen werden. Aber wenn einzelne Züge seiner Schilderung sich auf altgriechischen Denkmälern wiederfinden, so lässt sich aus solcher Uebereinstimmung nicht die allgemeine Abhängigkeit des Dichters vom Künstler herleiten. Der Reigentanz lehrt, wie derartige Fälle zu beurteilen sind.

Aehnlich verhält es sich mit der Belagerungsscene. Reichel legt besonderen Wert auf die Darstellung auf dem Silberbecher von Mykenae (S. 142 Fig. 17), wo unter den Mauern einer Stadt ein Kampf tobt, oben auf den Zinnen der Mauern die Weiber in grosser Aufregung und mit den Gesten der Klage und Trauer den Verlauf des Kampfes beobachten. Wie bei Homer, ist es also eine Schlacht auf offenem Felde, in welcher die Verteidiger die Angreifer abwehren. Man kann davon absehen, dass in der bildlichen Darstellung nur Weiber auf den Mauern sichtbar sind, bei Homer ausser ihnen auch Kinder und Greise erwähnt werden. Denn es können auch Darstellungen existiert haben, die der homerischen Schilderung genauer entsprachen.

Dagegen fällt es in's Gewicht, dass in der jedenfalls jüngeren Schildbeschreibung des Hesiod die Scene (Scut. v. 242 f.) sich besser dem mykenischen Bilde anpassen lässt:

αἱ δὲ γυναῖκες ἐυδμήτων ἐπὶ πύργων,
χαλκέων, ὀξὺ βόων, κατὰ δ' ἐδρύπτοντο παρειάς,
ζωῇσιν ἴκελαι, ἔργα κλυτοῦ Ἡφαίστοιο.

Die Weiber werden also hier nach ihrer typischen, bildlichen Erscheinung charakterisiert: sie kratzen zum Zeichen der Klage und Trauer die Wangen. Die Kinder bleiben weg, die Greise aber sind ausserhalb der Thore versammelt, besorgt um ihre kämpfenden Söhne. Ein charakteristisches Beispiel für den Unterschied von Hesiod und Homer. Dem jüngeren Beschreiber schwebt die ältere Dichtung als Vorbild vor, er entlehnt ihr den allgemeinen Gedanken eines Bildes zweier Städte, der einen im Frieden (v. 270 ff.), der anderen im Krieg (v. 237 ff.) befindlichen; im einzelnen aber weicht er von Homer ab, wie wir sehen, weil die bildliche Vorlage die Situation anders zu schildern gewohnt ist. Wir sind berechtigt, für die Zeit des Hesiod einen Typus der Belagerung anzunehmen, welcher der mykenischen Auffassung einer Belagerung im wesentlichen entspricht. Denn auch Hesiod denkt sich nicht einen Verteidigungskampf von den Mauern herab, sondern eine Schlacht auf offenem Felde (v. 237—242). Daraus folgt, dass wir nicht genötigt sind, zur Illustration des homerischen Bildes auf mykenische Darstellungen zurückzugreifen.

Leider gestattet unser Denkmälervorrat noch nicht, den Typus der Belagerung in seiner Entwickelung zu verfolgen. In der ägyptischen [1]) sowohl, als in der assyrisch-babylonischen [2]) Kunst sind die Belagerungsscenen sehr beliebt. Die ereignisreiche Geschichte der ägyptischen und assyrischen Könige gab für solche Darstellungen die lebendigste Grundlage ab; deswegen lässt es sich schwer sagen, ob etwa diese Darstellungen von einander abhängig waren. Im allgemeinen weichen die orientalischen Bilder von den oben behandelten griechischen Vorstellungen insofern ab, als bei ihnen der Kampf wirklich auf einer Verteidigung der Mauern beruht. Doch fehlen auch so nicht klagende Weiber mitten unter den Kämpfenden, wie die Tafeln bei Layand I

[1]) Perrot-Chipiez, Hist. de l'art I 498 Fig. 286. 287.

[2]) Auf den Palastwänden von Niniveh bei Layard, Mon. of Ninive I pl. 13. 17. 19. 20. 29. 33. 62. 63. 66. 68. 78. II pl. 31. 39. 43.

pl. 19. 29. 33. 66 zeigen. Derartige Belagerungsscenen haben auch die phönikischen Künstler übernommen, wie die bekannte Silberschale von Amathus zeigt (Perrot-Chipiez, III 774 Fig. 547 = Helbig Hom. Ep.[2] Tf. 1.[1])

Die mykenische Darstellung scheint unabhängig von orientalischen Typen zu sein. Dass aber von da aus der Typus auch in der späteren griechischen Kunst sich erhalten hat, wie wir aus Hesiod entnahmen, bestätigen einige wenige Darstellungen aus der Kunst des 6. Jahrhunderts. Die eine findet sich auf einer schwarzfigurigen, an ionische Art erinnernden Amphora bei Inghirami Vas. fitt. IV 301. 304: es ist keine eigentliche Belagerung, sondern eine Schlacht um eine Stadt; jedoch liegt der Mythus von der Eroberung der Amazonenstadt durch Herakles der Darstellung zu Grunde. Die Weiber auf den Zinnen der Mauern konnten hier wegfallen, da sie alle beim Kampfe beteiligt sind. Das andere Beispiel bietet eine schwarzfigurige Hydria (Mon. d. I. I 34. Annal. d. I. 1831 S. 361. 369). Die Hauptdarstellung bezieht sich auf die Iliupersis: es ist der gewöhnliche Typus von der Tötung des kleinen Troilos. Auf der Schulterfläche der Vase sieht man eine sehr lebendige Scene aus einer Belagerung: die Zinnen einer Stadtmauer und darauf teils Krieger, in der Verteidigung begriffen (links), teils klagende Weiber (rechts). Die Scene ist mit grosser Frische und Naturwahrheit wiedergegeben, wie wir sie sonst auf schwarzfigurigen Vasen selten finden. Links ist in einer Mauerlücke ein phrygischer Bogenschütze sichtbar, welcher auf die unten zu denkenden Feinde seinen Pfeil richtet, daneben 2 Hopliten, die sich hinter den Zinnen zu schützen suchen; weiter rechts ein bärtiger, aufrechtstehender Krieger, durch einen Trunk aus einem Horne sich stärkend, ein sehr lebendiges Motiv; zu seinen Füssen ist nur teilweise ein Bogenschütze in gebückter Haltung sichtbar. An der rechten Seite der Mauer erscheinen die Oberkörper dreier Frauen: die eine bückt sich und streckt, wie flehend, die Hände nach unten aus (ähnlich eine Frau auf dem mykenischen Becher); die andere steht aufrecht, in klagender Geberde die eine Hand ausgestreckt, die andere an die Stirn gelegt; die dritte hält die Linke an der Stirn, die Rechte

[1]) Ihre Darstellung bildete noch bei Helbig S. 409 ff. die materielle Grundlage für die Annahme von zwei Belagerungsheeren. Das zu beiden Seiten der Stadt gruppierte Belagerungsheer soll den Dichter zu seiner Schilderung veranlasst haben, eine Annahme, die nach der obigen Interpretation überflüssig ist.

am Kinn. Der Maler hat sich ein Bild von der Belagerung Troja's vorgestellt[1]).

Wir sehen also, dass auch für die Belagerungsscene die homerische Schilderung nicht einseitig mit Mykenischem identifiziert werden kann, sondern mit Gemein-Griechischem verglichen werden muss. Aber von dem scenenreichen Schlachtgemälde, welches uns der homerische Dichter entwirft, bleibt nur wenig übrig, was mit den bildlichen Darstellungen übereinstimmt: die klagenden Weiber auf den Mauern. Darum ist für die Selbständigkeit des Dichters nichts verloren, wenn man behauptet, dass in der Belagerungsscene der Einfluss bildlicher Darstellungen zu erkennen ist[2]).

Anders dagegen scheint der Sachverhalt bei dem Ueberfall der Herden durch zwei Löwen (v. 573—586) zu sein. Bekannt ist die Darstellung einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Ztg. 1883 Tf. 10, 2 = Helbig S. 251 Figur 88.) Ihre Uebereinstimmung mit der homerischen Schilderung ist auffallend: ein Stier wird von 2 Löwen angefallen; jeder bedrängt ihn von einer Seite, während die Hirten mit Wurfspiessen und Bogen herbeieilen. Dazu kommt die auffallende Thatsache, dass beim Dichter hier ausnahmsweise die Zahl der Hirten (4), Hunde (9) und Löwen (2) ausdrücklich genannt ist. Man könnte deswegen mit der Möglichkeit rechnen, dass diese Scene eine spätere Zuthat ist. Das wäre auch der einzige Fall, bei dem an eine auf der Anlehnung an einen Kunsttypus beruhende Interpolation gedacht werden könnte; alles andere bleibt ein geschlossenes, frei geschaffenes Ganzes.

Auch das kosmische Mittelbild würde man nicht gern entbehren wollen; es steht im besten Einklang mit den Absichten des Dichters, der uns eine Welt im Kleinen schildern will. Und dabei mag er in der That von ähnlichen Darstellungen zeitgenössischer Werke abhängig sein[3]).

Der Schild des Achill bleibt also in dem Anfangs gekennzeichneten Gegensatz zum Schild des Herakles bestehen. Der Einfluss, den Kunst-

[1]) Ganz verblasst ist der Typus auf einer schwarzfigurigen Vase im Cab. des Méd. zu Paris abg. Jahrb. d. Samml. d. Allerhöchst. Kaiserhauses XI S. 18; links von der Stadtmauer mit sichtbaren menschlichen Köpfen Kriegsscenen, rechts Frauen mit Kindern. Andere Darstellungen griechischer Kunst gehören späterer Zeit an: auf dem Nereidenmonument (Mon. d. I. X, 11—18) und auf den Reliefs von Gjölbaschi bei Benndorf, D. Heroon von Gjölbaschi Tf. XII. XIII.

[2]) Vgl. Helbig a. a. O. S. 409.

[3]) Vgl. Helbig S. 413.

werke auf die Beschreibung gehabt haben, ist auf das geringste Mass zu beschränken; wo er überhaupt möglich ist, kann es sich nur um eine allgemeine Erinnerung handeln, die für den Dichter den Anstoss zur Wahl dieses oder jenes Motives gab. Im Ganzen schöpft er aus seiner Phantasie und kann für uns nicht eine Quelle zur Wiedergewinnung untergegangener Kunstdarstellungen sein. Ganz anders Hesiod, der uns mit der Beschreibung des Hafens mit dem Fischer einen verschwundenen Typus der archaischen Kunst ersetzt[1]).

[1]) Vgl. Studniczka, Serta Harteliana S. 69 ff.

Diassorinos und Turnebus.

Ein Beitrag zur Textgeschichte der Philonischen Schriften.

Von

LEOPOLD COHN,

Breslau.

Zu den wertvollsten Philo-Handschriften gehört der Laurentianus 85,10 (F). Der Codex zerfällt aber in zwei sehr ungleiche Teile: nur die Blätter 15—412 gehören der ursprünglichen im XV. Jahrhundert geschriebenen Handschrift an, die Blätter 3—14 und 413—559 sind von jüngerer Hand (saec. XVI) ergänzt. In meinen Prolegomena zum ersten Bande der neuen Philo-Ausgabe (p. XXIV sq.) habe ich bereits kurz bemerkt, dass der jüngere Schreiber Jakob Diassorinos[1]), der Genosse des bekannten Fälschers Konstantin Palaeokappa, war und dass alles, was von seiner Hand in dem Codex hinzugefügt ist, für die Kritik wertlos ist, weil er als Vorlage die von Adrianus Turnebus besorgte editio princeps der Philonischen Schriften (Paris 1552) benutzt hat. Den genaueren Nachweis für diese Behauptung lasse ich hier folgen.

Der zweite Teil der Handschrift schliesst mit der Legatio ad Gaium. Hinter dieser aber steht auf den letzten $3\frac{1}{2}$ Seiten (fol. 557v—559r) ein Philo-Bruchstück mit folgender Ueberschrift: Ταῦτα ἐν ἑνὶ τῶν ἀντιγράφων εὕρομεν παρεμβεβλημένα τῷ περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον, οὐ προσηκόντως οὐδὲ προσφυῶς· ἅπερ ἡμεῖς ὅμως ἅπασιν ὑπετάξαμεν, Φίλωνος εἶναι νομίσαντες. Das Bruchstück beginnt mit den Worten *πληθὺν ἐπαινεῖ φάσκων und endigt φυλάττων μὲν τὰ παρὰ γεννητοῖς καθεστῶτα νόμιμα*. Dasselbe Bruchstück mit genau derselben Überschrift findet sich am Ende der Ausgabe von Turnebus (S. 734—736). Dass Turnebus die Florentiner Hs. benutzt oder gekannt hat, ist ausgeschlossen. Wie schon der Vermerk *EX BIBLIOTHECA REGIA* auf dem Titel der Ausgabe zeigt, hat Turnebus ausschliesslich die damals bereits in der Königlichen Bibliothek (zu Fontainebleau) vorhandenen Philo-Hss. benutzt: es waren dies die Hss. No. 433. 434. 435 des ancien fonds grec der Bibliothèque nationale zu Paris[1]). Die Florentiner Hs. dagegen befand sich schon am Ende des 15. Jahrhunderts im Besitz der Medici, wie aus dem von K. K. Müller herausgegebenen Inventar der Bibliothek des Lorenzo di Medici hervorgeht, das von Janos Laskaris angefertigt ist[2]). Dass Turnebus und der Schreiber des zweiten Teils der Hs. F das Bruchstück aus einer gemeinsamen Quelle entlehnt haben könnten, ist durchaus unwahrscheinlich. Jeder, der die Worte der Ueberschrift Ταῦτα—νομίσαντες unbefangen liest, muss zugeben, dass eine solche Überschrift und das darin zu Tage tretende kritische Verfahren weit eher einem Herausgeber wie Turnebus zuzutrauen sind als dem Schreiber einer griechischen Hs. Von vornherein also spricht die grössere Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir hier in der editio princeps das Original und in F^2 eine Abschrift zu sehen haben. Die Richtigkeit dieser Annahme lässt sich aber auch voll beweisen. Turnebus bezeichnet genau die Stelle, wo er das Bruchstück in einer seiner Hss. gefunden hat. Im Anhang seiner Ausgabe, der Fehlerberichtigungen und verschiedene Vermutungen des Herausgebers enthält, bemerkt er zu S. 204 (zu den Worten αὐταῖς ῥίζαις) Folgendes: μετὰ ταῦτα παρενεβάλλετό τινα, ἃ ὡς οὐδὲν τούτοις προσήκοντα ἅπασιν ὑπετάξαμεν. Die Worte beziehen sich auf das am Ende der Ausgabe abgedruckte Bruchstück und beweisen unwiderleglich, dass die Ueberschrift (Ταῦτα — νομίσαντες) von Turnebus herrührt. In seiner Vorlage stand das Bruchstück, wie die eben angeführten Worte zeigen, mitten in der Schrift περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον nach den Worten αὐταῖς ῥίζαις

1) Über Diassorinos vgl. meine Ausführungen in *Philol. Abhandlungen Martin Hertz zum 70. Geburtstage dargebracht* (Berlin 1888) S. 137 ff.

1) Alle drei Hss. waren zur Zeit der Anfertigung des ersten Katalogs der Königlichen Bibliothek im Jahre 1552 an Turnebus verliehen: vgl. Omont Catalogue des mss. grecs de Fontainebleau (Paris 1889) p. X².

2) Centralblatt für Bibliothekswesen I (1884) S. 377. Vgl. auch das von E. Piccolomini veröffentlichte Inventar von 1495 (Archivio stor. ital. Ser. III t. XX [1874] p. 68): *360. Philonis moralia in papyro, soluta.* Man beachte den Ausdruck „soluta", aus dem hervorgeht, dass die Hs. sich damals noch in dem verstümmelten Zustande befand.

(I 283,6 Mang.). Turnebus erkannte zwar den Philonischen Charakter des Stückes, wusste es aber nicht unterzubringen. Es gehört, wie später erkannt wurde und aus einigen Hss. hervorgeht, zu der Schrift περὶ μέθης und steht in der Mangey'schen Ausgabe I 366,38—369,34. Die Thatsache nun, dass bei Turnebus das Stück an der Stelle, wo es hingehört, in der Schrift περὶ μέθης, fehlt und als Nachtrag am Ende der Ausgabe erscheint, findet ihre Erklärung in der von Turnebus benutzten Vorlage, nämlich in dem Parisinus 433 (L). In dieser Hs. fehlt das Stück an der richtigen Stelle (in περὶ μέθης), es steht aber in der Schrift περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον und zwar auf einem nachträglich eingefügten Blattpaare: nach den Worten αὐταῖς ῥίζαις findet sich ein Zeichen im Text, womit die Schreiber auf Randscholien hinzuweisen pflegen, und dazu am Rande die Bemerkung ζήτει τὸ λεῖπον τοῦ λόγου ἄντικρυ ἐν τῷ ἡλιακῷ τούτῳ σημείῳ, οὗ ἡ ἀρχή· πληθὺν ἐπαινεῖ φάσκων ἐπληρω-, auf der ersten Seite des eingelegten Blattpaares steht oben dasselbe Zeichen mit der Randbemerkung ζήτει ὄπισθεν ὅπου καὶ τὸ ἡλιακὸν τοῦτο κεῖται σημεῖον. Das Stück füllt etwa 3 1/3 Seiten (fol. 160r—161v), der Rest der vierten Seite ist leer gelassen. Offenbar war bereits in der Vorlage von L in der Schrift περὶ μέθης eine Lücke, für die nachträgliche Einfügung an unrichtiger Stelle muss der Schreiber eine zweite Hs. benutzt haben. L zeigt aber überhaupt eine doppelte Überlieferung. Nikolaos Sophianos, der Schreiber von L, hat in erster Linie eine der Hss.-Klasse H angehörende Hs. benutzt, nachträglich aber an der Hand einer anderen seine Hs. völlig durchkorrigiert. Die Korrekturen stammen sämtlich aus dem Vaticanus 379, der im Anfang des XVI. Jahrhunderts sich im Besitz des Nikolaos Sophianos befand (Proleg. p. XXV. XXVII). Die Überlieferung im Vaticanus 379 ist genau dieselbe wie in F^1 (d. h. in dem alten ursprünglichen Teile von F). Wie in der Vorlage von L, so muss auch in der gemeinsamen Vorlage von F^1 und Vaticanus 379 eine Lücke in der Schrift περὶ μέθης gewesen sein: das in Rede stehende Stück fehlt in beiden Hss. an seiner Stelle, findet sich aber in der Schrift περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον nach den Worten αὐταῖς ῥίζαις mitten im Text und ohne jede weitere Bemerkung. Eine Blätterversetzung im Archetypus dürfte als Ursache dieser Confusion anzusehen sein. Im Venetus gr. 40 (H), dem Hauptvertreter der Hss.-Klasse, zu welcher L gehört, zeigt sich die Verwirrung in noch schlimmerem Masse: dort ist die Lücke in περὶ μέθης eine viel grössere, sie umfasst das Stück λόγον ἑαυτῷ συνᾴδοντα bis δι' ἔτους ἅπαξ

I 364,26—378,27 Mang.[1]), ein Teil davon (I 364,26—373,37 τὸ μεθημερινόν) ist in die unmittelbar folgende Schrift περὶ ἀποικίας verschlagen. Das Verhältnis zwischen L und dem Vaticanus 379 haben wir uns demnach so zu denken: als Nikolaos Sophianos damit beschäftigt war, seine Hs. L mit Hilfe des Vat. 379 durchzukorrigieren, stiess er in der Schrift περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον auf ein Stück, das in L fehlte; er schaltete es deshalb auf den eingelegten zwei Blättern ein. In περὶ μέθης hat L dieselbe Lücke wie Vat. 379 (und F^1); auch in dem weiteren Stück, das in H fehlt, stimmt L fast durchweg mit F^1 (= Vat. 379) überein.

Nachdem so festgestellt ist, dass die Überschrift des versprengten Stückes von Turnebus herrührt und das Bruchstück selbst aus dem Paris. 433 entlehnt ist, ergiebt sich der weitere Schluss, dass der gleichlautende Nachtrag in F aus der editio princeps abgeschrieben sein muss. Dann aber liegt auch die Vermutung sehr nahe, dass der ganze jüngere Teil von F nichts weiter ist als eine Abschrift aus der Ausgabe des Turnebus, also keinen Wert hat. Die Person des Schreibers steht dieser Annahme nicht entgegen. Die Blätter 3—14 und 413 bis 559 der Hs. sind von der Hand des Jakob Diassorinos geschrieben. Nach allem, was wir von diesem Manne wissen, ist ihm zuzutrauen, dass er (vermutlich für ein gut Stück Geld) die am Anfang und am Ende verstümmelte Hs. mit Hilfe der Ausgabe des Turnebus so ergänzte, dass sie dann als ein vollständiges Philo-Exemplar ausgegeben werden konnte. Ueber seine Lebensverhältnisse zwar sind wir zu wenig unterrichtet, um mit Bestimmtheit sagen zu können, dass er nach 1552 in Italien gewesen ist. Es ist dies aber nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Nachdem er Paris (bezw. Fontainebleau) verlassen hatte, wo er um 1550 zusammen mit Konstantin Palaeokappa an der Königlichen Bibliothek beschäftigt war, führte er ein ruheloses Wanderleben. Palaeokappa war nach Italien gegangen und starb bald danach (Anfang 1551) in Venedig. Vermutlich lenkte auch Diassorinos seine Schritte zunächst nach Italien, wo er schon früher geweilt hatte, und hielt sich dort einige Jahre auf, bevor er sich in die abenteuerlichen Unternehmungen einliess, von denen wir später hören. Wenigstens eine Spur seines zweiten italienischen Auf-

[1]) Vergl. auch Mangey's Note zu I 364,26: Ad oram marginis Ms. Trin. Coll. haec adnotantur: *Hic quattuor aut quinque folia, ut vetus exemplar indicat, desiderantur, sed in Italia nusquam reperiuntur.* Die Hs. des Trinity College in Cambridge gehört zur H-Klasse.

enthaltes kann ich nachweisen. Omont a. a. O. p. XI zählt mehrere Hss. auf, in denen der in den Jahren 1549—1552 unter Leitung des Angelus Vergecius angefertigte Katalog der griechischen Hss. zu Fontainebleau enthalten ist. Darunter befindet sich eine aus der Bibliothek der Nani stammende Hs. der Marciana in Venedig, die nach Omonts Angabe von der Hand des Diassorinos geschrieben ist. Diese Hs. kann schwerlich anders als durch Diassorinos selbst aus Paris nach Venedig gelangt sein. Hiernach ist es zum mindesten nicht unwahrscheinlich, dass Diassorinos von da auch nach Florenz kam und dort in die Lage versetzt wurde, die verstümmelte Mediceische Hs. zu ergänzen.

Dass nicht nur der Nachtrag, von dem oben die Rede war, sondern alles, was Diassorinos hinzugefügt hat, aus der editio princeps entlehnt ist, ersieht man schon daraus, dass F^2 nur solche Schriften enthält, die in F^1 fehlen und bei Turnebus vorhanden sind, und zwar genau in der Reihenfolge, wie sie bei Turnebus stehen (natürlich mit Auslassung derjenigen, die in F^1 überliefert sind). F^2 enthält nämlich

1. περὶ γιγάντων = Turnebus S. 191—197.
2. περὶ ἀποικίας = Turn. S. 263—289.
3. περὶ τοῦ τίς ὁ τῶν θείων πραγμάτων κληρονόμος = Turn. S. 327—357.
4. περὶ φυγάδων = Turn. S. 306—327.
5. περὶ τοῦ μίσθωμα πόρνης εἰς τὸ ἱερὸν μὴ προσδέχεσθαι = Turn. S. 589—592.
6. περὶ ἀρῶν = Turn. S. 638—644.
7. Φίλωνος Ἰουδαίου περὶ ἀφθαρσίας κόσμου = Turn. S. 644—662.
8. Φίλωνος Ἰουδαίου εἰς Φλάκκον = Turn. S. 662—681.
9. περὶ ἀρετῶν καὶ πρεσβείας πρὸς Γάϊον = Turn. S. 682—734.

Dass περὶ φυγάδων nach περὶ τοῦ τίς ὁ τῶν θείων πραγμάτων κληρονόμος steht, während bei Turnebus die Reihenfolge umgekehrt ist, erklärt sich daraus, dass das Inhaltsverzeichnis bei Turnebus die Philonischen Schriften zum Teil in anderer Reihenfolge aufzählt, als sie in der Ausgabe gedruckt sind: Diassorinos hielt sich beim Abschreiben an das Inhaltsverzeichnis, wo περὶ τοῦ τίς ὁ τῶν θείων πραγμάτων κληρονόμος die zweite Stelle vor περὶ φυγάδων einnimmt. Beachtung verdient auch der Umstand, dass der Zusatz Φίλωνος Ἰουδαίου im Titel sich nur bei No. 7 und 8 findet, genau wie bei Turnebus. Eine Schrift hat Diassorinos bei seiner Ergänzungsarbeit übersehen, aber dieser Umstand spricht durchaus nicht gegen unsere Annahme. Von den bei Turnebus vorhandenen Schriften fehlt nämlich sowohl in F^1 als in F^2 das dritte

Buch der Allegorien, das bei Turnebus (wie in den Hss.) den Titel führt νόμων ἱερῶν ἀλληγορία δευτέρα (Turn. S. 41—72). Irrtümlich glaubte Diassorinos, da er nur an der Hand des Inhaltsverzeichnisses der editio princeps arbeitete und genauere Prüfung nicht vornahm, dass diese Schrift in F^1 enthalten sei. Der Irrtum ist erklärlich, da in F^1 (wie überhaupt in der Hss.-Klasse, zu welcher F gehört) das erste Buch der Allegorien merkwürdiger Weise in zwei Teile mit besonderen Titeln zerfällt (Proleg. p. XX. XXII); so konnte Diassorinos den zweiten Teil, der in F^1 den Titel führt νόμων ἀλληγορίας ἱερῶν τῶν μετὰ τὴν ἑξαήμερον τὸ δεύτερον, für identisch halten mit der νόμων ἱερῶν ἀλληγορία δευτέρα bei Turnebus.

Die angeführten äusseren Indicien beweisen schon zur Genüge, welches Verhältnis zwischen Diassorinos und Turnebus obwaltet. Zur vollen Evidenz aber wird die Abhängigkeit des Diassorinos von Turnebus erhoben durch die Thatsache der durchgehenden Übereinstimmung von F^2 mit der editio princeps. Turnebus, der auch sonst als Herausgeber griechischer Texte sich mannigfache Verdienste erworben hat, begnügte sich auch als Herausgeber Philos nicht damit, den Text seiner Hss. einfach abdrucken zu lassen, sondern behandelte die ihm vorliegende Überlieferung kritisch und scheute sich nicht, eigene Änderungen stillschweigend in den Text zu setzen. Da die Hss., die ihm als Vorlagen dienten, noch vorhanden sind, so lässt sich dies im einzelnen überall feststellen. F^2 stimmt nun durchweg mit der editio princeps wörtlich überein und zwar nicht bloss überall da, wo Turnebus die Überlieferung der jeweilig von ihm benutzten Pariser Hs. wiedergiebt, sondern auch wo sein Text von dieser abweicht; auch da, wo die editio princeps einen ganz singulären und von allen Hss. verschiedenen Text bietet, wo wir also sicher die Hand des Turnebus zu erkennen haben, finden wir F^2 in vollster Übereinstimmung mit jener. Mein Freund Wendland hat früher, als dies Verhältnis noch nicht erkannt war, einzelne Teile von F^2 verglichen. Aus seiner Collation will ich hier wenigstens einige frappante Beispiele anführen. Man wird daraus ersehen, dass F^2 selbst Druckfehler und andere kleine Versehen der editio princeps teilt. Ich wähle zunächst die Schrift περὶ ἀποικίας: Turnebus benutzte hier, wie in den meisten Schriften, als Vorlage den Paris. 433 (L), der fast durchweg mit HP stimmt[1]).

[1]) Ich citiere nach Paragraphen der Richterschen Ausgabe und füge in Klammern die Seitenzahlen der Mangey'schen Ausgabe hinzu.

De migr. Abrah. 6 (I 440, 25/26) τῇ συνεχείᾳ Turn. F^2. So schrieb Turnebus aus Konjektur, τῇ συνεχεῖ haben HPL, das richtige τῷ συνεχεῖ die übrigen Hss.

7 (441, 9) φύσεως προμυθείᾳ Turn. F^2: φύσεως προμηθείᾳ alle Hss. προμυθείᾳ ist Druckfehler bei Turnebus, der sich aus der Ähnlichkeit der in der ed. pr. angewendeten Typen für η und υ leicht erklärt.

8 (442, 28) βεβαιότητα Turn. F^2: βεβαιότατα richtig alle Hss. βεβαιότητα ist Versehen von Turnebus oder Druckfehler.

9 (444, 9) καὶ ante τὰ ἄλλα ταύτῃ δοκιμασθήσεται om. Turn. F^2: καὶ haben alle Hss. (auch L). Versehen oder Druckfehler.

12 (446, 3) πολιϋχνεύουσα (sic) Turn. F^2: πολιχνεύουσα HL, das richtige περιλιχνεύουσι haben die andern Hss.

12 (446, 31) στηθήνιον Turn. F^2: στηθόνιον alle Hss. στηθήνιον ist Druckfehler wie oben umgekehrt προμυθείᾳ.

27 (459, 22) καὶ κατάγειν ἔνθεν ὄλισθος Turn. F^2. Dies ist eine geistreiche Konjektur von Turnebus für die verderbte hsl. Lesart. L hat nämlich καὶ καταγὴν ἔνθεν ὀλίσθους, alle andern Hss. καὶ κατὰ τὴν ἔνθεν ὀλίσθους.

Weitere Beispiele entnehme ich der Schrift περὶ ἀφθαρσίας κόσμου. Wendland hatte in seiner Recension von F. Cumonts Ausgabe dieser Schrift (Berl. Philol. Wochenschr. 1891 Sp. 1033 f.) darauf hingewiesen, dass alle dem Turnebus eigentümlichen Lesarten sich in F vorfinden. Aber der Schluss, den er damals aus dieser Thatsache zog, dass nämlich Turnebus den Codex F oder einen gemellus dieser Hs. benutzt haben müsse, war verfehlt. Alle jene Lesarten sind wirklich als Eigentum des Turnebus anzusehen. Den Scharfsinn im Emendieren, den Wendland dazumal dem ersten Herausgeber des Philo nicht zutrauen wollte, besass Turnebus thatsächlich (vgl. Proleg. p. LXXI). Viele seiner Vermutungen haben sich allerdings als verfehlt oder als gegenstandslos herausgestellt, aber die Anerkennung kann ihm nicht versagt werden, dass er die ersten glücklichen Versuche in der Emendation Philos gemacht hat. Es wird von Interesse sein, seine Lesarten, soweit sie von L und der hsl. Überlieferung überhaupt abweichen, der Reihe nach noch einmal durchzugehen. Ausser L benutzte Turnebus für diese Schrift die grösstenteils aus Bruchstücken der Schrift περὶ ἀφθαρσίας κόσμου zusammengesetzte Pseudo-Philonische Compilation περὶ κόσμου, die damals bereits gedruckt war: diese bot ihm an manchen Stellen die richtige Lesart oder einen Anhalt zur Emendation des

Textes. Ich führe zuerst solche Stellen an, an denen entweder Versehen oder verfehlte Änderungen von Turnebus vorliegen.

de aetern. mundi p. 2, 9 (Cumont) τῶν νομάτων Turn. F^2: τῶν ὀνομάτων alle Hss. Turnebus kam auf die Vermutung νομάτων, weil περὶ in L wie in den meisten Hss. fehlt und so die Worte πρῶτον ἐρευνῆσαι τῶν ὀνομάτων ihm unverständlich waren.

2, 17/18 κατὰ δὲ τρίτον (λέγεται ὁ κόσμος) . . . διήκουσα ἄχρι τῆς ἐκπυρώσεως οὐσία τις ἢ διακεκοσμημένη ἢ ἀδιακόσμητος, ἧς τῆς κινήσεώς φασιν εἶναι τὸν χρόνον διάστημα Turn. F^2. διήκουσα und ἧς sind Aenderungen von Turnebus, alle Hss. haben διήκων und οὗ. Zu lesen ist nach Jessens leichter Aenderung διῆκον ἄχρι τῆς ἐκπυρώσεως, οὐσία τις . . ., οὗ κτλ.

4, 4/5 γενέσεις καὶ φθορὰς ἀπολείπουσι τῶν κόσμων Turn. F^2: γένεσιν καὶ φθορὰν alle Hss. Turnebus schrieb γενέσεις καὶ φθοράς wegen τῶν κόσμων, wie er in L fand: τὸν κόσμον hat H, das richtige τοῦ κόσμου die übrigen Hss.

4, 7 ἀντικοπαῖς καὶ ἀποστάσεσι τῶν γεγονότων Turn. F^2: für ἀποστάσεσι haben alle Hss. προσράξεσι. ἀποστάσεσι ist blosses Versehen, das Turnebus selbst im Anhang korrigiert hat (zu S. 645: γρ. καὶ προσράξεσι τῶν).

4, 13 μετὰ τῆς ἐκπυρώσεως Turn. F^2: κατὰ τῆς ἐκπυρώσεως L und die meisten Hss., das richtige κατὰ τὴν ἐκπύρωσιν hat allein M erhalten. μετὰ bei Turnebus ist entweder Versehen (da κατὰ und μετὰ leicht verwechselt werden) oder absichtliche Aenderung.

7, 12 διαλάθωσιν Turn. F^2: διαλυθῶσιν alle Hss. διαλάθωσιν kann nur auf einem Versehen beruhen.

9, 13 λύει Turn. F^2: λυπεῖ alle Hss. λύει hat Turnebus mit Unrecht aus περὶ κόσμου aufgenommen.

10, 3 πάνθ' om. Turn. F^2. Wohl nur Versehen von Turnebus.

10, 10 θερμότης μὲν τῆς ἀνωφοίτου, ψυχρότης δὲ τῆς γεώδους καὶ βάρος ἐχούσης οὐσίας Turn. F^2. Die Stelle ist corrupt, die Hss. haben θερμότης (θερμότητος MP) μὲν τῆς ἀνωφοίτου, κάτω δὲ τῆς γεώδους καὶ βάρος ἐχούσης οὐσίας. Turnebus wusste mit κάτω nichts anzufangen und schrieb kurzer Hand dafür ψυχρότης, das ihm als Gegensatz zu θερμότης notwendig schien.

12, 12 ἔτι τοίνυν ἐκεῖνο παντὶ δῆλον Turn. F^2: ἔτι τ. ἐ. παντὶ τῷ δῆλον HL. Das τῷ schien Turnebus überflüssig, er liess es deshalb einfach aus. Die übrigen Hss. haben richtig παντί τῳ δῆλον.

12, 13 ὧν ἡ φύσις ἐστίν Turn. F². ἡ ist irrtümlich von Turnebus zugesetzt, es fehlt in allen Hss.

12, 23 (Citat aus Hom. Od. ζ 107) πασῶν Turn. F²: πασάων alle Hss. πασῶν ist ein Versehen, das Turnebus selbst im Anhang korrigiert hat (zu S. 651: γρ. Πασάων ὕπερ ἥδε).

15, 2/3 χάριτι θεοῦ ὄν· θνητὸν μὲν γάρ Turn. F²: χάριτι μὲν θεοῦ ὄν· θνητὸν μὲν γάρ HL. Turnebus liess das erste μὲν fort, weil es an der Stelle störend ist. Die Worte sind stark verderbt.

17, 3 ἔπειτ' οὐδὲ τοῦθ' ὑγιές ἐστι· γίνεται ὁ γὰρ κόσμος ἀφῆλιξ τοῦ χρόνου Turn. F²: ἔπειτα δὲ τοῦθ' ὑγιές ἐστι, γίνεται ὁ κόσμος ἀπῆλιξ τοῦ χρόνου HL. Turnebus hat den Sinn des Satzes verkannt, indem er ἔπειτα δὲ in ἔπειτ' οὐδὲ änderte und dann, um eine Verbindung mit dem Folgenden herzustellen, γὰρ (an völlig unmöglicher Stelle) einfügte. Die richtige Lesart ergiebt sich aus den übrigen Hss. (MU): ἐπεὶ δὲ τοῦθ' ὑγιές ἐστι, γίνεται ὁ κόσμος ἰσῆλιξ τοῦ χρόνου.

17, 7 τούτῳ δ' ἀκολουθῶν Turn. F²: τούτῳ δ' ἀκόλουθον alle Hss. ἀκολουθῶν scheint blosses Versehen zu sein.

21, 1 τῆς ὑπερορίας Turn. F²: τῆς ὑπερορείου PHL. Turnebus änderte ὑπερορείου in ὑπερορίας, da ἡ ὑπερορία ein bekannter Ausdruck ist. Aber ὑπερορείου ist Corruptel für ὑπορείου (so richtig MU).

21, 10 ζῶον μόνον διαπλάττεται Turn. F²: ζῶα μόνον διαπλάττεται alle Hss. ζῶον kann leicht für ζῶα verlesen werden.

21, 17 ὥσπερ γαλακτοτροφεῖσθαι χρὴ τὸ ἀρτίγονον, οὕτω καὶ τῇ δι' ἀμπεχόνης σκέπῃ χρῆσθαι διὰ τὰς ἀπὸ κρυμοῦ καὶ θάλπους ἐγγινομένας τοῖς τρεφομένοις ζημίας Turn. F². τοῖς τρεφομένοις ist eine scharfsinnige, wenn auch verfehlte Konjektur von Turnebus; denn das, was in seiner Vorlage steht, ist offenbar corrupt. PHL bieten nämlich τοῖς θάλπουσι, was augenscheinlich unter Einwirkung des vorhergehenden Wortes θάλπους im Archetypus dieser Hss. verschrieben war. Die richtige Lesart τοῖς σώμασι haben MU erhalten.

24, 6/8 ἔτι τοίνυν εἰ μὲν μηδεμία φύσις ἀΐδιος ἑωρᾶτο, ἧττον ἂν ἐδόκουν οἱ φθορὰν εἰσηγούμενοι τοῦ κόσμου, μηδὲν ἔχοντες παράδειγμα ἀϊδιότητος τοῦ κόσμου, ἄνευ προφάσεως ἀδικεῖν Turn. F²: ἔτι τοίνυν ... μηδὲν γὰρ ἔχοντες παράδειγμα ἀϊδιότητος ἐδόκουν οἱ φθορὰν εἰσηγούμενοι τοῦ κόσμου ἂν εὐπροφάσητα ἀδικεῖν HL. Die Stelle ist arg verderbt. Turnebus hat sie in nicht ungeschickter Weise lesbar zu machen versucht: 1. durch Fortlassung von γάρ, 2. durch Streichung der Dittographie ἐδόκουν οἱ φθορὰν εἰσηγούμενοι, 3. durch die Änderung von ἂν εὐπροφάσητα in ἄνευ προφάσεως.

24, 20 Βοηθὸς γοῦν καὶ Ποσειδώνιος Turn. F²: Βοηθὸς γοῦν ἡ σειδώνιος PHL. Die Vermutung καὶ Ποσειδώνιος ist zwar scharfsinnig, aber verfehlt. Vgl. Zeller Phil. d. Gr. III 1³, 575³. M hat ὁ Σιδώνιος (U ὁ ἰδώνιος) und das dürfte die richtige Lesart sein.

25, 6 ἀπατηλὴ αἴσθησις Turn. F²: ἀπατηλὸς αἴσθησις alle Hss. Da ἀπατηλὸς sonst als Adjektiv dreier Endungen vorkommt, glaubte Turnebus ἀπατηλὸς in ἀπατηλὴ ändern zu müssen. Philo schrieb aber absichtlich ἀπατηλὸς αἴσθησις, um den starken Hiatus zu vermeiden (ebenso *leg. alleg.* III § 109 αἴσθησις πηρὸς οὖσα und *de ebr.* 2 πηρὸς ἄγνοια).

27, 11 ὁ σπερματικὸς τῇ διακοσμήσει ἐσώζετο λόγος Turn. F²: τῆς διακοσμήσεως alle Hss. Die Änderung τῇ διακοσμήσει beruht auf falscher Auffassung.

28, 2 ἀτροφήσει αὐτίκα ἀποσβεσθήσεται Turn. F²: ἀτροφήσασ' richtig PH, ἀτροφήσας (mit Kompendium am Ende) L. Die Lesart ἀτροφήσει scheint Konjektur zu sein für das falsche ἀτροφήσας. Das Richtige giebt Turnebus selbst im Anhang (zu S. 655: γρ. ἀτροφήσασα).

31, 23 σπέρματος ἔχει κατ' αὐτοὺς λόγον Turn. F²: σπέρματος ἔχει καὶ τοὺς λόγον HL. Für das unverständliche καὶ τοὺς vermutete Turnebus ansprechend κατ' αὐτούς. Die richtige Lesart σπέρματος ἔχει καὶ τοῦτο λόγον bietet M.

36, 20 παῖδες ἢ Λατοῦς ἡμεροέστατον ἔρνος Turn. F²: παῖδες οἱ κτλ. die Hss. παῖδες ἢ statt des corrupten παῖδες οἱ ist verfehlt, παίδεσσι hat Boeckh emendiert.

37, 10 μειοῦται, εἰ ἔλαττον Turn. F²: μεῖον δὲ ἢ ἔλαττον PHL. Verunglückte Konjektur. Das richtige μεῖζον ἢ ἔλαττον bieten MU und die Schrift περὶ κόσμου, wie Turnebus selbst im Anhang anmerkt.

40, 17 καὶ τὸ βιαζόμενον ἐπιτείνοντος Turn. F²: καὶ πρὸς τὸ βιαζόμενον ἐπιτείνοντος PHL. πρὸς hat Turnebus gestrichen, weil es zu ἐπιτείνοντος nicht passt. ἐπιτείνοντος ist aber falsch, ἀνιτείνοντος bieten richtig MU und die Schrift περὶ κόσμου. Aus letzterer merkt denn auch Turnebus im Anhang die richtige Lesart an.

41, 18 τοὐναντίον ἢ Turn. F²: τοὐναντίον ἢ L, τοὐναντίον οὖ richtig die übrigen Hss.

Ich gehe zu den Stellen über, an welchen die Abweichungen des Turnebus von der hsl. Ueberlieferung als glückliche Emendationen bezeichnet werden müssen. Ihre Zahl ist nicht minder gross als die der verfehlten Besserungsversuche.

4, 2 τὸ μὲν γενητὸν παρὰ τῶν ὕστερον, παρὰ δὲ τῶν πρότερον τὸ ἄφθαρτον Turn. F²: προτέρων die Hss.

4, 2 μικτήν Turn. F²: μικρήν H, μικράν L. μικτήν hat Turnebus aus der Schrift περὶ κόσμου aufgenommen.

5, 5 οὐκ ἀπεφαίνετο μόνον, ἀλλὰ καὶ δι' ἀποδείξεων κατεσκεύαζε Turn. F². Für μόνον haben die Hss. μὲν οὖν.

5, 9. 10. 14 hat Turnebus an 3 Stellen den verderbten Philotext aus Platos Timaeus, den Philo hier citiert, richtig emendiert: θεοὶ θεῶν ὧν ἐγώ (θεὸς θεῶν ἐγώ die Hss.), οὖν δὴ (οὖν μὴ die Hss.) und συνεδεῖσθε (συνέδησθε PHL). F² stimmt selbstverständlich mit Turnebus.

8, 2 οὕτω γὰρ εἷς τε ἔσται καὶ ὅλος καὶ ἀγήρως Turn. F²: εἷς τοι ἔσται die Hss. τε nahm Turnebus aus der Schrift περὶ κόσμου, wo εἷς τέ ἐστι überliefert ist.

8, 6/7 ἀποδρᾶσα Turn. F²: ἀποδράσασα die Hss. ἀποδρᾶσα hat Turnebus mit Recht aus der Schrift περὶ κόσμου aufgenommen.

10, 2 ὥδ' ἔχειν Turn. F²: ὧδ' ἔχει die Hss.

12, 1 ἐφ' ἧν πάντα τὰ γεώδη . . . καταφέρεται Turn. F²: ἔφη L, ἐφ' ἧ die übrigen Hss.

14, 22 ὁ τοσοῦτος αἰσθητῶν θεῶν . . . στρατός Turn. F²: θεοῦ alle Hss.

15, 13 καὶ προκατασκευάσας Turn. F²: καί, das in allen Hss. fehlt, ist mit Recht von Turnebus hinzugefügt.

19, 17 οὔπω καὶ ἡ γῆ γεγήρακεν Turn. F²: οὕτω die Hss.

23, 10 ἀθεραπεύτῳ μανίᾳ κεκρατημένος μὴ ἀγνοείτω Turn. F²: ἀγνοείσθω die Hss.

24, 16 εἰ δ' ἡ τοῦ κόσμου φύσις ἀγένητός τε καὶ ἄφθαρτος, δῆλον ὅτι καὶ ὁ κόσμος αἰωνίῳ συνεχόμενος καὶ διακρατούμενος δεσμῷ Turn. F²: αἰώνιος PHL (αἰῶνι MU).

25, 1 καὶ Παναίτιος Turn. F²: καὶ πάνεπος die Hss.

25, 20 τὰ μὲν οὖν ἐκ διεστηκότων . . . ἢ πάλιν ἐκ συναπτομένων σώματα παγέντα Turn. F²: ἐκ συναπτομένου die Hss.

26, 17 καὶ πάντων οἷα γνήσιος πατὴρ ἐπιτροπεύει Turn. F²: οἷος die Hss.

27, 24 διότι παμπληθὲς ὑπολείψεται τοῦ γεώδους Turn. F²: ὑπολήψεται die Hss.

28, 25 οὐκ ἐκ μέρους ἀλλ' ἀθρόα σβεσθήσεται Turn. F²: ἀλλὰ λάθρα die Hss.

33, 17/18 ὕδατος δὲ τὴν πολλὴν ἀνάχυσιν κατὰ τὴν εἰς γῆν πυκνουμένου μεταβολήν Turn. F²: πυκνουμένην die Hss.

34, 17/18 ἐπεὶ καὶ τί φῶμεν; προστίθεσθαί τι τῷ κόσμῳ πρὸς ἀναίρεσιν; Turn. F²: προστίθεται die Hss. cf. Z. 19 ἀλλ' ἀφαιρεῖσθαι;

35, 10 ὥσθ' ἡ ἀντίδοσις καὶ ἡ ἀντέκτισις τῶν δυνάμεων ἀναλογίας ἐξισουμένη κανόσιν ὑγιείας καὶ ἀτελευτήτου σωτηρίας δημιουργός Turn. F²: ἀναλογίαις die Hss.

36, 11 τὴν δὲ Δῆλον καὶ Ἀνάφην ὠνόμασαν Turn. F²: ἀναγραφὴν die Hss.

37, 11 λίθων οἱ κραταιότατοι ἆρ' οὐ μυδῶσιν; οὐ σήπονται; Turn. F²: ὡς σήπονται PHL (καὶ σήπονται MU und die Schrift περὶ κόσμου, vielleicht richtig).

37, 14 ἔτι δὲ Turn. F²: τί δὲ die Hss.

38, 21 ἑαυτοὺς πολυτρόπως ἐν ἀμηχάνοις καὶ ἀπόροις γυμνάσαντες ἐξασθενοῦσι Turn. F²: γυμνώσαντες die Hss.

40, 4 τὰ μὲν δένδρα ὠκυτέρᾳ χρώμενα τῇ φύσει . . . τὰ δ' ὄρη βραδυτέρᾳ Turn. F²: βραχύτερα die Hss.

40, 7 ἔστι δ' οὔτε τι νέον τῶν λεγομένων Turn. F²: τι fehlt in den Hss.

44, 10 ἅτ' οὐκ ἔχοντας φύσει πυρὸς ἀμυντήριον ἄφθονον ὕδωρ Turn. F²: φησί die Hss.

44, 12 γειτόνων γὰρ ἅπτεσθαι φιλεῖ τὰ κακὰ πρώτων ἥ γε μόνων Turn. F²: πρὸ τῶν ἡγεμόνων die meisten Hss. (auch L), πρώτων ἡγουμένων M.

Iambenkürzung und Synizese.

Von

FRANZ SKUTSCH,

Breslau.

Auf den folgenden Seiten sollen einige strittige Punkte aus dem Bereich des sog. Iambenkürzungsgesetzes (hier fortan mit IKG bezeichnet)[1]) behandelt werden. Der Kundige wird leicht sehen, dass diese kleinen, zum Teil scheinbar zusammenhangslosen Untersuchungen alle einem Ziele zustreben, der Beseitigung der sog. Synizese (Einsilbigkeit) der iambischen Worte (*eo, tuo, die* u. s. w.) und Wortanfänge (*eorum, tuorum* u. s. w.) bei den altlateinischen Scenikern. Aber da dies Ziel vielleicht nicht völlig erreicht scheint, sehe ich die Berechtigung meines Aufsatzes nur in den Einzelergebnissen und der Sichtung der üblichen Argumente für die Synizese, die, wie man sehen wird, dringend nötig war. Zur Ergänzung wird bei Gelegenheit ein weiterer Aufsatz folgen, der die Synizese bei späteren Dichtern und auf den Inschriften, sowie die angebliche Synizese iambischer Wortschlüsse (*filiŏ aurĕam* u. s. w.) untersucht.

I.

Nach anderer Vorgang haben Lindsay[2]) und Leo[3]) behauptet, dass naturlange Anfangssilben dem IKG nicht unterworfen würden. Sie müssen zugeben, dass widersprechende Fälle in unserer Ueberlieferung vorhanden sind, versuchen sie aber hinwegzudeuten oder zu -konjicieren. Prüfen wir, ob mit Glück.

[1]) „Eine iambische Silbenfolge, die den Ton auf der Kürze trägt oder der die tontragende Silbe unmittelbar folgt, wird pyrrhichisch.“ So habe ich das Gesetz in Vollmöllers Jahresber. f. roman. Phil. I 33 f. formuliert. Daraus ist bei Stolz Histor. Gramm. I 33 (durch Druckfehler?) etwas ganz Verkehrtes geworden.

[2]) Journ. of Philol. XXI 209 f. XXII 5; The Latin Language S. 141 u. ö.

[3]) Plaut. Forsch. S. 291 f. Anm.

Einige Mal unterliegt anlautendes *ins- inf-* dem Gesetze (namentlich Cist. 19 *mĕrum ĭnfuscabat*, Pseud. 593 *dăbo ĭnsidias*: was sonst Seyffert Jahresber. 80, 265 anführt, lässt sich umgehen). Für diese Anfangssilben bezeugt aber bekanntlich Cicero (orat. 159) Länge des Vokals, und sein Zeugnis wird bestätigt durch die Häufigkeit des Apex und der *i* longa vor *-ns-* und *-nf-* auf den Inschriften. Da Leo nun die Richtigkeit der Ueberlieferung an jenen beiden Stellen anerkennen muss, zieht er den Schluss, die betreffenden Vokale seien erst zwischen Plautus und Cicero gelängt worden. Dieser lauthistorische Ansatz ist völlig unhaltbar. Die Längung ist weit älter als Plautus, sie ist schon uritalisch. Denn die Umbrer und Osker haben sie auch; jene schreiben aanfehtaf ‚infectas‘ (Ig. II A 33), diese keenzstur ‚censor‘ (Censorinschrift von Bovianum)[1]).

Hier liegt also die Sache so, dass eine von Leo selbst als völlig untadelig anerkannte Ueberlieferung die von ihm bestrittene Kürzung enthält. Und ich denke, nachdem sich hier seine lautchronologische Vermutung als unhaltbar erwiesen hat, wird er selbst Bedenken tragen, die entsprechende aufrecht zu erhalten, dass auch das *o-* von *ornare*[2]), das *i-* von *ign-* erst nach Plautus gelängt worden sei[3]). Ist

[1]) Vgl. R. v. Planta Gr. d. O.-U. Dial. I 206. Den lautgeschichtlichen Wert der Schreibung aanfehtaf anzuzweifeln, weil das *aa* sich auf Zeilenschluss und -anfang verteilt, ist noch niemand beigekommen. Vergl. z. B. pesnim/u I 26/7, sutent/u II 23/4.

[2]) Vielleicht war die Nebeneinanderstellung von *aurum* und *ornare* so beliebt (Lorenz, Jahresber. 1881, 33; z. B. Poen. 301), weil sie eine Parechese ergab. Man darf namentlich auf die Dreiheit *aurum ornamenta vestis* Mil. 1302 verweisen. Denn das griechische Original mag hier, wie Plautus sonst, nur ἱμάτια καὶ χρυσία, die übliche Ausstattung des attischen Mädchens (Meier-Lipsius att. Process 516) gehabt haben.

[3]) Die Belege für beide Verkürzungen bei C. F. W. Müller, Prosodie 330, 370 Seyffert a. a. O. Hinzuzufügen ist z. B. Ter. Haut. 226

Habét bene et pudíce eductam et ignáram artis meretríciae,

wo die Herausgeber mit den Calliopiani das *et* verschwinden lassen. — Die Art und Weise, wie Lindsay sich mit den erwähnten Fällen abzufinden sucht, ist methodisch unzulässig. *cum nŏvo ornatu* Trin. 840 soll geändert werden. Aber der Vorschlag *novŏ cum órnatu* ist bedenklich. Denn bekanntlich ist die überlieferte Stellung der Präposition für Plautus so gewöhnlich, als die von Lindsay hergestellte ungewöhnlich (Studemund, Vhdlgn. d. Würzburger Phil.-Versammlung S. 50, Gräber, de praepositionum lat. colloc., Diss. Marburg 1891, S. 24 ff.). Offenbar ist auch Lindsay bei solcher Aenderung nicht geheuer. Denn wenn er Lat. Lang. S. 33 den Apex auf ÓRNARE als Qualitäts-, nicht Quantitätszeichen bezeichnet, so ist mir

doch zudem die logische Schwäche seines Schlusses hier genau dieselbe wie bei *ins- inf-*; dass die Silben *orn-*, *ign-*, *ins-* für Plautus nicht naturlang waren, folgert man daraus, dass man zuvor behauptet hat, dass das IKG keine naturlangen Silben trifft, ein Cirkelschluss in optima forma. Denn um eine Behauptung handelt sich's doch nur, weil das einzige, was über plautinische Prosodie direkte Belehrung giebt, die Ueberlieferung, widerspricht. Hat man denn wirklich noch nicht so viel aus der Geschichte der plautinischen Prosodie gelernt, dass man dieser Lehrmeisterin den Glauben versagt? Glaubt man wirklich gegen sie, die sich gerade auch in prosodischen Dingen von so wunderbarer Treue erwiesen hat, an das ‚Empfinden', das ‚Ohr' moderner Philologen noch immer appellieren zu dürfen? glaubt man noch immer an die Möglichkeit aprioristischer Erkenntnis in diesen Dingen? Wie vielerlei hat Ritschl in prosodischen Dingen für unerträglich hart, für praestigiae und glaucomata erklärt, was jeder heut als selbstverständlich passieren lässt[1])! Freilich wohl, antwortet Leo, aber Kürzungen wie die hier besprochene sind zu vereinzelt, um glaubwürdig sein zu können. Demgegenüber möchte ich doch einmal fragen: wie oft muss denn eine Erscheinung belegt sein, um geglaubt zu werden? wie selten, um nicht mehr glaubwürdig zu sein? Dass der Maasstab da ein sehr subjektiver ist, den einzelnen Fällen gegenüber bedenklich variiert, wird am besten dadurch bewiesen, dass derselbe Leo, der diese Kürzung bestreitet, obwohl er selbst ein Dutzend oder mehr Belege dafür hat, unbedenklich Merc. 306 *seu* vor Vokal setzt und verklingen lässt[2]), wofür weder die archaische noch die klassische Poesie ein zweites Beispiel kennt. Das kann natürlich nicht bestritten werden, dass die Kürzung naturlanger Anfangssilben seltener, sagen wir selbst viel seltener, ist als die der positionslangen. Daraus wird aber doch jeder Unbefangene nur den Schluss ziehen können, dass sie dem Dichter minder genehm gewesen sei als jene, nicht dass er sie ganz vermieden habe.

das als ein anderer Versuch die Beweiskraft von *nŏvo ŏrnatu* abzuschwächen verständlich, im übrigen aber genau so unbegreiflich wie Meyer-Lübke ZföG. 1895, 617. Dass Lindsay einzelne Fälle darum nicht als beweiskräftig gelten lassen will, weil die betreffenden Partieen nur in A oder nur in P erhalten sind, wird in Deutschland wenig Verständnis finden.

[1]) Um irgend ein Beispiel herauszugreifen, verweise ich auf Prolegom. S. CXVIII ff. CXXV.

[2]) Plaut. Forsch. 311 Anm. 1. Ich glaube, auch mit Rücksicht auf den Gebrauch der Demonstrativa, dass statt *seu istuc* zu schreiben ist *sive hoc*.

Aber ich kehre von der theoretischen Erörterung — sie soll die einzige bleiben — zu den konkreten Fällen zurück. Ich sagte: Leo hat für die Verkürzung der naturlangen Anfangssilbe nur etwa ein Dutzend Beispiele. Aber er hätte die Liste aus seiner eigenen Ausgabe unschwer vergrössern können. Most. 273 und Truc. 111 hat er nach vorausgehender Kürze die Anfangssilbe von *ēcastor* ohne Bedenken verkürzt[1]). Freilich scheint er auf Grund von Trucul. 583 anzunehmen, dass *ecastor* auch ohne das IKG kurzen Anlaut haben könne. Aber dafür werden wir doch einen besseren Beleg verlangen müssen als diesen Fall, der nicht nur genau so vereinzelt ist wie die angebliche Elision von *seu*, sondern auch aus besonderen Gründen unbeweisend. Es ist nämlich hier das Wort vor *ecastor* ganz korrupt und weiterhin fehlt, auch nach Leos Annahme, noch ein Wort, so dass nicht einmal das Metrum des Verses sicher steht! Also die erste Silbe von *ecastor* ist unbezweifelbar lang. Und zwar naturlang, nicht positionslang. Denn was Lindsay dagegen sagt[2]), ist klärlich nur eine schlechte Verlegenheitsauskunft und sein *eccastor* nur zum Zwecke erfunden.

Für Curc. 271 *tĭbi ĕvenat* und Merc. 774 *tĭbi ĕvenit* hat Leo früher an Einsilbigkeit von *tibi* gedacht[3]). Und da Poen. 1078 überliefert ist:

Pol istám rem vobis bene evenisse gaúdeo,

so musste da natürlich auch *vobis* einsilbig sein. Ich freue mich hier einmal mit Ritschls Urteil zusammenzutreffen[4]): somnia sunt de monosyllaba pronuntiatione. Das habe ich bereits Forsch. I 75 Anm. 3 durch Einzelbetrachtung von Leos Belegen gezeigt und sehe ja nun zu meiner Freude, dass er sich in vielen dieser Fälle zu meiner Ansicht bekehrt hat[5]). Für Poen. 1078 mag ihn jetzt wohl auch der bei Einsetzung des angeblichen *vŏbis* so gut wie cäsurlose Bau des Verses schrecken. Aber sieht denn Leo nun nicht, dass er mit dem Zugeständnis seines

[1]) Ebenso kann natürlich Ter. Andr. 486 *Per ĕcástor scitus púer est natus Pámphilo* jede Aenderung nur eine Verschlechterung sein.

[2]) The Lat. Langu. 618: *„ecastor,* better *eccastor*: for the first syllable is long, but not long by nature, since it is shortened by the IKG." Der alte Cirkelschluss, der hier nun gar zur Erfindung einer den Römern unbekannten Form führt!

[3]) Hermes 18, 584 f.

[4]) Prolegomena S. CXXIX.

[5]) Ueber Büchelers Argument für Einsilbigkeit von *tibi* (Deklin.² § 292) siehe unten.

Irrtums für die Mehrzahl der Fälle der Erklärung des Restes präjudiciert? Jedenfalls hat er es für nötig befunden, für unsere drei Fälle eine neue Erklärung zu suchen. „Es liegt," heisst es jetzt, „die Möglichkeit vor, *ecvenit-, -at, -isse* anzusetzen". Ich muss diese Möglichkeit ebenso entschieden in Abrede stellen wie die des einsilbigen *tibi*. Ganz abgesehen davon, dass es höchst zweifelhaft ist, ob man aus Schreibvarianten wie *ecvenit evenit* auf Verschiedenheit der Aussprache schliessen dürfte, die Form *ecvenit* giebt es einfach nicht, weder in Inschriften noch in Handschriften, und Leos Ausflucht für *ĕvenit* hat also gerade so viel Wert wie Lindsays für *ĕcastor* d. h. gar keinen.

Die Verkürzung der ersten Silbe von *ergo*[1]) bezweifelt man heute wohl um so weniger, als insbesondere die Fälle von *quĭd ĕrgo* sich gegenseitig aufs sicherste stützen. Dass *ergo* = griech. ἔργῳ sei, ist in keiner Weise glaublich, höchst wahrscheinlich, dass es die Präposition *e* enthält, so wahrscheinlich, dass sogar Lindsay[2]) nichts dagegen einzuwenden hat, der denn freilich übersehen zu haben scheint, dass er damit verkürzte initiale Naturlänge für Plautus zugiebt.

Ich will die hier einschlagenden Belege nicht erschöpfen. Mir scheint es schon nach dem Gesagten klar: entweder müssen die besprochenen Stellen, deren Ueberlieferung sonst kein Bedenken erweckt, sämtlich geändert oder es muss zugegeben werden, dass dem IKG auch naturlange Anfangssilben unterliegen; die letztere Alternative aber ist die richtige, weil selbst ihre Bestreiter es nicht fertig gebracht haben die erste durchzuführen, sondern sie teils vollkommen vergessen, teils mit allerlei, wie gezeigt, unzulässigen Ausflüchten zu umgehen gesucht haben[3]).

---

[1]) Die Belege bei C. F. W. Müller Pros. 297 f.

[2]) Lat. Lang. 583. Man hat als Urformen wohl **e rogo* und für *erga *e roga (: rego = toga : tego)* anzusetzen.

[3]) Wie schlecht in diesem Falle bei Leo Theorie und Praxis zusammengehen, sieht man z. B. an Mil. 1278. Dort lässt er *quĭa aĕdis* ohne Bemerkung im Texte stehen, hält also die Vermutung, dass *quia* zu streichen sei, nicht einmal für erwähnenswert. Und den harten Bissen, dass *quia* durch „Synizese" einsilbig geworden und dann elidirt sei, wird er doch seinen Lesern nicht haben zumuten wollen. Siehe ferner *prŏpe hăsce aédis* Truc. 251. Wenn etwa hier die Elision als Entschuldigungsgrund gelten soll, warum dann nicht ebenso gut Cpt. 90 *vĕl ĭre éxtra*? Man sieht, Leo ist durch sein Vorurteil zu Inkonsequenzen geradezu gezwungen.

Es ist nach dem Gesagten nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, wenn man die einen Fuss des γένος διπλάσιον bildenden Wortgruppen *meae alae* Poen. 871, *meam autem* Adelph. 874, *meo usque*[1]) Pers. 461, *ea ibo ob(sonatum)* St. 451 u. s. w. misst *mĕae ălae, mĕam aŭtem, mĕo ŭsque, ĕa ĭbo obs.* u. s. w.

II.

Die Kürzung anlautender Naturlänge hat Leo mit Unrecht bestritten. Das erweckt kein günstiges Vorurteil für seine weitere Behauptung, auch naturlange Binnensilben wären nicht unter das IKG gefallen. Man betrachte zunächst nur folgende Tabelle: ist es wahrscheinlich, dass der darin deutlich zu Tage tretende Parallelismus natur- und positionslanger Silben gerade in einem Fall unter sechs aufhören sollte?

Die iambische Gruppe besteht:	Die gekürzte Silbe ist:
1) aus einem iambischen Wort.	a) positionslang: *vĕlĭnt* Curc. 268 etc. b) naturlang: *novăe* Cas. 118 etc.
2) aus zwei Monosyllaben, von denen das erste auch durch Elision einsilbig geworden sein kann.	a) *is ĕst* Trin. 354 etc. *quoque hĭnc* 718 etc. b) *quod hŭc* Stich. 107 etc. *tibi aŭt*[2]) B. 491 etc.
3) aus Monosyllabum und Anfang eines mehrsilbigen Wortes (mit derselben Erweiterung wie bei 2).	a) *quod ărgentum* Curc. 613 etc. *sine ŏmni* Trin. 621 etc. b) *quot ăutem* Stich. 213[3]) etc. *neque audivi* Curc. 594 etc.

[1]) Naturlänge des *u* bezeugt das Romanische (Gröber Arch. f. Lex. VI 148).

[2]) So jetzt auch Leo.

[3]) Eine der Unbegreiflichkeiten, zu denen das unter I hoffentlich beseitigte Vorurteil geführt hat, ist es, dass Leo u. A. es hier über sich gebracht haben, mit A *quae autem* zu schreiben. Voraus geht *potationes plurumae . . . quot adeo cenae . . . quot potiones mulsi.* Und da soll man glauben, dass vor *prandia* etwas anderes gestanden hat, als wieder ein Zahlbegriff? Da soll die kräftig wirkende Anapher durch Interpolation und auf Kosten des Metrums (so denkt ja doch Leo) in den Vers gekommen sein? Wahrlich nein; sondern hier haben wir eine von den Stellen, wo der Urheber der ambrosianischen Recension interpolirt hat, weil er die alte Prosodie nicht verstand oder weil er sie glätten wollte. Uebrigens begreife ich auch das nicht, wie Jemand, der die Verkürzung *tibi aŭt* gutheisst, die doch auf genau dasselbe hinauslaufenden *nĕque audivi, quŏt aŭtem* verwerfen mag. Im Übrigen kommt natürlich gerade auf dies einzelne Beispiel hier für mich nichts an.

Die iambische Gruppe besteht:	Die gekürzte Silbe ist:
4) aus Wortschluss.	a) *filiŭm meam* Trin. 1156[1]) etc. b) *dicĭtŏ* Mil. 1088 etc.[2]).
5) aus Wortschluss und Wortanfang.	a) *interĭ ĭstas* Poen. 265, *eripe ĕx* Stich. 718 (vgl. unten S. 142 Anm. 1) etc. b) *pessume ŏrnatus* Aul. 721 (vgl. Abschnitt I).
6) aus Wortanfang.	a) *voluptatem sagitta* etc. b) ?

Also ich denke, die von Leo bestrittene Verkürzung ist geradezu ein logisches Postulat. Freilich wird Leo einwenden, er habe dargelegt, dass in den Fällen 1 und 2 eine ganz andere Art der Verkürzung vorliege als in den Fällen 3—6. Wir werden also diese seine Darlegung[2]) etwas näher betrachten müssen, ehe wir unsere Meinung auch nur theoretisch als erwiesen ansehen. Nach Leo soll in den ersten beiden Fällen der auf der brevis brevians stehende Sprachaccent Ursache der Kürzung sein, in den anderen der auf die breviata folgende (*voluptábilem, voluptás mea*) resp. der nur im Vers auf die brevians tretende (*vóluptatem*). Es dürfte aber Leo zunächst recht schwer werden nachzuweisen, dass in den ersten beiden Fällen immer der Accent der brevis brevians gewirkt hat. Um von Stellen wie *videtque ípse* Trin. 109 ganz abzusehen, wo ja die Sprache, wenn sie nicht wie der Vers den Accent auf *ípse* legte, nur *vidétque* betonen konnte, warum soll man denn glauben, dass Poen. 1024 *quod* stärker betont war als *hic* oder 1171 *ut* als *haec* u. s. w.? Aber mehr: es lässt sich gegen Leo der positive Gegenbeweis führen, dass die erste Silbe verkürzter iambischer Worte oft unbetont war. Den Beweis liefern Pro- und Encliticae. Von ersteren ist das schlagendste Beispiel *apud*. Leo hat ja freilich wiederholt behauptet[3]), dass es nicht eine Folge des IKG, sondern des Abwurfs des Endkonsonanten sei, wenn die zweite Silbe von *apud* so selten positionslang erscheint. Ich begreife aber nicht, wie er damit die von ihm selbst beobachtete Thatsache vereinen zu können meint, dass iambisches *apud* vor dem

[1]) Vrgl. Leo Forsch. S. 243.
[2]) Ebenda S. 291 Anm.
[3]) Zuletzt ebenda S. 226 f.

Akkusativ des Personalpronomens gerade so häufig wie vor sonstigen Worten selten ist[1]). Haben denn etwa *me te se nos vos* eine besondere konservierende Kraft für vorausgehende konsonantische Auslaute besessen? Also Leos Erklärung ist durchaus unzureichend. Die richtige liegt natürlich in den Betonungsverhältnissen der Proclíticae[2]): sie sind vor vollbetontem Worte unbetont, nehmen aber den Accent auf sich, wenn ein enklitisches Wort, dergleichen bekanntlich die Personalpronomina waren, ihnen folgt. Also *apud ménsam*, aber *apúd me*. Im ersten Fall muss das IKG eintreten, und so ist also *apud* vor Konsonanten so häufig pyrrhichisch seiner Proklise wegen, nicht aber wegen irgendwelcher Eigenschaft seines Endkonsonanten. Ein Vers wie Trin. 794

apŭd pórtitores eas resignatas tibi

zeigt demnach aufs deutlichste Kürzung des iambischen Wortes bei Unbetontheit seiner ersten Silbe.

Aber vielleicht wird Leo einwenden, ein gewisses, wenn auch geringes, accentuelles Übergewicht der ersten Silbe über die zweite habe bei *apud* u. dergl. auch in der Proklise fortbestehen können. Wenden wir uns also zu den Encliticae! Dass in Gruppen wie *attamen mequidem dummodo* die unmittelbar auf die accentuirte Silbe folgende, also die erste des enklitischen Wortes, die schwächstbetonte war und sein musste, ist bekannt. Nun ist, denke ich, Lindsay und mir allgemein zugestanden, dass *tamen quidem modo* u. s. w. nicht bloss in jenen Gruppen enklitisch waren, sondern auch sonst[3]); ebenso gilt, denke ich, die Enklise von *mihi, tibi* u. s. w. für ausgemacht. Demnach beweisen Stellen wie Men. 253 *verúm tamĕn néqueo,*

[1]) Auf die sonstigen Gegenbeweise sei hier nur kurz hingewiesen: 1) den alten C. F. W. Müllerschen, den die Freunde des Konsonantenabwurfs regelmässig zu widerlegen vergessen: nie findet sich *d*-Abwurf nach vorangegangener langer Silbe z. B. * *illu(d) me* als iambischer Versschluss; 2) nie findet sich *apud* vor Vokalen elidirt, z. B. * *ăp(ud) ămícam*.

[2]) Die Zeugnisse über die Proklise der Präpositionen brauche ich wohl nicht wieder aufzuführen; siehe z. B. Lindsay Lat. Lang. 168. Zu *apúd me* vgl. die gewöhnliche Betonung *intér se*.

[3]) Man achte nur einmal darauf, wie häufig altlateinische iambisch schliessende Verse auf die genannten Worte (ebenso auf *mihi tibi meus tuus suus, siem sies siet* etc.) ausgehen. Da liegt die Absicht Vers- und Wort-(besser Satz-)Accent zu vereinigen klar zu Tage.

Bacch. 270 *postquám quidĕm praétor*, Stich. 263 *malúm quidĕm sí vis*, Trin. 741 *datám tibĭ dótem*, Cas. 755 *í modŏ mécum*, Aul. 608 *tú modŏ cáve* u. s. w. aufs klarste, dass das iambische Wort sich auch ohne einen eigenen Accent zu haben, bloss durch die Wirkung des folgenden verkürzen kann, und die von Leo gemachte Unterscheidung fällt unrettbar dahin.

III.

Es steht also fest, dass die Betonung von Gruppen wie *quidem praétor, tamen néqueo* u. s. w. im wesentlichen dieselbe war wie die von *senectútem voluptátem*, die infolge ihrer Accentstellung sich zu *senĕctútem volŭptátem* verkürzen. Demnach genügen also eigentlich *tibĭ dótem, modŏ cáve* schon, um die Annahme von Messungen wie *pudĭcitiam Syrăcúsas*, wo es sich um Verkürzung von Naturlängen handelt, zu rechtfertigen. Und es ist verständlich wieder nur als einer der Widersprüche, die aus einer falschen Lehre sich mit Notwendigkeit ergeben, dass Lindsay JPh. XXI 203 *pudĭcitiam* u. dergl. leugnet, zur Erklärung von *novae núptae* u. dergl. sich aber auf die Möglichkeit berufen zu dürfen glaubt, dass solche Verbindungen als ein Wort angesehen wurden[1]).

Principiell giebt sogar Leo (siehe Anmkg. 1) die Möglichkeit von *pudĭcitiam* zu — „nur müssten, meint er, die Belege mehr und besser sein". Sehr viel sind es freilich nicht — obgleich weit mehr als bei Leo stehen —; wie sie besser sein könnten, vermag ich nicht recht einzusehen. Weder Amphitr. 930 und Epidic. 405[2]) (*pudĭcitia*) noch Merc. 846 (*amĭcitia*) noch Phorm. 902 (*verĕbamini*) ist irgend eine Konjektur vorgebracht worden, die an Güte entfernt an die Überlieferung, oder eine Messung, die an die eben bezeichnete heranreichte[1]). Da gegen diese Fälle im einzelnen gar nichts einzuwenden ist, wird es sich nur darum handeln, sie nach Möglichkeit durch weiteres Material zu verstärken. Zunächst sei denn wieder auf die eben berührten Fälle von *peculat-* aufmerksam gemacht. Lindsay's Behauptung (JPh. XXII 2), es sei fraglich, ob das Wort überhaupt mit *pecŭlium* zusammenhänge, ist wieder eine der Verlegenheitsauskünfte, deren wir in diesen Zeilen schon mehrere abweisen mussten. Ep. 518 bis 520 fehlen freilich in A, sind aber doch tadellos gebaut; der sie schrieb und dem Plautus zeitlich so viel näher stand als die modernen Philologen, nahm also an *depeculatui* keinen Anstoss; Pers. 555 ziehe ich *peculatus* der Leoschen *-us*-Elision vorläufig noch vor. Livius Andronicus misst trag. 11:

Clutaĕméstra iuxtim, tertias natae occupant.

Man hat die Beweiskraft dieses Beispiels dadurch zu vernichten gesucht, dass man *Clutemestra* schrieb und darin eine römische Verballhornung des griechischen Namens sah (so z. B. Ritschl opusc. II 497 f. u. ö.). Das mochte hingehen, solange man als die griechische Namensform Κλυταιμνήστρα ansah. Heute, wo wir alle überzeugt sind[2]), dass kein antiker Grieche eine andere Form als Κλυταιμήστρα kannte, liegt aber die Sache doch beträchtlich anders. Die Lateiner haben die griechische Namensform genau herübergenommen; die Messung des Namens ist durchweg bei ihnen antispastisch; nur Livius, der das IKG

---

1) Einen ähnlichen Widerspruch lässt sich Leo zu Schulden kommen. Principiell giebt er 292 Anm. die Möglichkeit von Verkürzungen wie *pecŭlátus* zu, weil hier ja die Accentstellung dieselbe sei wie in *voluptátem*. Aber S. 249 verwirft er solche Messung, „die neuerdings beliebt ist, wie wenn nicht gerade der eigene Accent der iambischen Wörter die pyrrhichische Messung herbeiführte" — also auch aus einem principiellen Grunde, der, wenn ich ihn überhaupt verstehe, doch ebenso gut gegen die Kürzungen wie *voluptatem* bewiese. Dass er ganz unzutreffend ist, wurde eben unter II bewiesen.

2) Denn dass hier die Ergänzung *num[quam]* zutrifft, kann nur bezweifeln, wer den plautinischen Gebrauch von *numquam quisquam* nicht bedenkt. Siehe J. Lange, Jahrb. f. Phil. 1894, 275 ff.

1) Auf Pseud. 1263 *amĭcissimam* will ich weiter kein Gewicht legen. Soviel leuchtet freilich ein, dass, wenn Leo an dieser Stelle *propinăt* misst (so scheint es doch gemeint zu sein), das im Plautus bedeutend singulärer ist als *amĭc.* — Für Ter. Phorm. 902 hat Lindsay a. a. O. 205 wieder *veremini* von γ vorgezogen, also wieder ganz vergessen, dass im nächsten Verse folgt *ne non id facerem*. Dergleichen hat C. F. W. Müller Prosod. 279 natürlich vermieden, aber eine so schwere Aenderung wie die seine scheint mir durch die Güte der Terenzüberlieferung ausgeschlossen. Vergl. die verständigen Bemerkungen von Sydow de fide recens. Calliop., Berlin 1878, p. 11. Als ich Forsch. I 108[2] für *vidĕbátur* Rud. 601 eintrat, war mir natürlich vollbewusst, dass der Palimpsest da *videtur* giebt. Der Urheber dieser Recension beweist damit ebenso viel Verständnis oder Achtung der plautinischen Prosodie wie mit dem oben S. 127 Anm. 3 besprochenen *quae autem. Videtur* 607 kann nichts beweisen, da 598 *visast*, 600 *quibat* steht.

2) Jetzt ja auch Wilamowitz, siehe seine Choephoren. Vgl. übrigens Kretschmer, griech. Vaseninschr. 167 f. und W. Schulze G. G. A. 1896 S. 234. — Einmal erscheint in einer griechischen Inschrift auch κλυτεμηστρας (IGSI 930); glücklicherweise schreibt dieselbe εωναν = αἰῶνα und κε. — Für das Lat. vrgl. Georges LlW. s. v., C. F. W. Müller Cic. III 1 S. XXXVII und IV 3 S. VII. Juven. VI 656 steht *clytemestram* in P trotz antispastischer Messung.

anwendet, und Ausonius, der die Prosodie der Eigennamen sehr willkürlich behandelt, haben die als dritter Päon. Von einer vulgären oder rustiken Verballhornung kann also vor Ausonius nicht die Rede sein, und wer sich dafür darauf beruft, dass die Noniushdschr. *clytem.* schreiben, der stützt sich auf einen der gemeinsten Schreibfehler und mag nur gleich auch im folgenden mit den Hdschr. *nate* setzen, vergisst aber daneben vollkommen, dass der rustike Ersatz für *ae* nicht *ĕ*, sondern *ē* lautet[1]), um die Kürzung naturlanger zweiter Silbe also auch so nicht herumzukommen ist[2]). So wird denn *Syrăcusas* Men. 37 durch ein zweites Beispiel im griechischen Eigennamen vollkommen geschützt.

Eine besondere Gruppe bilden dann die vier Fälle:

Ci. 297 *praestĭgĭātór es, si quidem hic non es atque ades*
ebda. 455 . . . . *supplĭcium póllĭcĕrí volo*
Stich. 165 *uterí dolŏrés mihi obóriuntur cotídie*
Truc. 46 *si iratum scortum fortest amātorí suo.*

Nur der letzte Fall lässt sich in einfacher Weise durch Umstellung von *est* beseitigen. Aber er hat mit den anderen dreien eine grosse Ähnlichkeit, die ich auf Zufall zurückzuführen nicht den Mut habe: in allen vier Fällen folgt auf das so eigentümlich gekürzte Wort ein enklitisches (denn die Enklise von *esse velle* und den Pronomina darf ich doch wohl als erwiesen ansehen[3]). Die Betonung, die wir in den 4 plautinischen Versen finden, ist also genau die der lebenden Sprache. Und diese Übereinstimmung mit der lebenden Sprache in 4 Fällen soll bloss der Korruption der Überlieferung zu verdanken sein? einem Spiele des blinden Zufalls?

Aber ich wende mich zu einer weiteren Gruppe von Belegen, die

[1]) Lucil. 259 B. *Cēcilius prētor ne rusticu' fiat.*

[2]) Lindsay meint a. a. O., man müsse im griechischen Lehnwort immer mit der Möglichkeit der Volksetymologie rechnen, wie bei *aurichalcum.* Das Beispiel ist besonders unglücklich gewählt. Denn es zeigt erstens, dass Volksetymologie beim volkstümlichen Worte eintritt, und zweitens, dass deutlich auf der Hand zu liegen pflegt, was sie veranlasst (hier die formelle und begriffliche Aehnlichkeit mit *aurum*). Von beidem kann bei *Clutaemestra* natürlich nicht die Rede sein.

[3]) Vergl. meine Forschgn. I Index unter Enklise. Übrigens hätte ich hier auch ***nescĭoquis*** (so ward gemessen; vergl. Catull. 2, 6. 6, 4. 53, 1; fragm. Bobb. GLK VI 626, vergl. auch Apoll. Sid. VII 116) und *prospereque* Amph. 463 anführen können, das ich Berl. phil. Woch. 1894 Sp. 265 vindicirt zu haben meine obwohl Leo anders denkt, verspare sie aber zu ausführlicherer Behandlung für die versprochene Fortsetzung dieses Aufsatzes.

darum noch viel bedeutsamer ist, weil bei ihr das Eintreten der Kürzung wohl von niemand mehr bestritten wird, ja in vielen der Fälle überhaupt nicht bestritten werden kann. Dass ausgeschriebenes *abīsne vidēsne* u. s. w. vor Vokalen ganz regulär als zwei Kürzen gemessen wird, weiss jeder (Pers. 671[a] u. o.); wenn man in solchem Falle *abin viden* zu schreiben beliebt, so ändert das natürlich an der Genesis dieser Formen absolut nichts. Sonach ist unbegreiflich, wie jemand, der diese elidirten *abĭsn(e)* in seinen Text setzt, Pseud. 168 die Messung *intro ăbĭte atque* beanstanden und aus der Rumpelkammer der plautinischen Prosodie die Behauptung hervorholen mag, *intr-* sei als positionslang für Plautus keine vollgültige Länge gewesen[1]). Aber man wendet ein, die Messung *abisne* sei nur durch die pyrrhichische Messung des Simplex *abĭs* veranlasst und wird für das Paar *ibĭdem ibĭdem* vermutlich entsprechendes geltend machen. Ja man wird wahrscheinlich so auch *dĭŭtius* und *dĭŭturnus*[2]) erklären wollen, die natürlich für *dĭūtius* und *dĭūturnus* stehen wie *ibĭdem* für *ibīdem*[3]). Sehen wir uns also endlich die Fälle an, für die jede solche Auskunft abgeschnitten ist, die Zusammensetzungen vom Typus *stupefacio* und *videlicet.* Die landläufige Anschauung von den ersteren geht von Ritschl (a. a. O. 619 ff.) aus: sie haben ihr *e* lang, wenn die vorangehende Stammsilbe des Verbums lang ist, kurz, wenn jene kurz ist; nur eine Licenz oder das metrische Bedürfnis kann das *e* bei den Daktylikern auch im letzteren Falle verlängern[4]). Aber das glauben heisst auf eine Erklärung der Thatsachen verzichten. Sollten wir es denn wirklich in *stupe(facio)* und *frige(facio)* mit genetisch verschiedenen Bildungen zu thun haben? ist denn nicht in jeder Weise wahrscheinlich oder vielmehr sicher, dass entweder das *ē* der einen hysterogen für das *ĕ* der andern stehen muss oder umgekehrt? Die Wahl aber kann doch nicht zweifelhaft sein. Keinerlei Einflüsse, weder sprachliche noch metrische, konnten aus *frĭgĕfacio* u. dergl. ein

[1]) Näheres über diese Behauptung in der Fortsetzung dieser Untersuchungen, auf die eingangs hingewiesen ist.

[2]) Dass so bei Plautus und Terenz an den Stellen zu skandiren ist, wo *diu* den Wert von nur 2 Moren hat, erweisen die späteren Dichter; siehe Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. 194 ff., der übrigens diese prosodische Frage mit wenig Glück behandelt.

[3]) Man möge wenigstens nicht übersehen, dass man so zu dem Geständnis gezwungen wird, dass zweimoriges *diu* zwei-, nicht einsilbig war.

[4]) Zuletzt hat kein Geringerer als W. Schulze quaest. epicae 15 Anm. diese „metrische" Dehnung behauptet.

frigēf. machen; wodurch aber aus *stupefácio* ein *stupēf.* wurde, ist nach allem bisher Gesagten wohl evident. Braucht es noch eine Sicherung dafür, so liegt sie darin, dass, wie man längst erkannt hat, jene dem *-facio* vorausgehenden Formen mit denen identisch sind, die im Imperfektum und Futurum vor *-bam* und *-bo* erscheinen [1]). Unter diesen Umständen ist natürlich ein Vers wie ihn die Überlieferung Phorm. 284 giebt

ita eúm tum tímidum ibi óbstupefecít pudor

nicht zu ändern, sondern als eine kostbare Reliquie des ursprünglichen Zustandes zu wahren [2]). Man wird nun gewiss wieder die Ausrede zur Hand haben, die Kürzung sei ausgegangen von den aufgelösten Formen wie *stupe . . . facit* u. dergl. Aber hier lässt sich der Einwand einmal schlagend widerlegen. Diese Auflösung ist zwar (von Späteren abgesehen) Cato, Varro und Lucrez nicht fremd, wohl aber den Scenikern [3]).

Jeder Widerspruch ist endlich abgeschnitten für *vidēlicet* [4]). Wenn man heute noch das Wort aus *vide licet* zusammengesetzt sein lässt, so lässt sich dagegen, wofern man in *vide* dasselbe infinitivische Element sieht wie in *videbam* u. dergl. (s. oben) [5]), vielleicht nichts Entscheidendes geltend machen. Aber als ebenso unanfechtbar stellt sich daneben die Möglichkeit *videlicet* aus *videre licet* herzuleiten (und eben so natürlich *i-, sci-licet* aus *ire, scire l.*) [6]). In jedem Fall kannte die plautinische Zeit keine andere Auffassung als die letztere. Plautus

[1]) *stupē(-facio) = stupē(-bam, -bo), tremē(-facio) = tremē(bam)* etc. Vergl. Brugmann, Grundriss II S. 1267.

[2]) Der Wortlaut wird natürlich dadurch nicht zweifelhaft, dass *ibi* in γ, *ob* in A fehlt. Ich freue mich sehr, zu sehen, dass Seyffert — der erste, der gegen Ritschl Einspruch zu erheben wagt! — Jahresber. 80 (1895) S. 261 über die Phormiostelle genau wie ich urteilt.

[3]) Deecke, *Facere* und *fieri* in ihrer Composition etc., Progr. Strassburg 1873, S. 35.

[4]) Müller, Prosodie 279 f.

[5]) Vergl. Lindsay Lat. Lang. 490. *Vide* als Imperativ zu fassen geht unmöglich an; siehe Deecke a. a. O. S. 5 f.

[6]) *ilicet scilicet* aus *ire licet, scire licet* durch einfache Synkope (siehe meine Forsch. I passim) und nachfolgende Assimilation von *rl.* In *videre (licet)* konnte die Synkope durch den Accent auf der Mittelsilbe herbeigeführt werden wie in *exin(de)* Forsch. I 92, wo *corolla persolla* aus *coronula personula, ficella* aus *ficedula* (Lachmann zu Lucr. 204 f., Juven. XIV 9 wo Friedländer irrt) u. dergl. hätten angeführt werden sollen.

selbst mag wie unsere Handschriften *ire licet* geschrieben haben, wo das Metrum *ilicet* verlangt, so Pseud. 1182, Men. 368 (gewiss ein Paroemiacus); dass Capt. 90

vel ĭre extra portam Trigeminam ad saccum licet

diese Überlieferung selbst für Leo unanfechtbar ist, wurde oben S. 126 Anm. 3 nachgewiesen. Andere Nachweise für die antike Auffassung der Zusammenfügungen mit *licet* giebt Deecke a. a. O. Wenn nun nicht zweifelhaft ist, dass Plautus, der den alten Infinitiv *vide* nicht mehr kannte und daher für *videlicet* keine andere Herleitung hatte als die aus *videre licet, vidēlicet* gebraucht hat, so ist damit bewiesen, dass er naturlange Binnensilben verkürzt hat [1]).

IV.

Im Princip steht hiernach nichts im Wege *eorum tuorum duobus* u. dergl., wo es bei Plautus ausserhalb des γένος ἡμιόλιον als Fuss erscheint, mit anlautender Doppelkürze zu skandieren. Wohl aber ist das Bedenken erhoben worden, dass diese Kürzung der naturlangen zweiten Silbe hier viel häufiger angenommen werden müsste als bei den unter III aufgeführten Beispielen, in denen die Vokale der beiden Silben nicht unmittelbar zusammenstossen. Das ist an sich unbestreitbar. Aber es liegt schon im eben gesagten, warum es gegen unsere Messung *eŏrum tuŏrum* etc. nichts beweist. Klotz hat bereits hervorgehoben, dass die Vokale einer kurzen und einer darauf folgenden langen Silbe um so stärker sich in der Quantität zu assimilieren trachten, durch je weniger Konsonanten sie getrennt sind [2]). Über muta cum liquida hinweg wirkt das IKG am seltensten [3]), häufig

[1]) Wenigstens anmerkungsweise sei noch auf Gell. X 24 u. VII 15 verwiesen. Für *diequinti* bezeugt er ausdrücklich nicht nur die Kürze der zweiten Silbe, sondern auch dass es *copulate dictum* sei, also Worteinheit. Falsch urteilt demnach Lindsay J. Ph. XXI 205; insbesondere ist es doch eine höchst unglückliche Ausflucht gegen Gellius Synizese zu behaupten. Auch *quiesco* neben *quiēsco* wird nach den beigebrachten Analogieen zu beurteilen sein.

[2]) Jahresber. 69 (1892) S. 238 f.

[3]) Von Lindsay mit Unrecht ganz in Abrede gestellt, siehe meine Gegenbemerkungen D. L.-Z. 1895, 1294. Ebenso sollte Lindsay nicht immer wieder behaupten, dass *qu* die Kürzung gehindert habe; man sehe nur die zahlreichen Fälle, wo *nequ(e)* als brevis brevians wirkt (B. 617, Cpt. 639, Mil. 58. Pseud. 400, Truc. 571, Phor. 806 etc.), ausserdem, da *sequŏr* (z. B. Astraba frg. I) *loquŏr* (Amph. 407) aus nichtigen Gründen als unbeweisend angesehen wird (J. Ph. XXII 2 Anm.), *loquĭ* B. 1104 *loquăr* As. 152, Ps. 908 etc.

über einfachen Konsonanten hinweg, am leichtesten wo die Vokale gar nicht getrennt sind. Diese Abstufung ist lautphysiologisch so erklärlich, ja so notwendig, dass auch sie geradezu als ein Postulat, etwas a priori Anzunehmendes bezeichnet werden darf[1]).

Aber es kommt daneben für *meorum duobus* u. s. w. noch etwas anderes in Betracht. So häufig die Einzelbelege für die Verkürzung bei diesen Worten sind, die Worte selbst bilden nur einen eng begrenzten Kreis. Wollten wir alle Fälle der Verkürzung von *meorum deorum* u. s. w. immer nur als je einen rechnen und ebenso bei *amĭcitia pudĭcitia* u. s. w., so würden wahrscheinlich sich mehr Fälle der letzteren Art ergeben. Dass das Verhältnis jetzt umgekehrt ist, liegt daran, dass man nicht umhin kann, die Worte *meus tuus suus deus duo dies eo scio* so viel häufiger zu gebrauchen als *amicitia pudicitia* und was sonst in Abschnitt III aufgeführt wurde.

Hiernach also kann gegen die Verkürzungen wie *meŏrum duŏbus* aus ihrer Häufigkeit kein Argument hergeleitet werden.

V.

Durch das unter I und IV gesagte erachte ich die beiden alten Argumente für die Synizese erledigt. Neue hat jüngst Leo (a. a. O. 323) beizubringen versucht. Ich hatte nämlich (Berl. phil. Woch. 1894 Sp. 265 f.) als gegen die Synizese sprechend hervorgehoben, dass die Verteidiger derselben gar nicht scheiden können, wo im einzelnen Fall die Messung *meo͡o*, wo die *meo͜o* nötig sei und dass schon diese Unklarheit höchst bedenklich gegen die Synizese überhaupt machen müsse. Hierauf antwortet Leo mit einem Verweis 1) darauf, dass Proceleusmatiker bei Plautus nie ein gekürztes iambisches Wort enthalten sollen, während sich Füsse wie *eo quia* öfters finden, 2) darauf, dass die 4. Thesis des trochäischen Septenars äusserst selten aus einem gekürzten iambischen Wort, öfters aus *eo*, *meumst* u. dergl. bestehe.

Ich will zunächst einmal annehmen, diese Argumente seien an sich richtig: wäre denn damit mein Einwand erledigt? Leo hätte

[1]) Ebenfalls aus dem grösseren Einfluss der Kürze auf die folgende Länge bei unmittelbarer Nachbarschaft der Vokale erklärt es sich, dass sich ziemlich häufig *meae tuae duae* als Pyrrhichius findet, während sonst *ae* zwar nicht, wie Leo S. 291 Anm. meint,' der Kürzung widersteht, aber doch nur selten verkürzt wird (Cas. 118 sicher, danach Cist. 715 und Truc. 800 absolut nicht zu beanstanden, Mil. 1190 sogar von Leo durch Konjektur in den Text gebracht; wenigstens in Iamben und Trochäen scheinen sonst keine Fälle vorzukommen).

dann wirklich für 13 Verse (so viel kann er nur aufzählen) Synizese nachgewiesen. Aber all die vielen hunderte weiterer Fälle blieben genau so in dubio wie bisher, der Laune des einzelnen bliebe auch weiter anheimgestellt, wie es ihm gerade einfällt, *meo* ein- oder zweisilbig zu lesen. Dass das kein haltbarer Zustand ist, wird jeder zugeben.

Aber nicht einmal die Auffassung jener 13 Fälle ist durch Leo sicher gestellt. Zunächst wird wieder an das im vorigen Abschnitt Gesagte erinnert werden dürfen. Das IKG wirkt am leichtesten bei einander unmittelbar benachbarten Vokalen; demnach wäre es nur ein normales Verhältnis, wenn Kürzungen wie *ĭs hŭnc* sich nur zweimal in der 4. Senknng des trochäischen Septenars fänden, solche wie *e͡o, me͡ae* aber sechsmal.

Indes brauchen wir solche allgemeine Argumente hier gar nicht. Wir können zunächst für den Proceleusmatiker nachweisen, dass er öfter gekürzte iambische Worte enthält, als Leo zugiebt. Leo führt 5 an, in denen sich *e͡o* u. dergl. finden; der eine besteht sogar aus *me͡ae tu͡o*. Diesen hat er keinen gegenüberzustellen, in dem ein gekürztes iambisches Wort mit Konsonant zwischen den Vokalen sich fände. Ich will einmal zugeben, dass es ihm gelungen sei, einer Anzahl Fälle dieser Art ihre Beweiskraft zu nehmen[1]). Selbst ihm bleiben aber drei (Epid. 126, Cas. 262, Rud. 639), die „auf Verteidiger rechnen dürften“[2]); dazu kommt S. 247 Anm. Amph. 90, gegen den Leo offenbar nichts einzuwenden findet, und „im Canticum“ Rud. 230, Pseud. 197. Aber dazu treten noch eine Anzahl anderer Fälle, die Leo teils mit Unrecht nicht anerkennen will, teils nicht in Erinnerung hatte. Der ersten Art ist Bacch. 51 *pĕrĭi hăru͡ndo alas verberat.* Gegen diese Überlieferung und Messung (Klotz Grundz. 353) sagt Leo (S. 246[1]): „Ein Vers ist eben nicht damit interpretiert, dass man ihn meint skandieren zu können.“ Diesen Satz kann man freilich nicht anfechten, darf ihm aber wohl den anderen ebenso unanfechtbaren zur Seite stellen: „Eine Überlieferung muss darum noch nicht falsch sein, weil man sie nicht interpretieren kann.“ Für unseren Vers ist

[1]) Teils durch Hinweis auf die Freiheit des ersten Fusses teils durch Elision von Vokal + *s*. Bedenklich wird es freilich, sowie das ohne weitere Begründung gegebene Urteil „offenbar überladen“ als Argument gelten soll; da tritt ein subjektives Gefühl an die Stelle objektiver Beweisführung.

[2]) Weil es sich nämlich um den Anfang des zweiten Kolons handelt (S. 246 Anm. 3). Dann sind Cas. 553 ^{5}*ĕă se e͡am négat,* Mil. 240 ^{5}*ăpŭd te e͜os* auch entschuldigt.

nun zudem die schlagend richtige Interpretation längst von Zacher gegeben worden[1]). Ausserdem verweise ich auf folgende Verse, die ich C. F. W. Müllers reichen Zusammenstellungen (Nachtr. 56 ff.) entnehme: alles was Leo anders auffassen kann, lasse ich fort, nur Konsistenz des *d* von *apud* und Zweisilbigkeit von *tibi* (s. u.) sehe ich als gesichert an: Amph. 513 *ubĭ cubŭisti*[2]), 718 *tĭbĭ părĭturam* (an diesen Proceleusmatikus glaubt Leo laut seiner Anmerkung zur Stelle selbst), 947 *apŭd lĕgionem* (von Leo nicht angefochten), B. 149 *bărathrum ŭbĭ*, 306 *apŭd Thĕotimum*, Epid. 202 *ĕgŏ quidĕm sum*, 668 *mŏdŏ sĭnĕ*, Mrc. 965 *tĭbĭ plăcĭda*, Phorm. 394 *tĭbĭ mălĕ*.

VI.

Leos erster Einwand gegen die Synizese ist gefallen: die Proceleusmatiker, die durch die Skansion *ĕo, tŭo* u. s. w. entstehen, sind unanfechtbar. Wie steht es um den zweiten Einwand, dass die Worte vom Typus *eo* in der 4. Senkung des trochäischen Septenars weit häufiger erscheinen als gekürzte iambische? Die Behauptung, an dieser Stelle werde pyrrhichische Senkung vermieden, ist schon längst zum Dogma geworden, so dass man sie nicht mehr als eines Beweises bedürftig ansieht[3]). Wir wollen die Frage daher etwas gründlicher erörtern als für unsern nächsten Zweck nötig wäre und stellen zunächst die Fälle zusammen, wo eine nicht durch das IKG entstandene pyrrhichische Silbengruppe jene Senkung einnimmt.

1) Pyrrhichische Worte: *ego* Am. 755, Aul. 204, 623 (oder *verum* | *égo* oder *egó mihi bíbam* etc.?), Curc. 726, Men. 1146, Mil. 745, 798 (?), Pers. 185, Rud. 994, 1088, Stich. 74, 93; *quam ego* Stich. 275 (?);

quia B. 736 (?), Cas. 406, 408, Ep. 558, Merc. 918, Pers. 32; *ita* Cist. 535, Pers. 477, Rud. 1359, Stich. 337, Truc. 783; *aha* Trin. 1060, Rud. 419[4]); *era* Truc. 797 (?); **mora* Mil. 1190; *mala* Pseud. 954 (?); *mea* Cist. 101[5]);

[1]) „Leimruten" Hermes XIX 433, vgl. Lübke oben S. 76.

[2]) Da Leo Elision von langem Vokal + *s* leugnet, kann er hier nicht anders messen (*lect(us) ubi cubuisti*). Der Proceleusmatikus im 4. Fuss steht auch Epid. 202 und Pseud. 704 sicher. Ueber Rud. 419 siehe Anm. 4.

[3]) So vor Leo z. B. Bömer de correptione vocab. iamb. Terentiana, Diss. Münster 1891, S. 42.

[4]) Richters (Studem. Stud. I 394) Anstoss an dem Proceleusmatikus *hilara* ‖ *Aha* scheint mir nicht berechtigt. Freilich haben CD *ah*; siehe aber Trin. 1060.

[5]) Unsere Zusammenstellung zeigt klar, dass nichts berechtigt in diesen Fällen an Synizese zu denken. Poen 910 rechtfertigt sich die überlieferte Betonung *collibertús meus* durch die Enklise von *meus*.

neque Aul. 179, B. 722, Trin. 696[1]); *bene* Stich. 547, Trin. 715; *age* Aul. 649, Ep. 262, Most. 818;

erus Cpt. 1005 (?); *deus* Cu. 167[2]); *meu(s)* Cpt. 1021, Poen. 910[2]); *priu(s)* Merc. 456, Rud. 626; *sapi(s)* Most. 1173; *quibus* Truc. 745;

simul Amph. 1129.

2) Zwei (ev. erst durch Elision entstandene) Kurzsilbler: *quid id* Trin. 630; *sed hic* Trin. 366; *cho an* Trin. 943 (vergl. Richter a. a. O. 449 Anm. 33);

at ego Pers. 568, Rud. 1019; *id ego* Pseud. 962; *pol ego* Trin. 1061; *quia ego* Cpt. 839; *eum ego* Mil. 461[2]).

3) Tribrachysche oder anapästische Worte mit elidirter Schlusssilbe: *agite* Poen. 604; *agedum* Cpt. 570; *abeo* Ep. 665, Pers. 250 (?); *homini* Ep. 141, Stich. 89; *animum* Ep. 550; *hodie* Amph. 1091, Pers. 202, Rud. 1166; *aliam* Merc. 984; *aliquam* Stich. 760[3]); *equidem* Most. 836; *etiam* B. 397; *quoniam* Asin. 152.

4) Der 4. Fuss gebildet durch ein Wort von der Form eines ersten Paeon mit Elision der Schlusssilbe:

perpetuom As. 235; *consilium* Pseud. 681 (?); *(Phi)lematium* Most. 397; *(se)curicula* Rud. 1158.

Also es giebt, auch wenn man alles halbwegs Unsichere weglässt, gegen 70 Fälle, wo die 4. Senkung durch ein pyrrhichisches Wort resp. solchen Wortschluss gebildet wird. Dass Plautus die durch das IKG pyrrhichisch werdenden Wörter da nicht verwendet, wo er die von Anfang an pyrrhichischen[4]) gebraucht, dürfte sich schwerlich erweisen lassen. Aber wir können auch direkt beweisen, dass Plautus das IKG auch an dieser Versstelle angewendet hat; wenn Leo dafür nicht mehr als 2 Belege hat (Forsch. 323 Anm. 1)[5]), so sind eben

[1]) Aul. 179 *neque quisquam* und Trin. 696 *neque censeo* lässt Leo natürlich unangetastet, Bacch. 722 setzt er *nec facinus* für *neque facinus* in den Text. Dass das auch hier ganz überflüssig war, ergeben meine obigen Zusammenstellungen.

[2]) Vergl. Anm. 5 auf voriger Seite.

[3]) Pers. 647 wohl *Núnc et illúm miserum ét me miseram* | *aéquomst*, nicht *Núnc et illum miserum et mé miseram aéquomst.*

[4]) Zu diesen gehören ja eigentlich auch schon *bene* und *ego* nicht mehr. Über letzteres siehe Seyffert JB. 80 (1895) S. 261.

[5]) Men. 1028 und Aul. 610 will er anders messen. Dort schreibt er

Sic sine igitur, si tuom négas me | *ésse* etc.

statt *tuóm nĕgăs me ésse*, hier

. . . . *praedam agát sĭquĭs illam invenerit*

statt *ăgat si quis*. An keiner der beiden Stellen ist die Leosche Messung notwendig, an der zweiten ist sie entschieden ungefälliger als die andere. — Dass Leo der Überblick über das Material mangelte, zeigen deutlich seine Bemerkungen zu einzelnen Stellen: zu Pers. 37 heisst es „*in hoc* in fine coli offendit", aber zu Pseud. 716 wird auf Trin. 1016 verwiesen und umgekehrt d. h. also wohl, Leo glaubt selbst, dass sie sich gegenseitig schützen. An der Stelle der Forschungen sind nicht einmal Pers. 37 Ps. 716 erwähnt.

nur seine Sammlungen unzulänglich. Im vierten Fuss finden sich folgende Worte und Wortgruppen in Senkung verkürzt: *ubi* (Aul. 198, 229; Cpt. 559; Epid. 595; Mil. 753), *abi* (Most. 1080; Pers. 215), *nisi* (Rud. 1004), *quasi* (Trin. 888), *domo* (Ep. 582), *homo* (Pers. 591)[1]), *licet* (Curc. 621), antekonsonantisches *apud* (Epid. 53, 221, 252; Stich. 612), *enim* (Aul. 594), *quidem*[2]) (Epid. 202), *facit* (Amph. 1115), *pater* (Trin. 316); *in hoc* (Pers. 37)[3]), *modo hanc* (Pseud. 716), *is hunc* (Trin. 1016)[4]).

Das sind, selbst wenn Leo auch nach dem oben S. 129 Gesagten noch an den Abwurf der Endkonsonanten von *apud* und *enim* glauben sollte, gegen 20 Fälle des IKG in der 4. Senkung. Wir können aber gleich noch 12maliges *tibi* an derselben Versstelle hinzufügen[5]). Denn Büchelers Satz (Dekl.[2] § 292): „dass gerade vor der Cäsur des trochäischen Tetrameters so häufig *tibi* angetroffen wird, erklärt sich aus der hergebrachten Verschleifung des Pronomens" bestände nur dann noch zu recht, wenn wir auch eine Verschleifung von *ubi domo abi* u. s. w. annehmen könnten. Die relative Häufigkeit von *tibi* in der Senkung aber erklärt sich ganz ähnlich wie die entsprechende von *apud*: wie jenes proklitisch war *tibi* enklitisch.

Diesen mehr als 30 Fällen gegenüber kann natürlich niemand mehr behaupten, dass das Vorkommen von *tuo suo ear(um)* u. dergl. an derselben Versstelle für Synizese beweist, auch wenn sich diese Formen daselbst weit häufiger finden als Leo glaubt. Thatsächlich erscheinen sie etwa 6mal so häufig als man nach Leos Anführungen S. 323 meinen sollte — das ist aber auch noch nicht mehr als einige 30mal, also ziemlich genau so oft wie die Worte, für die

---

[1]) Die Messung steht sicher, obwohl A *hercle* auslässt.

[2]) Asin. 149:

At scelesta viden ut ne id quidem me dignum esse existumat

ist auch *id quidem* möglich.

[3]) Falsch hat Ritschl das *in* gestrichen; vgl. Pseud. 316. Unmöglich ist iambische Messung des Verses.

[4]) Andere Fälle sind minder sicher. Wahrscheinlich sind die Konjekturen *ĕho ăn tū* Trin. 943 (siehe oben S. 139), *cave sīs* Pers. 835, weniger *quis haec* Pers 200. Pseud. 1113 ist *abĕst hic adésse* nicht schlechter als *abést hic ădĕsse erum* etc.

[5]) Aul. 631; B. 407; Men. 1129; Merc. 202, 368, 999; Mil. 292, 1009, 1364; Pers. 825; Rud. 575, 1222. Übrigens liegt also auch gar keine Notwendigkeit vor an dieser Versstelle *mi* für *mihi* zu schreiben, worin man überhaupt viel zu unvorsichtig ist.

Iambenkürzung sicher steht[1]). So fällt auch dies Leosche Argument für die Synizese völlig dahin. Denn auch die zwei Fälle, auf die Leo sich besonders stützt *quaerās mea* Epid. 679 und *faveae suae* Mil. 797, die „geradezu einsilbige Messung verlangen" sollen, „damit die Betonungen von *quaeras* und *faveae* nicht metrisch unrichtig werden", verfangen nicht; diese Betonung erklärt sich natürlich durch die, doch auch von Leo wohl nicht bezweifelte, Enklise des Possessivpronomens und ist also genau so berechtigt wie die von *illīs* vor *quibus* an derselben Versstelle Truc. 745.

Ich kann aber die Pyrrhichien in der 4. Senkung des trochäischen Langverses nicht verlassen, ohne noch eine Bemerkung anzuknüpfen. Dass sie zu Recht bestehen, wird jetzt wohl niemand mehr bezweifeln, aber befremden mag es viele, dass sie nicht häufiger als etwa 130 mal in etwa $8^1/_2$ Tausend Versen vorkommen. Aber der Grund liegt nahe. Der trochäische Langvers wird von Plautus ebenso gern asynartetisch gebaut wie der iambische. Es spricht sich das aus in dem häufigen, heut ja allseitig anerkannten Hiatus in der Diärese. Klotz hat (Grundzüge 146) fein bemerkt, dass man diesen Hiatus darum so lange angezweifelt hat, weil hier seine Berechtigung nicht wie im iambischen Langvers durch das Erscheinen von syllaba anceps an derselben Stelle erwiesen werden konnte. An Stelle dieser Bestätigung tritt nun die durch die Seltenheit der zweisilbigen Senkung im vierten Fusse. Denn diese erklärt sich offenbar daraus, dass im asynartetischen trochäischen Langvers der Ausgang der ersten Hälfte dem Schluss eines akatalektischen trochäischen Verses gleich steht: so wenig wie letzterer verträgt jener zweisilbige letzte Senkung. Falsch ist es hiernach trochäische Septenare so zu skandieren, dass sie nach zweisilbiger vierter Senkung hiieren. Z. B. Curc. 476 kann man messen:

---

[1]) Hier die Statistik: *deos* Amph. 284; *mei* Cpt. 245, *meo* Rud. 1377 Trin 1058, *meumst* Trin. 329, *meae* St. 591, *meam* antekons. Am. 458 Cist. 88, *meam ill(am)* Aul. 758, *mea* Ablat. Ep. 679; *tuo* Amph. 366, *tuom* Trin. 887, *tuom of(ficium)* As. 380, *tuae* Trin. 1143, *tuam* antekons. Curc. 331 Trin. 1162; *suo* *Rud. 656, *suae* Mil. 797; *ei* Mil. 256 Trin. 377, *eum* antekons. Asin 179 Pseud. 1176 Truc. 230, *eo* Aul. 185 Men. 151, *eam* Ep. 296 Mil. 442, *ea* Ablat. Mil. 248, *eis* Asin. 269, *ear(um)* Ep. 238; *ait* Mil. 430, *ain* Pers. 184; *fuit* Curc. 350 (dass ich die Rechnung absichtlich für mich ungünstig gestaltet habe, wird klar sein). Dreimal bilden solche Pyrrhichien die zweite Hälfte eines Proceleusmatikus: *principio eăm sávium* Cas. 887, *propĭtii eĭ* Curc. 557, *tibi diŭ* Mil. 628. Dazu vergleiche die zwei Proceleusmatiker mit verkürzten iambischen Worten Amph. 513 und Ep. 202 oben S. 138.

Ín medio proptér canal(em) ib(i) óstentatorés meri

oder auch

Ín medio proptér canalem | ib(i) ⏑ostentatorés meri,

aber nicht

Ín medio proptér canal(em) ⏑ibi | óstentatorés meri.

Denn da wäre, was nur der synartetische Bau gestattet, mit etwas verquickt, was nur bei asynartetischem denkbar ist.

Hieraus wird man sogleich noch eine Schlussfolgerung ziehen dürfen. Wenn der 4. Fuss so oft denselben Gesetzen unterliegt wie ein schliessender, so wird offenbar a priori anzunehmen sein, dass der 5. oft behandelt wird wie der erste, insbesondere also daktylische Wortfüsse enthalten darf. Und so ist ein neuer Beweis für diesen auf Grund der Empirie schon längst aufgestellten Satz gefunden, jedenfalls das Argument entkräftet, das Leo S. 242 dagegen in's Feld geführt hat[1]).

VII.

Nach Erledigung dieser Posten können wir die Bilanz für die Synizese bei Plautus aufstellen. Was bleibt von den Argumenten dafür? Nur die Fälle der Totalelision von *meo* u. dergl. Deren sind in unserer Überlieferung unbestreitbar vorhanden, aber ihre Anzahl muss festgestellt werden[2]).

---

[1]) Auch hier wird genauere Nachprüfung das Material zu Leos Ungunsten vermehren (vergl. Seyffert Jahresber. 80, 1895, S. 276 f). Beispielsweise ist Capt. 408 einfach zu messen *grā⏑⏑is émittát manu,* der gekürzte Kretiker an dieser Versstelle ganz in Ordnung (840 ist mit der möglichen Messung *gaū⏑⏑is* wenig gewonnen, da das Versende anscheinend aus 845| eingedrungen ist). Stich. 718 besteht Klotz Messung *⏑eripe ⏑ex* (Grundzüge 79 u. ö.) zu recht, da es sich eben um den 5. Fuss handelt; mein Vorschlag Forsch. I 46[2] ist also überflüssig. Ebenso ist Rud. 646

qui sacerdotém violare | aúdē⏑t, séd eae múlierés

tadellos und um so interessanter, als ja der asynartetische Bau des Verses auch durch den Hiat bezeugt wird. Leos *audet* ist mindestens überflüssig, freilich auch die Vermutung, auf die ich früher verfallen war und die ich wegen V. 538 nicht unterdrücken will, dass dem Paar *avidus: audus* (Forsch. I 44) ein Paar *audere: avidere* (hier also *avídeat*) entsprochen haben möge. Für 538

Qui? ‖ Qui aviderem tecum in navem ascendere

scheint mir das immer noch eine nicht undenkbare Lösung.

[2]) Vergl. Müller Prosod. 457 ff. Ausserdem verdanke ich liebenswürdiger Mitteilung von O. Seyffert ein paar Notizen. Auf die früher besprochenen Messungen wie *ea ⏑ibo óbsonatum* Stich. 451, *mēae ⏑orátionis* Mil. 645 u. s. w. wird hier

Auszuscheiden hat zunächst Poen. 860, wo statt *néque erum m(eum) ádeo ‖ quém ament* auch gemessen werden kann *néque erum méum adeó ‖ qu(em) ⏑ament ígitur*, wenn man nicht die höchst einfache Umstellung *meum erum* vorzieht (Müller S. 458). Ferner die drei Fälle Cas. 542 *⏑ut (eam) ⏑istuc,* Stich. 275 *m(eae) ⏑erae,* Trin. 724 *m(eo) ⏑er(o) ⏑ad[versum].* Selbst die Anhänger der Synizese wagen nicht zu glauben, dass ein derartig total elidirtes Wort für das IKG gleich null sei[1]); auch sind die beiden letzteren Fälle durch die Streichung des Possessivums, die in anderen Fällen derselben Verbindung vorgenommen werden muss, der erste durch die Änderung von *istuc* in *isto*[2]) auf die einfachste Weise in Ordnung zu bringen. Mil. 262 ist die Messung *(sermone) sūo ⏑aliquem (familiarium)* wohl selbst im 5. Fuss nicht möglich, aber auch hier das Possessivpronomen leicht zu streichen oder umzustellen. Aber ich will diese Meinung niemand aufdrängen, denn ein Fall bleibt, der der Änderung zu widerstreben scheint, nämlich Stich. 39:

nam pól meo animo ómnes sápientés.

Dieser Fall aber ist der einzige in seiner Art; er ist die einzige haltbar aussehende Stütze für die, die Totalelision von *meo* etc. und daraufhin Synizese annehmen. Rechnen wir selbst noch einen oder zwei der weiteren eben aufgeführten Verse hinzu, so ergiebt sich: die ganze Annahme der Synizese für die altlateinischen Sceniker stützt sich einzig und allein auf drei Fälle von Totalelision, von denen zwei durch leichte Konjekturen resp. durch andere Messung zu beseitigen sind. Ob das genug ist im Verhältnis zu den Tausenden von Synizesen, die heut für Plautus angenommen werden?

Was spricht nun gegen die Synizese bei den Szenikern[3])? Da

---

natürlich nicht nochmals eingegangen. Nur wird zur letzteren bemerkt werden dürfen, dass ich Leos Glauben an Nichtelision des genetivischen *ae* nicht als berechtigt ansehen kann; vgl. meine Bemerkungen Vollmöllers Jahresber. Bd. IV.

[1]) Siehe z. B. Leo S. 246 und zu den Stellen.

[2]) Diese scheint mir nach dem Forsch. I 104 und 141 gesagten kaum zu bezweifeln. Leo erwähnt sie nicht einmal, sondern will *orav(i)t* messen. Mir scheint diese Synkope für die plautinische Zeit ganz ausgeschlossen, weil da ja bekanntlich das *i* der 3. Sing. Perf. noch lang ist.

[3]) Ich kann hier aus verschiedenen Gründen nicht daran denken die Argumente zu erschöpfen. Ein sehr wichtiges würde gewiss die Untersuchung des γένος ἡμιόλιον geliefert haben. Wären *suom tuom* einsilbig, müsste man sie oft in solcher Messung in Hebung und Senkung jenes γένος treffen. Es verhält sich aber wohl ganz anders.

ist C. F. W. Müllers Argument, das noch niemand widerlegt, ja auch nur zu widerlegen versucht hat: wo einzig und allein die Einsilbigkeit mit absoluter Sicherheit zu konstatiren wäre, in der schliessenden Versheben, erscheinen die *suom deos* u. s. w. nicht einmal so oft wie in Totalelision — d. h. nie! Mir will scheinen, wer für die Synizese schreibt, müsste dies Argument zuerst wegräumen. Denn alles, was er vorbringt, wird so lange wertlos sein, als er nicht für jene Thatsache eine Erklärung gebracht hat. Diese aber ist noch von jedem Verteidiger der Synizese vergeblich erwartet worden. Neben diesem Müllerschen Argument sei nur in Kürze nochmals auf das verwiesen, was ich schon Berl. phil. Woch. 1894, 266 etwas näher ausgeführt habe: Synizese in der Hebung ist ein Unding; denn ein Wort in der Hebung ist betont, im betonten Wort aber musste die erste Silbe Tonträgerin und somit vollvokalisch bleiben.

Und zum Schlusse fragen wir: woher schreibt sich diese ganze Annahme der Synizese? Sie ist erwachsen auf genau demselben Boden wie die früher bei den plautinischen Metrikern beliebten *d'mi b'nos s'mul t'bi p'dicitia* u. dgl. Las man einen Vers wie Aul. 73

quasi claudus sutor domi sedet totos dies,

so sagte man sich, *domi* vertritt die Länge der Hebung und muss also einsilbig sein; die Länge lässt sich nicht gut ausstossen, also hinaus mit der Kürze! So entstanden jene von Spengel und vor- und nachher von manchem Anderen protegirten Unformen. Und offenbar auf Grund derselben Überlegung zog man aus einem Vers wie Aul. 85

mirum quin tua me causa faciat Iuppiter

das einsilbige *tua*. An *d'mi* zu glauben würde sich heute jeder deutsche Philologe schämen; wie lange wird man dem Entdecker des Iambenkürzungsgesetzes noch für die andere Hälfte seiner grossen Entdeckung den Glauben versagen?

Beiträge zur Erklärung des Properz.

Von

PAUL HOPPE,

Breslau.

I.

Ueber zwei Namen aus der griechischen Sage bei Properz.

Von der reichen Fülle griechischer Sage und Dichtung, die über dem Liede des Properz verstreut liegt, zeugt nicht bloss die bunte Mannigfaltigkeit der zahlreichen, sorgsam ausgeführten, mythischen Bilder in seinen Elegieen; bisweilen ist es nur ein einsames Blatt, nur ein Name, der, losgelöst von seiner ursprünglichen Umgebung, nun für sich allein den Schmuck für das lateinische Gedicht abgiebt. Nicht nur, dass seine Schönen, allen voran Cynthia mit ihren Dienerinnen, dass ihre Vorgängerin Lycinna, die beiden Trösterinnen des Einsamen in IV 8,[1]) eine Phyllis und Teia, dass die schlaue Kupplerin Acanthis (IV 5), sowie sein eigner Diener Lygdamus griechische Namen tragen, dass das Liebespaar der Epistel IV 3, Lycotas und Arethusa, in griechischer Gewandung erscheint, auch Freund und Feind, einen Lynkeus, einen Demophon, einen Panthus, ziert dies phantastische Kleid einer versunkenen Welt. Und bisweilen deutet der Dichter selbst auch auf einen Zusammenhang zwischen dem Thun und den Namen seiner Personen hin, so, wenn er Cynthias Dienerin Latris nennt, *cui nomen ab usu est* (IV 7, 75). So enthält das, was er in einem der ersten Lieder seiner ‚Cynthia' von der Geliebten rühmt (I 2, 27): *cum tibi praesertim Phoebus sua carmina donet,* auch eine Rechtfertigung ihres Namens; so schliesst gleich der erste Vers von IV 5: *Terra tuum spinis obducat, lena, sepulcrum* eine Anspielung in sich auf den Namen der dornenspitzen Acanthis, wie Jacobs ganz richtig bemerkt hat. Ander-

[1]) Gezählt ist nach der überlieferten Ordnung bei Baehrens.

wärts wieder ist der Dichter zurückhaltend und überlässt es dem Leser, seinen verschlungenen Pfaden zu folgen: so weist die Lynkeuselegie (II 34) keinen deutlichen Zusammenhang zwischen diesem Namen und der Person seines Trägers auf; so ist es nicht erkennbar, warum der Freund in II 22 den Namen des mythischen Liebhabers Demophon trägt. Von ganz anderer Natur wiederum sind Namen, die ihren Zweck, als Zierrat zu dienen, fast einzig und allein durch die Seltenheit erreichen, mit der sie überhaupt in antiker Tradition vorkommen, so z. B. wenn nur Properz den Homer nach dem Namen seiner fabelhaften Mutter Cretheis benennt[1]), wenn nur er von dem sagenhaften Volke im fernen Osten, den Dorozantes spricht, (IV 5, 21) oder wenn er den Giganten Oromedon gegen den Göttervater in den Kampf führt.

Von beiden Formen dieser Namensverwendung soll hier je ein Beispiel vorgeführt werden: dient einmal das griechische Wort als aufgesetzte Maske, die verborgenen Sinn anzeigt, so leuchtet es das andremal in eigener Kraft aus der Tiefe uralter Sage hervor.

1.

Panthus.

Mit diesem Namen bezeichnet Properz einen Nebenbuhler, der sein Ziel bei Cynthia erreicht hat und dann seines Wegs gegangen ist. Und nun lässt der beleidigte Dichter Grimm und Spott gegen den Betrüger und die Betrogene los (II 21, 1/2):

A, quantum de me Panthi tibi pagina finxit,
Tantum illi Pantho ne sit amica Venus! u. s. w.

Der ganze Ton dieser und der nächsten Verse lässt vermuten, dass in der Bezeichnung Panthus dem Feinde ein Hohn angehängt ist; dafür spricht auch die Wiederholung des Namens im kurzen Rahmen des Distichons, wie Ribbeck bereits bemerkt hat. Aber wie kommt der römische Don Juan in den Mantel des troischen Geronten? Πάνθοος (die Form *Panthus* auch bei Verg. Aen. II, 318 u. s.) ist Priester Apollos in Ilios, der wohlbekannte Vater des Euphorbus und Polydamas. Nach Ribbecks Ansicht deutet vielleicht v. 3: *Sed tibi iam videor Dodona verior augur?* auf falsches Sehertum des Angegriffenen. Aber wenn der Dichter mit diesen Worten sagt: ‚Ich habe es ja richtig voraus-

[1]) II 34b, 29: *Aut quid Crethei tibi prosunt carmina lecta?* so Haupt-Vahlen ed. V.

gesagt, wie's kommen würde', so ist darin doch nichts enthalten, was auch auf eine Prophezeiung des Rivalen führen und den Vergleich mit dem Priester des sehenden Gottes erklären könnte. Zudem wäre dieser Pfeil nicht sehr spitz. Wollte man aber das *fingere* des Verführers (vgl. v. 1) für eine solche Deutung in Anspruch nehmen, so muss hiergegen gesagt werden, dass darunter doch nur erlogene Thatsachen verstanden werden können, die jener Falsche der Bethörten über den Dichter zugetragen hat. Das Priester- und Sehertum des Troers kann somit kaum die Nüance abgeben, die hier Spottes halber hervorgekehrt wird. Dagegen berichtet uns Servius (zu Aen. II 318) über den genannten Panthus folgendes: *erat illo tempore Apollinis Delphici sacerdos Panthus, Othryadis filius, miranda pulchritudine. Hunc filius Antenoris, ut dicitur, amore captus, rapuit et Ilium perduxit.* Priamus machte ihn später, wie es in genanntem Commentar weiter heisst, zum Priester in Troia. Wenn nun Properz gleich in den nächsten Worten (v. 4) höhnisch hinzufügt: *Uxorem ille tuus pulcher amator habet,* so ist nun hiermit auch der Name erklärt: die Spitze des Hohns ruht in dem Begriffe der Schönheit, die bei dem einen, dem delphischen Priester, reizvoll ist und zum Entführen verlockt, beim andern, dem Liebsten Cynthias, nach des spottenden Dichters Meinung, wohl eher die gegenteilige Wirkung äussert, nämlich — zum Davonlaufen ist.

2.

Oromedon.

In der an Maecenas gerichteten Elegie III 9 sehen wir dasselbe eigentümliche Kräftespiel zwischen den Neigungen des Dichters und den Wünschen seiner hohen Gönner sich wiederholen, wie in II 1 und II 10: mit der einen Hand giebt, mit der andern nimmt der Dichter; einmal setzt er im selben Gedichte auseinander, warum er nicht Epiker sein könne, und dann wieder verspricht er im stolzesten Tone Gedichte von Göttern und Helden, von Kampf und Streit. So lässt er sich auch hier zu dem Versprechen hinreissen, er wolle sogar Zeus' Kampf mit den Giganten[1]), er wolle Roms Geschichte, in alter und neuer Zeit, besingen (III 9, 47):

Te duce vel Jovis arma canam caeloque minantem
Coeum et Phlegraeis Oromedonta iugis u. s. w.

[1]) Ganz im Gegensatze hierzu II 1, 19: *Non ego Titanas canerem* u. s. w.

Wer ist dieser Oromedon?

Der Name findet sich in der erhaltenen Litteratur nur noch zweimal, bei Herodot VII, 98 und in den bekannten Versen Theokrits, Thalys. V. 45/48:

ὥς μοι καὶ τέκτων μέγ' ἀπέχθεται, ὅστις ἐρευνῇ
ἴσον ὄρευς κορυφᾷ τελέσαι δόμον Ὠρομέδοντος,
καὶ Μοισᾶν ὄρνιχες, ὅσοι ποτὶ Χῖον ἀοιδόν
ἀντία κοκκύζοντες ἐτώσια μοχθίζοντι.

Die Theokrithandschriften bieten hier die Formen Ὠρομέδοντος und Εὐρυμέδοντος, auch die Scholien kennen beide Lesarten; die Manuscripte des Properz kennen nur die mit *Oro-* beginnende Form. Ist nun der Name bei beiden Dichtern derselbe und wie ist er zu schreiben? Oder hat das Idyll eine andere Form als die Elegie? Diese Fragen sind verschieden beantwortet worden. G. Hermann und Huschke entschieden sich für die Identification der Namen, nur dass jener den Oromedon, dieser den Eurymedon für richtig hielt; die Properzausgaben schwanken. Hertzberg und Baehrens folgten Huschke, Haupt und Vahlen lasen mit den Handschriften *Oromedon*. Ja der Name verschwand sogar überhaupt, wenigstens im Theokrit, wie der Text der Zieglerschen Ausgabe[1]) zeigt, die nur noch den ὄρος εὐρύμεδον kennt. Von wesentlicher Bedeutung für die Schreibung Eurymedon war jedenfalls die Thatsache, dass dies ein wohlbekannter Name[2]) gegenüber dem wenig und gar nicht bezeugten Oromedon war, wie dies auch Hertzberg als Begründung anführt; allein was will das besagen bei einem alexandrinischen Dichter oder einem Nachahmer dieser Richtung? Jedenfalls ist auch heute die schwebende Frage noch nicht entschieden, wie dies die Bemerkung des letzten Bearbeiters der betreffenden Stelle beweist[3]).

Und doch ist wenigstens die Properzstelle in neuerer Zeit in eine Beleuchtung gerückt worden, die geeignet ist, die Frage zur Entscheidung zu bringen. A. Otto hat zuerst darauf hingewiesen[4]), dass die Worte des Properz: *Te duce* u. s. w. nur an Callimachus, nicht aber, wie man früher allgemein glaubte, an Maecenas gerichtet seien.

---

[1]) 1879[3], ebenso Fritzsche-Hiller 1881[3].
[2]) Eurymedon ist bei Homer König der Giganten (η 58).
[3]) Vgl. Jacoby, Anthologie aus den Elegikern, Properz. 2. Aufl. 1895, S. 54.
[4]) Hermes XXIII (1888) 43.

Nur Callimachus kann mit Otto als der Führer angesehen werden, dessen Beispiele folgend Properz selbst ernste historische Stoffe zu besingen bereit ist. Somit haben wir hier eine Spur, die nach Alexandria weist und also den Thalysien bedeutend näher führt. Properz aber hat schon einmal, in ähnlichem Zusammenhange wie hier, den Callimachus und den Gigantenkampf in einem Atemzuge genannt. In seiner ersten Maecenaselegie nämlich, II 1, zählt der Dichter seinem Gönner alle möglichen schönen Stoffe aus der Geschichte des Augustus auf, die er in einem Epos besingen würde, wenn er — könnte, und nach dieser langen Aufzählung heisst es plötzlich (V. 39 ff.):

Sed neque Phlegraeos Iovis Enceladique tumultus
Intonet angusto pectore Callimachus,
Nec mea conveniunt duro praecordia versu,
Caesaris in Phrygios condere nomen avos.

Hier spricht es der Dichter ganz deutlich aus: ‚Wie Callimachus den Gigantenkampf kaum besingen mag, so vermag auch ich keine Aeneis zu dichten.' Es muss also der Alexandriner eine Äusserung der Art gethan haben, dass er von dem Kampfe auf Phlegras Gefilden nicht singen könne oder wolle, wie dies ja auch seine Worte (frg. 489/91 Schn.):

Μηδ' ἀπ' ἐμοῦ δίφατε μέγα ψοφέουσαν ἀοιδήν
Τίκτεσθαι· βροντᾶν δ'οὐκ ἐμόν, ἀλλὰ Διός,

bezeugen. Wenn also Properz in unserer Elegie (III 9) bei seinem visionären Zukunftsbilde wieder zu seinem griechischen Meister aufblickt und sich dabei vermisst: ‚Unter Deiner Führung will ich sogar eine Gigantomachie dichten, will vom Coeus und Oromedon singen, so ist es ganz klar, dass er auch hier sich erinnert haben muss des Ausspruches seines Vorbildes über die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit solchen Sanges für einen Lyriker. Und wenn nun weiter des Callimachus gesinnungsverwandter Zeitgenosse, der Schüler des Philetas, sein Missfallen über den Epiker ausspricht, der ein Gebäude aufführen wolle, so hoch wie der Berg eines Riesen (denn ein Gigant ist ja auch der Eurymedon), so ist ersichtlich, dass sich die drei Dichter mit den angeführten Stellen in einem und demselbem Kreise berühren. Dann muss aber auch der von den Properzhandschriften genannte Oromedon ganz derselbe sein, wie der bei Theokrit überlieferte: dann hat eben Properz den Namen von den Alexandrinern,

mag nun des Callimachus Wissen den Riesen zuerst wieder belebt haben, oder mag er von den Thalysien dem Umbrer erklungen sein. Schon an und für sich ist es wahrscheinlich, dass der gut überlieferte seltene Name bei dem Idyllendichter vorzuziehen sei einem Namen, der, wie der Eurymedon, in ganz Griechenland bekannt sein musste; spricht sich doch die Vorliebe der Alexandriner für entlegene Notizen auch gerade in den Namen aus. Ist nun, wie es diese Ausführungen ebenfalls behaupten, der Gigant des Properz derselbe, wie der Theokrits, dann ist auch die Frage der Schreibung erledigt, dann kann auch der griechische Dichter nur vom Oromedon gesprochen haben; denn die lateinischen Handschriften, die Mss. des Properz, kennen nur diese Form und sie können unmöglich einen Eurymedon in einen Oromedon umgewandelt haben. Und ist nicht Ὠρομέδων, der Gebieter der Berge, oder ‚Hochkönig', wenn man so will, ein trefflicher Name für einen Bergriesen?[1])

Dass aber gerade die Kämpfe des Zeus mit den erdgeborenen Ungeheuern kein Stoff seien für einen Lyriker, diesen Gedanken spricht auch Ovid wiederholt aus, und bezeichnender noch als seine Worte (Trist. II, 333):

At si me iubeas domitos Jovis igne Gigantas
Dicere, conantem debilitabit onus,

ist die äusserst gelungene Art und Weise, wie er im Eingange des zweiten Buches der Amores (Amor. II 1, 11—20) das klägliche Scheitern eines solchen Versuches schildert. Als er den Sturm der Hundertarmigen schildern will, da kollern ihm die aufeinandergetürmten Berge wieder herunter, und als er den von Zeus geliehenen Blitzstrahl und Regen in der Hand hält, da schliesst ihm die Freundin die Thür, und Zeus und sein Blitz sind ihm nun gleichgültig.

Wie schön und ernst dagegen redet das Lied des Xenophanes von dem Preise des Mannes, der von edeln Thaten und Tapferkeit zu melden weiss, und nicht von Schlachten der Titanen und

[1]) Vgl. hierzu die kurzen und treffenden Bemerkungen G. Hermanns, Scholae Theocriteae, (opusc. V, p. 80): *nomen vero, ut Oromedontis potius quam Eurymedontis positum esse credam, cum librorum maxima pars monet, tum rariorum amator Propertius — — Est autem neque ignotum Graecis nomen Ὠρομέδων, ut ex Herodoto VII, 98 constat, et paene magis etiam regi Gigantum conveniens, quippe montium dominatorem significans.*

Giganten oder der Kentauren; das seien alte Mären, die zu nichts taugten.[1])

Und es heisst der Theokritstelle ihre wesentliche Spitze nehmen, wenn man ihr den durch Properz bezeugten Giganten Oromedon (dass von einem solchen die Rede ist, zeigt deutlich *Phlegraeis—iugis*) entzieht und ihr nur den ‚Gipfel eines weitschauenden Berges' lässt.

II.

Ueber zwei Interpolationen in den Properzhandschriften.

Seitdem vor nunmehr 80 Jahren der jetzt in Wolfenbüttel befindliche codex Neapolitanus des Properz von Lachmann aus einem bis dahin fast unbeachteten Dasein herausgeführt wurde zur selbständigern Mitarbeit an der Herstellung des Textes, ist er mehr und mehr zur führenden Stelle in diesem Werke vorgedrungen. Und wenn er auch von bewussten Entstellungen der Überlieferung, wenigstens nach Vahlens Urteil[2]), nicht frei ist, so kann man doch behaupten, dass in ihm auch nicht an einer Stelle eine absichtliche Fälschung des Textes, weder quantitativ noch qualitativ gemessen, so überzeugend dargelegt wäre, wie sie sich in den minderwertigen Handschriften so zahlreich dem Auge des unbefangenen Beobachters von selbst aufdrängen. Aber wie man sich auch zu dieser Frage stellen möge, das ist unbestritten, dass da, wo N gegen die übrigen Handschriften eine wesentlich abweichende Lesart bietet, seinen simpeln oder gar unverständlichen Zügen in der Regel grössere Beachtung zu schenken ist, als dem durchsichtigen Wasser der sonstigen Überlieferung. Dieser Standpunkt sei auch den folgenden Betrachtungen gestattet.

1.

II 30, 19—22.

Der unter No. II 30 überlieferte Complex von 40 Versen ist hinsichtlich seines Gedankenganges und seiner Teile so oft Gegenstand

[1]) Xenoph. eleg. (Bgk. PLG[4]) 1, 19 ff.:

ἀνδρῶν δ' αἰνεῖν τοῦτον, ὃς ἐσθλὰ πιὼν ἀναφαίνει
ὥς σ' ἐμνημόσυν' ἦ, καὶ τὸν ὃς ἀμφ' ἀρετῆς
οὔτι μάχας διέπει Τιτήνων οὐδὲ Γιγάντων,
οὐδ' αὖ Κενταύρων, πλάσματα τῶν προτέρων
ἢ στάσιας σφεδανάς. τοῖς οὐδὲν χρηστὸν ἔνεστιν.

[2]) Vgl. Beiträge zur Berichtigung der Elegien des Propertius, Monatsber. d. Berl. Ak. d. Wissensch. 1881, S. 336; dagegen Leo, vindic. Prop., Rh. Mus. XXXV (1881) 447: *demonstravimus, — — — codicem Neapolitanum non interpolatum esse — —*

der Controverse gewesen, dass er bereits vor mehr als dreissig Jahren der horazischen Archytasode an die Seite gestellt werden konnte. So erscheint er heute noch in vier Partieen bei Baehrens, und auch sonst ist er als *disiecti membra poetae* bezeichnet worden. In seiner Schlüsselstellung nun zeigt er vier Verse, 19—22, denen weder nach der einen noch nach der andern Seite die nötige Fühlung verschafft werden konnte, weil von den beiden Varianten ihres Eingangs die eine unverständlich, die andere, interpolierte, unbrauchbar ist.

Der Dichter ist in einem Selbstgespräch (1—12) zu dem Schlusse gekommen, dass es vor dem unerbittlichen Amor kein Entrinnen giebt, und aus den Endversen dieses Monologs, 11/12, geht ganz deutlich hervor, dass der Liebende schliesslich auch an keine Fahnenflucht denkt. Wenn er nun im folgenden Vorwürfe gegen seine *convivia* abweist (die hier gerade so für das Trio Wein, Lied, Liebe stehen, wie II 15, 48 *laeserunt nullos pocula nostra deos*), wenn er sein Liebchen auffordert, auf dem eingeschlagenen Pfade (der Liebe) weiter zu gehen, so ist ersichtlich, dass diese Verse von 13 an, sich als ein Resultat seiner früheren Überlegungen darstellen, dass somit eine Lücke hinter V. 12 nicht anzusetzen ist. In V. 13—15 rechtfertigt er sein Liebesleben durch die Abweisung griesgrämlicher Einwände, mit V. 15 beginnt die positive Seite seiner Verteidigung. Hier, sagt er (*in conviviis = in amore*), ist der Ort, wo die gelehrte Flöte tönen mag, d. h. das elegische Lied. V. 17/18 sind nur nebensächliche Verzierungen dieses Gedankens.

Es folgen nun in den Ausgaben die Verse:

Num tu, dura, paras Phrygias nunc ire per undas
Et petere Hyrcani litora longa maris
Spargereque externa communes caede Penates
Et ferre ad patrios praemia dira Lares?

So der Text von Bährens. V. 20—22 lese ich nach N:[1])

Et petere Hyrcani litora nota maris
Spargere et alterna communes caede Penates
Et ferre ad patrios praemia dira Lares?

V. 19 ist von den Handschriften folgendermassen überliefert:

Non tamen inmerito Phrygias nunc ire per undas

N (*nunc* für *non* mg. m. 2).

[1]) Ebenso Haupt-Vahlen.

Nunc tu dura paras Phrygias nunc ire per undas

D V F 2, *iam* für *tu* V mg. m. 2.

Das *num* der Ausgaben in V. 19 stammt von Scaliger, *dure* für *dura* ist Coniectur der Itali[1]).

Der Unterschied der handschriftlichen Lesarten ist hier so bedeutend, das er nicht zufällig entstanden sein kann, sondern dass hier entweder N oder D V F interpoliert sein müssen. Sind wir nun zunächst überhaupt im unsichern über den Sinn dieser Verse[2]), so wissen wir doch, was hier nicht gestanden haben kann. Nicht hier gestanden haben kann: *nunc* (oder mit Scaliger *num*) *tu dura* (*dure* Itali) *paras* und jede dem analoge Fassung; denn dazu stimmt der Inhalt von 20—22 nicht. Was sollte denn Properz, der eben erst erklärt hat: *nos modo propositum, vita, teramus iter,* an jenen fernen Meeren, oder wie sollte Cynthia so grause Thaten verrichten können, wie sie in 20—22 gekennzeichnet sind? Das *dura paras* der Baehrensschen Handschriften kann nicht richtig sein, und wir haben nun zu sehen, ob wir aus der Fassung von N, der ja so oft gegen D V F das Richtige bietet, einen Sinn herausfinden.

Lachmann (praef. ed. a. 1816, p. XXV) bezog die Verse 19/20 auf einen Partherkrieg; auf einen solchen deutet auch unzweifelhaft die hier angegebene Route *Phrygiae undae — mare Hyrcanum.* Es ist hier offenbar dieselbe Action gemeint (des J. 728 und der nächstfolgenden), deren Erfolg von des Dichters vorahnendem Geiste schon einmal verkündet ward, II 10, 13 ff:

Jam negat Euphrates equitem post terga tueri
Parthorum, et Crassos se tenuisse dolet:
India quin, Auguste, tuo dat colla triumpho,
Et domus intactae te tremit Arabiae,

und von der auch Vergil spricht, Aen. VII 604 ff.:

Sive Getis inferre manu lacrimabile bellum
Hyrcanisve Arabisve parant, seu tendere ad Indos
Auroramque sequi Parthosque reposcere signa.

Auch in den Versen 21/22 kann nur von kriegerischen Ereignissen die Rede sein und zwar nur von einem Bürgerkriege, wie Leo (Rh.

[1]) *Num iam, dure, paras,* L. Müller u. Haupt-Vahlen.

[2]) Uebertrieben ist das Urteil von Plessis *(Étud. crit., p. 153)*: *‚Les distiques 19—22 sont tellement défigurés, qu'il faut les écarter comme inexplicables et sans intérêt'.*

Mus. XXXV 447) bereits ausgesprochen hat. Denn nur zu einem solchen passen Ausdrücke wie *alterna caede spargere communes Penates* und *ferre praemia dira ad patrios Lares*. Also von Kämpfen spricht hier der Dichter, von einem sehr gefahrvollen, wider den schlimmsten Gegner Roms, und von einem unheilvollen Bruderzwist. Dieser Inhalt der Verse 19/22, blutige und grauenhafte Kämpfe, muss im Gegensatze zu dem Voraufgegangenen stehen, wie dies deutlich die Lesart der besten Handschrift *non tamen* anzeigt. Wenn wir nun den Hauptinhalt der vorhergehenden Verse (13—18) auf gradem Wege fortspinnen bis zum Gegensatze, so erhalten wir die Gegenüberstellung: *Hic (in conviviis et amore) locus est, quo docta tibia sonet; non tamen hic locus est, quo bella periculosa et dira sonent.* Es ist jetzt nicht mehr schwer, die Worte des Neapolitanus richtig zu lesen: *Non tamen in merito, Phrygias nunc ire per undas,* d. h. aber kein Verdienst ist es (für den Dichter), blutige und frevelhafte Thaten zu verrichten. Freilich daran ist nicht zu denken, dass der Dichter solche Thaten je habe verrichten können oder wollen; er weist nur, im Gegensatze zum Lobe der Liebeselegie, der *docta tibia,* die Verherrlichung solcher Thaten durch Dichters Mund ab, er hält es für unrühmlich, epische Stoffe zu besingen, als deren Vertreter hier zwei blutige Kriege der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit genannt sind[1]). Denn ganz geläufig ist auch diesem Dichter eine Ausdrucksweise, die den Dichter das auch mit eigner Hand verrichten lässt, was nur sein Mund verkündet. Calliope selbst hat ihm die Vorschrift gegeben (III 3, 41):

Nil tibi sit rauco praeconia classica cornu
Flare, nec Aonium tinguere Marte nemus,

und leicht verständlich klingen diese Worte von einer Fahrt auf jenen fernen Meeren aus dem Munde dessen, der seine Kunst so oft einer Fahrt zu Schiffe gleichstellt; vgl. z. B. III 9,3: *Quid me scribendi tam vastum mittis in aequor?* und im selben Gedichte v. 35: *Non ego velifera tumidum mare findo carina* u. s. w. Und wenn schliesslich auch Properz den Sieg des Augustus über Cleopatra verherrlicht hat (III 11 und IV 6), so spricht er doch andrerseits mit ebensolcher Trauer von dem Kampfe um Actium als von den Gräbern Perusias. Ganz ebenso wie hier hält er dem wilden Treiben des Bürgerkrieges sein friedliches Liebesleben entgegen II 15, 41. ff.:

[1]) Die *nota litora* in V. 20 sind die, von denen jetzt alle Welt spricht: ein Grund mehr, solchen Stoff abzuweisen, für einen Dichter, dessen Muse die *via intacta* der *via lata* vorzieht (III 1, 14 u. 18).

Qualem si cuncti cuperent decurrere vitam
Et pressi multo membra iacere mero,
Non ferrum crudele esset neque bellica navis,
Nec nostra Actiacum verteret ossa mare,
Nec totiens propriis circum oppugnata triumphis
Lassa foret crines solvere Roma suos.
Haec certe merito poterunt laudare minores:
Laeserunt nullos pocula nostra deos.

Und wenn er wiederholt rühmlich von des Kaisers Waffenthaten im Kriege mit den Parthern spricht (vgl. II 10, 13 ff. III 4, 1 ff.), so weisen seine dichterischen Zukunftspläne schliesslich doch andern die Verherrlichung jener Kämpfe zu (III 5, 47|48):

Exitus hic vitae superest mihi, vos quibus arma
Grata magis, Crassi signa referte domum.

Vgl. auch III 1, 15—18.

Was den seltenen Ausdruck betrifft, *non tamen in merito,* sc. *est,* es gehört nicht zum Verdienste, es ist kein Verdienst, so sei daran erinnert, dass die gleiche Ausdrucksweise sich z. B. auch bei Cicero findet, wenn es de off. I 15, 47 heisst: *De benevolentia autem — — — primum illud est in officio, ut ei plurimum tribuamus, a quo plurimum diligamur,* oder ebenda I 19, 62: *Sed ea animi elatio, quae — — — pugnat non pro salute communi, sed pro suis commodis, in vitio est.* Das ausgelassene *est* aber hebt den Gegensatz gerade so scharf hervor, wie in einer ganz ähnlichen Stelle, II 34, 59 ff.:

Me iuvet hesternis positum languere corollis,
Quem tetigit iactu certus ad ossa deus:
Actia Vergilio custodis litora Phoebi,
Caesaris et fortes dicere posse rates,

wo Baehrens ganz unnötig das *est* hinter *Vergilio* eingefügt hat[1]).

Die Verse 19—22 sind also nicht, wie man auch angenommen hat, ein von irgendwo hierher verschlagenes Fragment, sondern sie bilden ein festgefügtes Glied in der Reihe der hier ausgesprochenen

[1]) Verwischt aber wird dieser wirkungsvolle Gegensatz, wenn hier mit den Itali *Vergilium* geschrieben und dazu *iuvent* ergänzt wird; der innerlich aufatmende Liebesdichter weist mit williger Anerkennung dem Vergil die Aeneis als etwas ihm Gehörendes, gerade für ihn Bestimmtes zu. Im übrigen vgl. für die häufige Auslassung der Copula Hertzberg II p. 124.

dichterischen Gedanken. Properz ist sich darüber klar geworden, dass es vor der Liebe kein Entrinnen giebt (1—12); darum will er, ohne Rücksicht auf mürrische Tadler, sein Leben weiter der Liebe weihn (13—15). Dafür hat er ja auch einen positiven Grund: nur mit seinem Lieben kann er lyrischer Dichter bleiben, während Epiker zu sein kein Verdienst ist. Dieser Entschluss, der Liebe und dem Liebesliede treu zu bleiben, findet aber auch noch in etwas anderem seine Berechtigung: der Göttervater und die Musen selbst sind ja der Liebe ergeben gewesen. Dieser Inhalt der auf V. 22 folgenden Verse, eine Beweisführung per exempla, schliesst sich ganz ungezwungen an das Vorhergehende an. Und ebenso leichtlich tritt dem Dichter bei der Erwähnung der Musen und Calliopes Liebesrast in Thracien (V. 36) das Bild des rebenbekränzten Gottes entgegen, mit dessen Anrufung das Lied dort sein Ende findet, wo es früher einmal neu eingesetzt hatte, nämlich bei den *convivia* (V. 13).

Dass aber dieser Gedankenzusammenhang, eine Skizze zu dem in II 34 breiter ausgeführten Bilde: „Der Liebe und dem Liebeslied bleib ich treu," bisher so zerrissen und verworren sich darstellte, daran ist mehr als der unverständige Schreiber von N die Interpolation der übrigen Handschriften schuld. Denn indem sie mit ihrer kecken, unüberlegten Fälschung *nunc tu dura paras* ganz oberflächlich einen Anschluss suchte an den Eingang: *Quo fugis, a demens?*, hat sie die Erklärung von der richtigen Bahn so lange weitab geführt.

2.

IV 3, 11.

Fast ebenso gross, wie in dem besprochenen Falle, ist der Unterschied in der handschriftlichen Überlieferung eines Verses in dem Liebesbriefe, der das dritte Stück des letzten Elegieenbuches bildet. Arethusas Gatte Lycotas ist, wie schon wiederholt, so auch jetzt unter Roms Adlern in den Kampf hinausgezogen und weilt in weiter Ferne. Sein einsames Weib ist von Kummer und Sehnsucht erfüllt, und ihr Schreiben, das ihn im Feldlager erreichen soll, hält mit schmerzlichem Vorwurf seinem ruhelosen Leben in wilden Zonen das Frühlingsglück ihres ehelichen Zusammenseins vor (V. 7 ff.):

Te modo viderunt iteratos Bactra per ortus,
Te modo munito Neuricus hostis equo,
Hibernique Getae, pictoque Britannia curru,
Ustus et Eoa discolor Indus aqua.

Haecne marita fides, hae sunt pactae mihi noctes,
Cum rudis urgenti brachia victa dedi?

Ist das, so fragt die Verlassene, die eheliche Treue, sind das die Nächte, die mir in unserer ersten ausgemacht wurden? Dass mit dem doppelten „dies" des Gatten Leben in weiter Abgeschiedenheit gemeint ist, sein Aufenthalt in allen Weiten des Erdkreises, wie ihn die Verse 7—19 schildern, ist ohne weiteres klar; die beiden Gegensätze, die öden Fernen, das traulichste Zusammensein, sind wirkungsvoll zusammengerückt. An dem Sinne also, den die beiden Baehrensschen Handschriften D und V mit ihrer Lesart: *hae sunt pactae mihi noctes* (V. 11) bieten, ist nichts auszusetzen. Nur den Fehler hat diese Lesart, dass sie wenig mit dem Florentinus stimmt, der *et pacatae mihi* liest, und gar nicht mit der besten Handschrift, da der Neapolitanus *et parce avia* hat. Auch hier ist die Ungleichheit der Überlieferung so bedeutend, dass das Auseinanderwachsen des Archetypus kaum auf organischem Wege erfolgt sein kann; auch hier liegt höchst wahrscheinlich eine Interpolation vor. Und ganz recht that Haupt daran, wenn er sich lieber an die verschobenen Züge des Neapolitanus als an das glatte Gesicht von minder ehrlichen Zeugen hielt: seine Vermutung *et pactae in savia noctes* wandelt in den Spuren der vertrauenswürdigsten Überlieferung; auch in L. Müllers *pactae et mihi gaudia noctis*[1]) sind die Züge von N noch erkennbar. Indessen, wenn auch diese und ähnliche Vorschläge der Folgezeit alle einen passenden Sinn ergeben, so sind sie doch sämtlich in zwei Stücken der besten Überlieferung nicht gerecht geworden. Denn einmal haben sie das unscheinbare *avia* achtlos bei Seite geworfen[2]), und dann haben sie nicht bemerkt, dass der Neapolitanus nicht, wie z. B. Hertzberg und L. Müller angeben, *parce avia* hat, sondern, wie Baehrens verzeichnet, *parce,* d. h. *perarce. Avia* aber, das substantivierte Neutr. plur. von *avius,* die Wildnis, die Einöde, ist ein der lateinischen Dichtersprache wohl bekanntes Wort. Von Vergil (Aen. II 736 *namque avia cursu dum sequor et nota excedo regione viarum,* desgl. IX 58 *aditumque per avia quaerit*) und Ovid (Metam. I 479 *nemorum avia*) an tritt es ziemlich häufig auf in silberner Latinität, bei Lucanus (I 569), Valerius Flaccus (III 597), Silius Italicus (IV 177, VII 438, XII 352), Statius

---

1) So praef. ed. Prop. p. XLII, dagegen im Texte: *et pactae gaudia noctis.*

2) Vgl. die Bemerkung Haupts, Opusc. II 105: *pro litteris illis avia, quae intellegi nequeunt* — —

(Theb. II 79); auch Tacitus verschmäht es nicht (hist. II 85 und IV 70), und noch Ausonius gebraucht es! in der Mosella[1]). Und dieses Wort nun passt vortrefflich in den Zusammenhang unserer Stelle. Denn die Regionen, in die das Kriegsgetümmel den Lycotas abwechselnd verschlagen hat, Bactrien, das kalte Geten- und Britannerland, das heisse Indien, was sind sie denn anders für die Tochter Roms, als Wildnis und Öde? Und ganz klar und deutlich tritt nun erst der Gegensatz zwischen jenem Abenteuern in der Weite und dem erhofften innigen Verbundensein hervor, wenn das Ding beim rechten Namen genannt wird, wenn *avia* dem durch *noctes* vertretenen Begriffe *coniugium* leibhaft gegenübertritt. Aber auch die übrige Schreibung des Neapolitanus fügt sich einem passenden Sinne; denn kaum kann sein *perarce* etwas anderes sein als der Überrest von einem *speratæ*, sind doch die Minuskeln *r* und *t* oft in den Properzhandschriften verwechselt, und ist auch die Auslassung des Anfangsbuchstabens nichts Ungewöhnliches[2]). Ich schlage also vor, den Vers mit N zu lesen:

Haecne marita fides et speratae avia noctes?

und übersetze: Ist das die eheliche Treue, und ist dies dein Leben in öder Ferne[3]), das nächtliche Glück, das wir erhofften, als ich mich dir ergab? u. s. w. Gerade das Verbum *sperare* hat hier so recht seinen Platz; denn es ist ein mehrfach wiederkehrender, beinahe conventionell gewordener Gedanke in römischer Poesie, dass verlassene Liebe um ihre getäuschte Hoffnung klagt. So wirft der Dichter selbst

1) Vgl. Hosius in seiner Ausgabe der Mosella zu V. 5, der dort einen Teil der hier angeführten Stellen gesammelt hat.

2) Vgl. hierfür die hdschftl. Varianten von III 7, 29 *ire* N *ite* O, IV 4, 34 *rati* F, *taci* D (*Tati*) III 15, 30 *tabulis* O für *stabulis*, III 3, 6 *ibit* N für *bibit* und so öfters; dieselbe Abkürzung des Verbums *sperare* wie hier auch II 15, 53 *spamus* FN.

3) Dieser Begriff der Ferne oder der Abwesenheit ist in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes an sich mit gegeben, das eben alles bezeichnet, was vom geraden, gewohnten Wege abliegt, und dieser Vers sagt somit nicht viel anderes als die voraufgegangene Klage (v. 2): *cum totiens absis, cum potes esse meus*. Aehnlich wie hier, nur in breiterem und lichterem Raume, stellt der Dichter Liebesspiel und Leben in öder Gegend einander gegenüber I 17, 15:

Nonne fuit levius dominae pervincere mores
(Quamvis dura, tamen rara puella fuit),
Quam sic ignotis circumdata litora silvis
Cernere et optatos quaerere Tyndaridas?

seiner Ungetreuen vor (II 5, 3): *haec merui sperare? dabis mihi, perfida poenas*; so ruft die von Theseus verlassene Ariadne schmerzbewegt aus, (Catull LXIV 139/40):

At non haec quondam nobis promissa dedisti,
Vane: mihi non haec miserae sperare iubebas;

so klagt Phyllis über den ungetreuen Demophon (Ov. her. II 61):

Speravi melius, quia te meruisse putavi.

Wie man sieht, ergiebt diese Lesart von N denselben Sinn wie die Interpolation von DV, nur in viel eigenartigerer Form, wie sie dem originellen Dichter durchaus entspricht[1]). Dessen lebhafte aber kurze Art braucht kein *sunt* und kein *mihi*, durch die die Stelle zwar klar, aber völlig farblos und prosaisch wird. Charakteristisch jedenfalls für die Art solcher Nachbesserer ist diese Stelle ebenso wie die vorhin behandelte II 30, 19; sie zeigen deutlich die Versuche, aus einer unverständlichen, aber getreuen Überlieferung zunächst unter Anschmiegung an die überlieferten Züge etwas Lesbares zu machen. So ist dort aus einem *non tamen* ein *nunc tu* oder *iam,* hier aus dem *parce* ein *pactae* und weiterhin gar ein *pacatae* geworden, um den Vers zu füllen; aber dann hat die leichte Fahrt gestockt und auch alle weitere Rücksicht aufgehört; dort wird für *inmerito* unbedenklich ein *dura paras,* hier für das *avia* ein *mihi* eingesetzt.

Auch diese beiden Beispiele dürften geeignet sein, die jetzt herrschende Meinung über den Wert der besten Properzhandschrift gegenüber der mehr illegitimen Sippe ihrer Agnaten mit zu stützen.

1) So sieht man z. B. völlig verschiedenartige Begriffe unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes nahe aneinander gerückt und einen vom andern umfasst in der bekannten Stelle II 13, 25 *Sat mea sit magna, si tres sint pompa libelli*; ebenso IV 1, 10 *Unus erat fratrum maxima regna focus* u. a. m.

Berichtigungen.

Auf S. 138 im Beginn von Abschnitt VI ist statt:

Leos erster Einwand gegen die Synizese

zu lesen:

Leos erstes Argument für die Synizese.

S. 131 Z. 10 lies *depecŭlatui*, Z. 11 *pecŭlatus*, S. 140 Anm. 2 Z. 3 *ĭd quidem*.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
1010692070

877.04 Sa84

Satura Viadrina

G.E.STECHERT & Co. NEW YORK